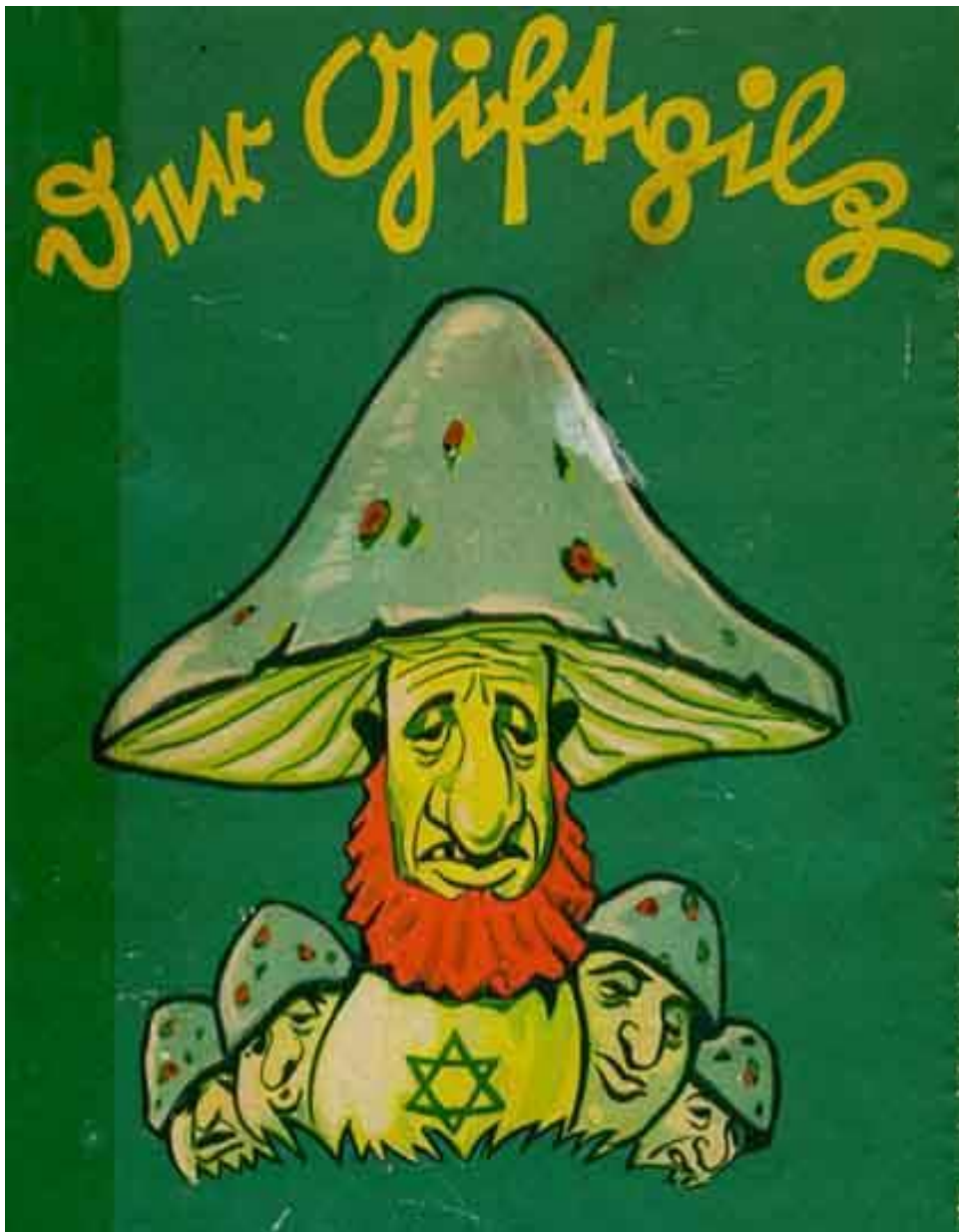


Gérard Simenon

Der GIFT-Schrank

Gereimtes und Ungereimtes, Zerdichtetes und Gestreutes



Ich weiß, man sollte Veröffentlichungen nicht mit Warnungen oder Versprechungen in Richtung Langeweile beginnen. Ich bleibe mir aber auch in dieser Hinsicht treu. Leute mit niedrigem Motivationspegel wie ich, können nur in einer Riesenselbstüberwindung zwischen Wichtigem und Langweiligem unterscheiden. Darum die eindringliche Bitte an die Leser dieser Zeilen, mir entgegenzukommen und eine eventuelle Angst vor der Langeweile in Grenzen zu halten. Ich gebe auch zu, dass vieles nicht so ernst gemeint ist, wie es sich hier liest. Aber dass alles, was hier zusammengestellt ist, von mir stammt, O-Ton ist – wie man so gerne dahin sagt – bzw daneben formuliert, beschwöre ich hiermit. Wenn jemandem etwas bekannt vorkommt, bedenke er oder sie, dass manches von dem, was ich hier vortrage, von mir schon vor Dezennien in Umlauf gebracht wurde. Ausschließen kann ich natürlich auch nicht, dass jemand – ohne mein Zutun – schon vor mir derart skurrile Ideen hatte. Ich weiß auch nicht, weswegen ich mich eher entschuldigen soll:

- weil ich das alles so lange für mich behielt, also erst so spät ans Licht der Öffentlichkeit zertrte,
- oder weil ich im Alter plötzlich mit solchen Elaboraten so nachsichtig, wenn nicht fahrlässig umgehe, dass es sogar unter die Augen dessen gerät, der das gerade liest
- oder weil ich mich überhaupt für so etwas entschuldige.

Ich habe ein Leben lang bedenkenlos auf den Nerven meiner Mitmenschen herumgetrampelt, so dass ich wenigstens diese Gelegenheit nicht auslassen sollte, mich bei aller dabei in die Augen springenden Eitelkeit rundum zu entschuldigen. Richtig, in Wahrheit will ich die Frustrationstoleranz des Lesers prüfen. Wer jetzt nicht auf eine andere Website zappt, sollte jedenfalls seine Motive einer eingehenden Forschung unterziehen. Und noch etwas zur Abschreckung: Ich bin ein heillos in seinen Gegenstand vernarrter Wissenschaftler, speziell Sprachwissenschaftler...

I Aphorismen

„Aphorismen sind immer Halbwahrheiten; da wir aber niemals die ganze Wahrheit haben, so wird da das Halbe mehr sein als das Ganze.“

Fritz Mauthner

0. Aphorismen

Mancher Aphorismus – abgeleitet aus griechisch ἀφορίζειν (,abgrenzen‘, ,auswählen‘) – ersetzen bei Lichtenberg, Nietzsche und anderen ganze Bücher.

Erst wenn man im Alter, immer noch agil und voller Ideen, merkt, dass man es nicht mehr schafft, Hunderte von möglichen Buchprojekten zu Ende zu bringen, greift man zum Aphorismus.

Beim Leser braucht diese Gattung sehr viel Fantasie, überfordert ihn schnell. Wer verkraftet schon ein Buch, in dem Hunderte von Büchern stecken?

1. Wissenschaftsevaluation

1.1 Wer Wissenschaft vom Ergebnis und von seiner Beurteilung her plant, zäumt das Pferd vom Schwanz her auf. Er ist der in Deutschland verbreiteten Marotte verfallen, erst einmal einen Zaun zu errichten, bevor man an den Hausbau denkt.

1.2 Die Politiker und zunehmend auch die Wissenschaftler hängen an der Evaluation wie die Junkies an der Nadel.

1.3 Wer heute – wie mein fünfjähriger Enkel – den Wert von Zahlungsmitteln (1 Markstück bzw. 1 Tausendmarkschein) mit Hilfe einer Waage ermittelt, muß sich nicht wundern, wenn er bald am Hungertuch nagt. Noten, Prüfungs- und Testergebnisse sagen heute über die Berufstauglichkeit von Menschen bestenfalls so viel aus wie die Waage über den Wert von Geld.

1.4 Zur Einführung einer leistungsbezogenen Bezahlung für Wissenschaftler: Empfehlung an die Wissenschaftsministerien: Entwicklung eines Gerätes, das die Leistung der Erfindung der Formel $e = m c^2$ z.B. in Kilowattstunden zu messen vermag. Falls das zu große Leistungsanforderungen an das Wissenschaftsministerium stellt, Entwicklung eines Gerätes, das den Vorschlag einer leistungsbezogenen Bezahlung für Wissenschaftler in Kilowattstunden umzurechnen versteht. Wenn das Wissenschaftsministerium das überraschenderweise schaffen sollte, dann das Gehalt dessen, der den Einfall mit der leistungsbezogenen Bezahlung hatte, als kleinstmögliche Einheit zugrundelegen. Oder käme dafür das Gehalt derjenigen in Frage, die das in einer offensichtlichen Bierlaune unterschrieben haben? Der Verfasser dieser Zeilen bittet jedenfalls schon einmal untertänigst um mindestens das Doppelte dieses Gehalts.

1.5 Wer evaluiert die Wissenschaftspolitiker, Forschungsförderer und ihre Gutachter? Wer legt ihnen das Handwerk: den in mancher Hinsicht durchaus fähigen, in vieler Hinsicht aber eben beschränkten Normalwissenschaftlern, die – gewollt oder ungewollt – nichts so sehr bekämpfen wie neue eruptive Ideen? Wer erfindet und bahnt verheißungsvolle Pfade durch das Gestrüpp der Normalwissenschaften aus dieser überheblichen Mittelmäßigkeit halbblinder Wissenschaftsmanager heraus zu einer Entdeckungsprozedur zum Auffinden von Frühwarnern, Radikalanalysten und Innovationswütigen, die die Welt wirklich voranbringen?

2. Bibliotheken

Das Bildungsniveau einer Kultur ist gewiß nicht nur am Umfang ihrer Informationsbanken zu messen; letztere sind aber eine wichtige Voraussetzung. Wer nur die herkömmlichen zentralen Bibliotheken in Deutschland mit denen in den Vereinigten Staaten vergleicht, gewinnt sehr schnell den Eindruck, als wenn hier Bombenteppiche niedergegangen sind. Im 2. Weltkrieg war das ja auch so, im übrigen unter Beteiligung der Amerikaner.

3. Lexika

Lexika sind Bücher in der Form von Listen, in denen diejenige Stichwörter fehlen, die man sucht, und diejenigen exzessiv erklärt werden, die man ohnehin zu gebrauchen weiß.¹

¹ *Mein Doktorvater war zeitweise Leiter des größten der Lexika in deutscher Sprache, dem sogenannten Grimmschen Wörterbuchs. Ich weiß also, wovon ich rede.*

4. Zweifel

- 4.1 Wer unbegründet Zweifel an der Integrität, Aufrichtigkeit oder Kompetenz einer Person äußert, erregt begründete Zweifel an der eigenen.
- 4.2 Verdacht ist eine Droge und wirkt wie Spielsucht. Wirkt er oder sieht man ihn bestätigt, weitet er sich von allein ins Grenzenlose aus. Wirkt er nicht oder sieht man ihn nicht bestätigt, braucht man nur Raffinesse zu unterstellen und er weitet sich (meistens noch mehr) aus. Der Hinweis auf die Logik der Hexenprozesse ist natürlich auch nichts anderes als Raffinesse.
- 4.3 Es gibt ein untrügliches Anzeichen von Irrglauben: das Zweifelverbot. Für Christen: Jesus hätte auf seinen "Jünger" Thomas hören sollen, statt ihn heilen zu wollen.

5. Kannitverstan

Wo dem Bedürfnis, etwas zu verstehen, mit Verständnislosigkeit begegnet wird, gerät die Kommunikation unweigerlich in ein tödliches Paradox.

6. Grenzen

6.1 Sage mir, was du akzeptierst von dem, was passiert, nachdem es keine Grenzen mehr gibt, und ich sage dir, ob du ein Mensch bist.

6.2 Grenzen sind die Kehrseite von Besitz. Besitz ist die Kehrseite von Erbe, Heirat, Bestechung, Übertölpelung (nicht selten kaschiert als Schenkung) und Gewalt. Besitzergreifung (=Okkupation) heißt meistens Krieg.

6.3 Wem das Extrembeispiel Syrien, dessen Grenzen über weiteste Entfernungen mit dem Lineal gezogen wurden, nicht die Willkür von Grenzen zeigt, dem sei ein einfaches Gedankenspiel empfohlen: Man tausche die horizontalen Grenzen gegen vertikale: Einer Gruppe von Gütergemeinschaften gehöre der Boden über 5000 Metern (gemessen am mittleren Meeresspiegel), einer anderen der zwischen 500 und 5000, einer dritten der zwischen 50 und 500, einer vierten der zwischen 5 und 50 Metern und so weiter (unter dem Meeresspiegel umge-

kehrt). Das ließe sich weiter untergliedern und z.B. mit Hilfe der LaPlace-Verteilung gerechter einteilen. Wäre das weniger sinnvoll, als die Grenzziehungen nicht nur in Syrien?

7. Philosophie

Vor allem die Universitätsphilosophen (und übrigens auch –philosophinnen) begegnen ihren Mitmenschen nicht anders als rechthaberische Dialogpiraten.

8. Religionen

Was sich in den Religionen tummelt, ist eine Mehrheit von naiven Kleingläubigen und eine Minderheit von herrischen, manchmal böartigen, zumeist aber vor allem ungläubigen Verwaltern, um nicht zu sagen: Vergewaltigern.

9. Methodentransfer

Jeder, der als Spezialwissenschaftler gedankenlos einer – von wem und wie vielen auch immer – anerkannten Methode folgt, ist ein furchterregender Dilettant.

10. Deutsche

Lewi: Die Hälfte der Deutschen sind Nazis.

Herman: Das nimmst du zurück. Du weißt genau, daß das nicht stimmt.

Lewi: Also gut, o.k. Du hast recht. Sagen wir das Gegenteil: Die Hälfte der Deutschen sind keine Nazis.¹

11. Zur Gebrauchstheorie der Bedeutung

11.1

Wie, wenn der Brauch von Sprachwissenschaftlern, Begriffe wie "Sprachgebrauch" zu gebrauchen, auf einem verhexten Gebrauch des Wortes "Gebrauch" beruhte?

11.2

Es gibt Indizien für den auffällig abweichenden Gebrauch von „Gebrauch“ in der Gebrauchstheorie der Bedeutung:

- ▶ Der Plural „Gebräuche“ ist in ihr nicht gebräuchlich
- ▶ Gebrauch setzt die Unabhängigkeit des Gebrauchten vom Gebrauchenden voraus
- ▶ Die Gebrauchstheorie hypostasiert „Bedeutung“ bzw. „Sprache“ zu eigenständigen Größen
- ▶ Sie lässt das Wozu bzw. Wofür notorisch unbesetzt bzw. unbeantwortet

12. Flexion von Lieblingswörtern der Deutschen

Sicherheit	Frieden	Genuss	Fest	Reform	diebisch
Sicherstellung	zufrieden	Genialität	Festung	Revolution	detektivisch
Sicherungsverwahrung	befrieden	Genitalität	Festigung	Restauration	diabolisch
Sicherheitsdienst	Friedhof	Generalität	Festungshaft	Rollback	diktatorisch

¹ *Ich bin keineswegs Erfinder der dialogischen Aphorismen. Schon Karl Kraus hatte in seinen >letzten Tagen der Menschheit< (1915) einen derartigen untergemischt: „Der Optimist: ... die Deutschen sind schließlich doch auch das Volk der Dichter und Denker. Was ist denn mit der deutschen Bildung? ... Der Nörgler: Die deutsche Bildung ist kein Inhalt, sondern ein Schmückedeinheim, mit dem sich das Volk der Richter und Henker seine Leere ornamentiert.“ (Bd 12, S. 94)*

13. Machbarkeit

13.1 Die Machbarkeit einer Theorie ist kein ausreichender Grund für ihre Rechtfertigung.
(Beispiel: Die bis etwa 1945 ernsthaft diskutierte Hohlraumtheorie in der Astrophysik)

13.2 Politiker, insbesondere die Multifunktionäre unter ihnen, planen in der Regel kurz-, bestenfalls mittelfristig. Manchmal gehen ihre Planungen nicht einmal über die Pickel auf ihrer Nase hinaus. Wissenschaft, die sich diese Perspektive zueigen macht, kommt nicht nur durchweg zu Schnellschüssen, die sich meist sehr schnell als nicht verlässlich erweisen, sie korrumpiert nicht nur ihren Namen und riskiert den Verlust des Vertrauensvorschlusses in der Bevölkerung, sie tut auch den Auftraggebern keinen sonderlichen Gefallen. Hat sich erst einmal die Käuflichkeit, Liebedienerei und Betrugskumpanei der Wissenschaft herumgesprochen, ist sie auch für Politik und Wirtschaft wertlos. Wenn Wissenschaft nicht einmal die suizidale Perspektive des derart selbst geschaukelten Grabes im Visier hat, verdient sie auch nichts anderes als dieses möglicherweise schon kurzfristige Schicksal.

13.3 Der verführerische Sog, der von Partialinteressen ausgeht, sei es von der Politik, der Wirtschaft oder von Verbänden wie den Kirchen, ist auch für die Wissenschaft tendenziell unwiderstehlich, wenn sie nicht über eine langfristige und revisionsbereite Grobplanung verfügt. Kurz- oder auch mittelfristige Planung ist ohne diese hoffnungslos sackgassenträchtig. Erst recht aber hüte man sich vor langfristigen Planungen, die der Menschheit ohne Diskussion und unverrückbar aufoktroiert werden sollen. Außerdem rechne man immer mit der Gefahr des Abdriftens der Diskussion auf Nebengleise.

13.4 Wenn ich mich meiner Moral entledigen könnte und jemandem, der etwas wirklich Gutes vorhat, dabei aber visionslos am Machbarkeitsprinzip orientiert ist, ein Bein stellen wollte, dann gibt es da seit der Antike ein einfaches Rezept: Zu einem Konsens so weit wie möglich in meinem (böswilligen) Interesse bringen und danach der Gruppe der potentiell Geschädigten die Strategien verraten, wie man diesen Konsens so lange unterläuft und hart am Rande des Erlaubten sabotiert, nicht zuletzt durch „unvorhersehbare“ Schlampereien bei abhängigen und/oder bestochenen Zulieferern, bis die Leute die Nase

Simenon: Giftschränk

voll haben und nach einem „Führer“ aus dem Schlammassel rufen. Machbarkeit ist wehrlos gegen Unmoral, es sei denn sie hat einen für alle sichtbaren Anker in einem in sich stimmigen, langfristig akzeptablen, aber stets revisionsbereiten Konzept.

13.5 Ich kenne zwar einen sehr ernst zu nehmenden Philosophen namens Ernst MACH, aber ich kenne keinen Philosophen der das Prinzip Machbarkeit ernst nimmt.

14. Gegensätze

Heilmittel wirken, falsch dosiert, wie Gift.

Gift wirkt, entsprechend dosiert, als Heilmittel.

15. Nostalgisches

15.1

Herman: Früher hat man über dich nur kritisch, manchmal abfällig gesprochen.

Lewi: Das waren noch Zeiten!

Herman: Heute ist man ausnahmslos gut auf dich zu sprechen. Manche schwärmen in den höchsten Tönen.

Lewi: Ja, ich weiß auch nicht, was ich in letzter Zeit falsch mache.

15.2

Herman: Was machst du, wenn man dich nicht mehr unterschätzt?

Lewi: O, Gott. Da hätte ich keine ruhige Minute. Das hieße, nichts wie weg, wohin mich keiner vermutet.

Herman: Keine Angst. Wir alle hier, die dich kennen, unterschätzen dich mit Inbrunst.

Lewi: Da bin ich erleichtert. Ich dachte schon, ich müsste auf meine mir so vertraute Selbstüberschätzung verzichten.

16. Pseudolinke

Sie sind gar nicht so selten, die Giftmischer pseudolinker Tiraden mit dem Hass von Verfolgungswahnsinnigen.

Sie nutzen linke Diskurse und Symbolhandlungen (Beispiel: Sitzblockaden) zur Befriedigung einer Art von Exhibitionismus bzw. Publizitätsgeilheit.

Sie sind leicht daran zu erkennen, dass sie kaum Hemmungen haben, zugleich Linke in ihrer Umgebung bis zur Existenzbedrohung zu verfolgen.

Geheimdienstler, die für entgegengesetzte Lager arbeiten, würden sich nicht anders verhalten.¹

17. Der "Hitler in uns"

17.1 Wer den Hitler in sich leugnet, ist in Gefahr, wie dieser zu werden, jedenfalls mehr als der, der darum weiß.

17.2 Dein gefährlichster Feind sieht dem verdammt ähnlich, was du im Spiegel siehst.

18. Kreuzkriecher

Gesteigerte Mutation
von Kreuzfahrern,
zu Hause Dreckviecher,
fahren sie je und dann
zur Absolution
nach Jerusalem,
um mit einem jüdischen
Heiligen im Rücken
zu Hause noch mehr
dreckviechern zu können.

19. Dank für Bewertungen

In letzter Zeit nimmt es zu: Studentinnen und Studenten bedanken sich für Scheine, bestandene Prüfungen oder Gutachten. Dazu ist also ein deutliches Wort fällig: Bewertungen sind – so subjektiv und willkürlich sie auch ausfallen mögen – auf Leistungen bezogen. Bewertungen, die es dagegen auf Dank angelegt haben, sei es nun in der Form von Worten oder in der Gestalt von Tausendmarkscheinen präsentieren sich als Aufforderung zu einem gerichtsverwertbaren Vergehen von der Art der Bestechung. Derartiges überlasse ich gerne Bundeskanzlern und ähnlichem Gelichter.

¹ Dieser Aphorismus entstand lange, bevor Walter Jens dement wurde.

20. Alles Sprache

20.1 Wenn ich zu einem Blinden sage, der Umstand, dass er ein herannahendes Auto nicht sehen konnte, sei wie das Quietschen des Autos und der Schmerz, nachdem er angefahren wurde, nichts anderes als Sprache, dann ist das nichts anderes als ein ziemlich inhumaner Zynismus.

Der Umstand, dass Gesehenes, Gehörtes oder Empfundenes in Sprache verwandelt werden muss, um von anderen Nichtanwesenden verstanden oder nachvollzogen zu werden, ist weder ein notwendiger noch ein hinreichender Grund für den Schluss, dass es nichts anderes als Sprache ist, selbst, wenn Sprache die Art des Sehens, Hörens oder Empfindens beeinflussen würde.

20.2 Alles Sprache: natürlich hätten die Sprachwissenschaftler das gern. Alles Gene: natürlich hätten die Genetiker das gern. Alles Psyche: natürlich hätten die Psychologen das gern. Alles Gesellschaft: natürlich hätten die Soziologen das gern. Alles Wirtschaft, natürlich hätten die Wirtschaftswissenschaftler das gern. Alles Fachegoismen: Wer hätte nicht ein Heilmittel gegen diese gern.

21. Anthropomorphismus und Wissenschaft

Unser Anthropomorphismus ist unentrinnbar. Aber die Illusion, ihm entrinnen zu können, lässt uns auf Ideen kommen, die wir vorher nicht hatten, die uns und unsere Welt verändern. Es spricht sogar nichts dagegen, daraus eine Methode zu machen. Man transzendiert nicht das Ich, wenn man das Fremde so weit weg rückt, wie es geht, aber man erweitert den Verstehens- und Handlungshorizont. Nicht das Vertraute oder der Spiegel, sondern das Fremde ist der Motor der Entwicklung. Nichts bekommt der Philosophie und natürlich den Wissenschaften also mehr als eine Exkursion in das Fremde. Das ist der Grund, warum z.B. das Studium der Ethnologie oder der Astrophysik der Weiterentwicklung der Philosophie mehr bekommt als das Studium der klassischen Philosophie. Das erkundende und verarbeitende Bemühen um das Überraschende bringt jedenfalls weitaus mehr als die Exekution eines Vorverständnisses, eines Begriffssystems oder einer Methode. Das gilt natürlich auch für das (transzendente) Ausloten der Grenzen des Möglichen selbst.

22. Todesstrafe

22.1 Rübe ab!

Wenn jemand einen anderen zum Diebstahl antreibt, nennen wir ihn Hehler und stufen ihn im moralischen Sinne schlimmer ein als den Dieb.

Wenn jemand einen anderen antreibt, einen Dritten umzubringen, also einen Mord zu begehen, dann haben wir dafür kein angemessenes einfaches Wort. Ist er deshalb weniger verwerflich als der Mörder?

Wenn jemand angesichts der Tat eines Mörders, sei es, dass er dabei an Massenmörder wie die Leiter der SS-Einsatzkommandos in Russland oder aber an grausamste Sexualmörder denkt, „Rübe ab“ sagt, hat er dann nicht wenigstens andere dazu angetrieben, einen Dritten umzubringen?

Ist der „Rübe-ab-Täter“ wie ich ihn mangels eines besseren Wortes nenne – besser als die Mörder, zu deren Tötung er antreibt?

Wenn es richtig ist, dass in jedem Mörder ein Selbstmörder steckt, ist da nicht lebenslanger Freiheitsentzug die größere Strafe?

Wenn jemand Mord zu Hinrichtung schönfärbt, ist er da nicht schon auf dem Weg zum Funktionär des „Rübe-ab-Täters“?

22.2 Der Todesstrafen-Tobi

Es scheint, die Befürworter der Todesstrafe beneiden die Mörder um das, was sie getan haben, und sehen nur in ihrer Ermordung ein legitim getarntes Verfahren, ebenfalls ihre Mordgelüste austoben zu können. Dazu Shakespeare:

Schand jenem,
der mit Mord und Blut
Sünd straft,
die er selbst gern tut.

Warum denken die gleichen Leute nicht einmal daran, dem Pyromanen seine Behausung anzuzünden und abzubrennen? Weil ihn das glücklich machen könnte? Warum ist man dann so

sicher, dass man dem Mörder mit seiner Tötung nicht ebenfalls die geheimsten Wünsche erfüllt?

22.3. Pragmatischer Widerspruch

Es gibt eine einfache Strategie für Mächtige in Ländern, in denen die Abschaffung der Todesstrafe eine Zweidrittel-Mehrheit erfordert, wenn ihre Rede von der Abschaffung nicht nur Lippenbekenntnis ist: Man gibt einen Erlass heraus oder macht ein Gesetz (einfache Mehrheit), mit der Vollstreckung der Todesstrafe bei denen zu beginnen, die den Befehl zu verantworten haben, die zum Tode Verurteilten zu töten.

22.4 Ein Selbstmordattentäter brachte kürzlich in New York mehrere Menschen um. Versehentlich überlebte er selbst. Wie ich lese, forderte der US-Präsi TRUMP daraufhin für Selbstmordattentäter die Todesstrafe. Ich wusste gar nicht, dass US-Präsidenten Menschen außer sich selbst, hier zB Selbstmordattentätern, gerne ihre sehnlichsten Wünsche erfüllen.

23.1 Die Sinnfrage

Sie ist nicht sinnlich,
 sie ist auch nicht widersinnlich
 sie ist einfach sinnlos widerlich

23.2 Die Welt hat keinen Sinn, es sei denn man schafft ihn

24.1 Versprechen I

Manche Menschen gehen
mit Versprechen so um,
dass sie sich im Zweifelsfall
damit herausreden können,
sie hätten sich bei diesem Versprechen
nur versprochen.¹

24.2 Versprechen II

„Versprochen ist versprochen“
(Reklametext)
Da hat sich wohl der Werbetexter versprochen.
Er meint wohl „verbrochen“.

25. Gotteslästerung

25.1 Wenn es einen Gott gäbe, der Anspruch darauf haben könnte, dass Menschen eine hohe Meinung von ihm haben, dann wäre kaum eine größere Gotteslästerung denkbar als die Vorstellung, er würde durch Gotteslästerung herabgesetzt und müsse durch Strafandrohung gesetzlich davor geschützt werden.

25.2 Herman: Du stirbst noch einmal mit einer Gotteslästerung auf den Lippen.

Lewi: Hoffentlich tue ich diesem Herrn nicht auch noch diese Ehre an

26. Auch ein Kreislauf

Pharma-Konzerne leben von der Produktion von Heilmitteln für Gebrechen, die ihre Abwässer und Giftwolken erzeugen.

¹ *Lange verfasst, bevor ich den Nehrener Bürgermeister Betz kennen lernte.*

27. Glück

27.1 Glücksgefühle sind primär eine Sache der Hormone, punktuell lebenswichtig, aber orgasmushaft flüchtig, als Dauerzustand unerträglich wie Schmerzen, Symptom der Selbsttäuschung, wenn nicht des Irreseins.

27.2 Glück lässt sich wie Frieden oder Demokratie kaum anders bestimmen als durch Abwesenheit ihres Gegenteils, hat damit also zentral höchstens basale Bedeutung als Voraussetzung von Wichtigerem.

28. Gefühle

28.1

Gefühle und Verstand als zwei Dinge anzusehen, ist ziemlich gefühllos oder unverständig, verrät zumindest wenig Fingerspitzengefühl, Verständnis oder beides.

28.2

Lewi: Stell dir vor, ich bin kürzlich interviewt worden. Da fragt mich doch so eine Tussi: „Welche Gefühle haben Sie gehabt, als Sie diese Formel entwickelten?“

Herman: Du hast eine Formel entwickelt?

Lewi: Ach so, ja, das ist aber schon mehr als ein halbes Jahrhundert her.

Herman: Du Angeber!

Lewi: Nein, ich hatte tatsächlich eine Formel entwickelt. Wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, lautete sie:

$$\delta = 1 - (1 - L/N)^{1/i}; \quad i \geq 2$$

Aber ich habe nie überprüft, ob sie nicht vor mir schon jemand entwickelt hatte.

Herman: Vow! Und welche Gefühle hattest du nun, als du die Formel entwickeltest?

Lewi: Glücklicherweise fragt niemand danach, wozu sie gut oder schlecht ist.

Herman: Sag bloß, die Formel hat mit Genetik oder so zu tun.

Lewi: Jedenfalls Gefühle lassen sich damit nicht berechnen.

29. Ruhm

29.1 Ruhm tötet Leistung.

29.2 Wer nicht gerade Exhibitionist ist und doch nach Ruhm strebt, hat sich selbst missverstanden, sollte erst einmal seine wirren Zielplanungen widerspruchsfrei machen. Sonst entdeckt er zu spät und dann sicher wehrlos: Ruhm ist eine ziemlich unangenehme Nebenwirkung der Leistung. Jeder leidlich einfallsreiche Nicht-Exhibitionist hat es noch immer lebenslang verstanden, z.B. hinter der Maske der Öffentlichkeitsscheu zu wirken, ohne berühmt zu werden.

29.3 Ruhmsüchtige sind prinzipiell in Versuchung, ihr Ziel durch Täuschung oder gar durch Verbrechen zu erreichen. Gewöhnliche Täuschungen und Verbrechen sind da aber ungeeignet, zumindest nicht von Dauer. Immerhin sind die Hitler-Tagebücher Konrad Kujaus oder die 30.000, die Otto Ohlendorf im 2. Weltkrieg an zwei Tagen in Babi Jar ermorden ließ, zu übertreffen. Und wetten, dass die meisten schon jetzt die Namen Kujau und Ohlendorf vergessen, vielleicht sogar nie gehört haben.

29.4 Glücklicherweise wird man nicht berühmt, wenn man es nicht will. Und wer trotzdem berühmt wird, wünscht sich alsbald das Glück zurück, es nicht zu sein bzw. nicht gewollt zu haben.

29.5 Herder:

(1797)

Der Nationalruhm ist ein täuschender Verführer. Zuerst lockt er und muntert auf; hat er eine gewisse Höhe erreicht, so umklammert er den Kopf mit einer ehernen Bunde; der Umschlossene sieht im Nebel nichts als sein eigenes Bild, keiner fremden neuen Eindrücke mehr fähig. Behüte der Himmel uns vor solchem Nationalruhm.

30. Preise

Herman: Wie ich höre, bist du für den Nobelpreis vorgeschlagen worden.

Lewi: Und du meinst, ich soll erst einmal die Jury überprüfen, die solche Preise vergibt?

Herman: Sie wurde letztlich von Spitzenpolitikern zusammengestellt.

Lewi: Da prüfe ich lieber erst einmal, ob die zu erwartende Summe dafür reicht, hundert Leute zu beschäftigen, deren Arbeitsergebnisse dann in zehn Jahren wert sind, so viel zu verdienen. Fällt diese Prüfung positiv aus, stört mich auch nur wenig, welches Gelichter – man denke an die Naturwissenschaftler Lenard und Stark – sol-

Simenon: Giftschränk

che Preise bisher erhalten hat.

Herman: Ich ahnte ja immer, dass du – einsam auf einem Gipfel der Selbstüberschätzung thronend – in Wahrheit an einem Schachertrieb leidest.

31. Gedankliche Ungeheuer

halten es meistens nur unter Menschen aus, die sie als solche nicht erkennen. Ihre Nachwelten halten es umgekehrt mit ihnen meistens nur aus, indem sie ihren Gedanken das Ungeheure nehmen.

32. Genüssliches vom Genus

Die Sache ist nicht sächlich.
Das Weib ist nicht weiblich
 Warum ist dann der Mann männlich?

Das Geschlecht ein Neutrum?
Der Zwitter männlich?
Die Männlichkeit weiblich?

Bin ich froh, dass
die Vernunft, die Logik und die Einsicht
 nicht männlich sind!

Genial von den Männern,
die Genialität als feminisierte Ableitung
 vom Genus abhängig zu machen.

Ist Genus[s] eigentlich
 männlich oder sächlich?
 Jedenfalls nicht weiblich!

Die Frage des Lesers Bodo Dax gebe ich gerne weiter: Wie feminisiert man eigentlich Neidhammel?

(Mein Freund George Leaman stößt mich mit der Nase drauf, dass das kaum ohne umständliche Erklärungen in fremde Sprachen übersetzbar ist. Tut mir leid)

33. Vernunft und Macht

Die alten Weisen sagten: Entscheide dich für die Vernunft und im Zweifelsfall gegen die Macht.

Das 3. Reich hat die Weisen scheinbar bescheidener gemacht: Wer sich in das Unvernünftige, weil angeblich Übermächtige, schickt, wird zu seinem Mittäter.

Weise, die nicht zu Mittätern werden wollen, haben sich längst damit abgefunden, ohne die Möglichkeit eines Zurück exkommuniziert zu sein.

34. Ellenbogen und Kopf

Der Ellenbogen ist in Deutschland, so sehr das einige bedauern, gerade auch im Kulturbereich, insbesondere in der Wissenschaft, ein Körperteil, der durchweg wichtiger ist als der hellste Kopf.

35. Goldene Tafeln

Was kann schon aus einer Forschung herauskommen, die im Arsch von Wirtschaft oder Politik ein goldgetäfeltes Gefängnis sucht oder gar glaubt gefunden zu haben.

36. Ingerlinge

Kiessinger, Fillbinger, Jänninger, Ötzinger:¹ die Namen genügen, um zu zeigen, wie man im deutschen Südwesten mit dem 3. Reich umgeht.

37. Bedeutungswandel

Anfangs war „**Reform**“ ein Wort für die Befreiung von Zwängen und die Verheißung blühender Gärten. Heute steht sie für die Verschärfung von Zwängen und für den Abschied von blühenden Gärten. Und wer noch blühende Gärten verspricht, verbreitet nichts als Ängste.

¹ Orthografische Fehlhandlungen und Druckfehler sind rein zufällig bzw. freie Erfindungen des Tipserichs.

In Ländern, in denen man statt von Reform von „**Revolution**“ sprach oder spricht, war oder ist ein vergleichbarer Bedeutungswandel zu beobachten.

38. Bedeutungsbeziehungen

Denkt man an den sinnfälligen Zusammenhang von *Trank* und *trinken*, gibt einem ansonsten der Schluss von der Lautung auf die Bedeutung manchmal ziemliche Rätsel auf, selbst da, wo die Wörter aus einer Wurzel entstanden sein dürften:

- ▶ *Kuchen* werden nicht *gekocht*
- ▶ *Brot* wird nicht *gebraut* oder *gebraten*
- ▶ Eine *Bahre* wird nicht *geboren*

Natürlich weiß ich: Ein Etymologe kann das alles erklären.

39. Wahrheit und Macht

39.1 Jedes Fach, jeder Denkansatz, jede Methode, allgemein: alle Besonderungen und Perspektiven sind verführerische Einladungen zum – wissenschaftstheoretisch nicht begründbaren – Ignorieren, wenn nicht Verdammn anderer Perspektiven; deutlicher: Wahrheit durch Willkür und Macht zu ersetzen. Kaum eine Erkenntnis trifft zumindest dieses Ignorieren so sehr als erstes wie eben diese.

39.2 Wenn aber Wissenschaft, ertrunken in der von ihr selbst hervorgebrachten Informationsflut, zu einer derartigen Besonderung verurteilt ist, was ist sie da mehr als eine geistprühende Anstrengung, in einem Taumel von Formeln, Gleichungen und Wahrheiten ihren schwankenden Grund fundamentalistisch zu ignorieren, zu verdrängen oder ross-täuscherisch als ewig unverrückbaren Felsen zu behandeln.

39.3 Was aber hindert uns, angesichts dieser Erkenntnis in postmoderne Beliebigkeit („anything goes“) zu verfallen oder schlimmer noch, wie die Nazis den „Willen zur Macht“ an Stelle des „Willens zur Wahrheit“ zum Handlungsprinzip zu deklarieren? Einen neuen Fundamentalismus begründen oder sich sonst wie im Kreise drehen?

39.4 Wäre nicht schon sehr viel damit gewonnen,

- ▶ im Wissen um die Relativität seines eigenen Verständnisses von Wahrheit und Wissenschaft die Relativität der Fundamentalismen aufzuzeigen,

- ▶ die Weichen dafür zu stellen, dass sich Forschung nicht in die Botmäßigkeit von außerwissenschaftlichen Mächten (Kirchen, Behörden, Geldgebern, Verlagen, Medien) begeben können, und
- ▶ über die Chancengleichheit aller Wissenschaftsverständnisse hinaus die Möglichkeiten zu optimieren, sich mit Andersdenkenden auseinanderzusetzen und die eigene Revisionsbereitschaft zu stärken und – wo sie nicht vorhanden ist – zu schaffen?

39.5 Wer verkennt, dass Kritik sich in nicht vertretbare Widersprüche verfängt, wenn sie nicht ihren Standpunkt offenbart, positiv entfaltet und zur Gegenkritik freigibt, spielt eben das Macht- und Ränkespiel weiter, das es gerade zu überwinden gilt. Wäre nicht schon sehr viel damit gewonnen, wenn alle lernten und sich vornähmen, ihre wichtigsten Anliegen und handlungsleitenden Prinzipien den Mitmenschen – ohne auch versteckte Werbungsabsicht – durchsichtig zu machen und zur Diskussion zu stellen?

40. Vordenker

Wir brauchen Vordenker wie Nachdenker, nicht Vorbeter und Nachbeter.

41. Masken

Bescheidenheit ist die wichtigste Maske der Eitelkeit und Eitelkeit die wichtigste Maske der Verletzlichkeit und Verletzlichkeit die wichtigste Maske der Beschränktheit und Beschränktheit die wichtigste Maske von Bescheidenheit etc.

Ich liebe Masken; aber ich gebe zu: diese Liebe hat ein Faible für alles Einfallsreiche, Kreative und Originelle, sogar unter den vielen Varianten von Bescheidenheit, Eitelkeit, Verletzlichkeit und Beschränktheit, mögen sie auch noch so skurril ausfallen.

Fremd sind mir freilich auch die simplen, alltäglichen oder selbstwidersprüchlichen oder zirkulären Masken nicht, wie diesem Spruch unschwer zu entnehmen ist.

42. Fälschung

Ich bin kein Kleidungsforscher; also weiß ich nicht, wer zuerst auf die Idee kam, so etwas wie einen Frack mit Krawatte entwerfen zu lassen. Vermutlich hält sich die Tradition, bei bestimmten Anlässen, die Eingeladenen zu Frack und Krawatte zu zwingen, nur in Nuancen geändert, über Jahrhunderte. Warum kommen sich eigentlich die Diktatoren (die Zwinger zu Frack und Krawatte), noch die Hehler im Namen dieser Diktatoren (die Träger dieser Kleidungsstücke), noch die Fälscher selbst (die man irreführend nicht Künstler oder so nennt, sondern Schneider) nicht wie Plagiatoren vor?

43. Wille und Wissen

ich wusste nie, was ich wollte

ich wollte immer wissen, was ich nicht wusste

ich wollte nie wissen, was ich wollte

wollte ich je wissen, was ich wusste?

was sind das für Leute, die immer schon wussten, was sie wollten

44. Mittelalter und Moderne

Lewi: Mir deucht, wir leben im Mittelalter.

Herman: Ist das nicht übertrieben?

Wir haben den Mond betreten.

Wir haben die Atom- und die Nanotechnik.

Wir haben den Computer und das Internet.

Lewi: Du hast recht.

Die Mittel sind so viel raffinierter, dass es möglich wird, die Beziehungen von Mensch zu Mensch mittelalterlicher zu gestalten als im Mittelalter, so raffiniert, dass die Menschen es selbst nicht merken.

45. Vergreisung

Die Klage über die Vergreisung Deutschlands war unter dem Schlagwort ‚Geburtenrückgang‘ im 3. Reich bis in die letzten Gazetten ein Dauerthema mit fast den gleichen Tannebaum-Schaubildern.

Damals war das die logische Konsequenz aus einer Angst vor ‚Überfremdung‘ und der Bereitschaft, Kriege anzuzetteln. Aber selbst Himmler war am Ende des Krieges bereit, das Problem durch die Einführung einer Art Doppelpass zu lösen.

Was also will man? Deutschland ‚aufnorden‘ – wie es damals hieß – oder die Übervölkerung der Erde stimulieren?

46. Privatisierungen

Privatisierungen stehen immer an der Schwelle zu kriminellen Entsorgungen. Privatisiert wird nicht nur, was zu viel Verwaltungsaufwand zur Folge hat, was Wegrationalisierung von Arbeitsplätzen verspricht, sondern auch das, dessen verantwortliche Verwirklichung zu viel Kosten verursacht.

Das heißt: Privatisierungen delegieren die Verantwortung tendenziell an Unternehmen, die von der Bevölkerung nicht nur mehr Geld verlangen, die nicht nur viele Leistungen alsbald streichen, sondern die auch am liebsten für nichts die Verantwortung übernehmen wollen. Solange der Staat solche Privatisierungen nicht an Bedingungen bindet, die diese Wirkungen ausschließen, macht er sich mitschuldig und sollte auch finanziell als Mitverantwortlicher behandelt werden.

47. Argumente und Taten

Wer Argumente nicht mit Argumenten begegnen will, sondern nur mit Taten, verhält sich so irrational wie der, der den Boten einer schlechten Nachricht tötet.

48. Sparen

Das ist nicht nur bei Ministern so: Wer andere anhält zu sparen, vielleicht sogar Arbeitslose als Faulenzer beschimpft, tut das vor allem, um sein unverhältnismäßig lukratives und nicht selten faules Leben mit dem so Gesparten finanzieren zu können.

49. Wissenschaftsförderung

Während man in den USA für ein Projekt wie die Expedition des „Galileo“ zum Jupiter 20 Jahre Vorbereitungszeit zahlt, beschränkt die >Deutsche Forschungsgemeinschaft< die Förderung von Projekten auf 2 Jahre, selten auf 4 Jahre und länger.

Der beliebte Vergleich der BRD mit den USA blamiert die BRD bei näherem Zusehen immer wieder als Kleinkleckerlesladen.

50. Egoismusgetarntes Sozialverhalten

Was ist das für eine Welt, in der naives Sozialverhalten sich als Egoismus tarnen muss, damit es nicht als Bedrohung erscheint, weil man dahinter sonst einen besonders durchtriebenen Egoismus fürchtet.

51. Geheimdienstler

51.1 Geheimdienstler sind sehr effektiv darin herauszufinden, was die meisten anderen Zeitgenossen schon vorher, manchmal vor Jahrzehnten wussten oder zumindest ahnten. Harmlos sind sie deswegen keineswegs. Denn sie neigen dazu, ihren Wissensstand dazu zu nutzen, die anderen Zeitgenossen, deren Wissensstand natürlich schon wieder ganz woanders ist, folternd, wenn nicht mordend dazu zu zwingen, ihrem veralteten Wissen zu entsprechen, insbesondere wenn Diktatoren oder sonstwie Mächtige das zu wünschen scheinen.

51.2 Neulich wirft mir jemand im Streit vor, dass ich ihn als Geheimdienstler bezeichnet habe. Ich wäre vorher nicht einmal darauf gekommen. Aber der Vorwurf bringt mich drauf: Ich meine auch so etwas sogar bei dem Stasichef Wolff – oder war es der SS-Sicherheitsdienstler Schellenberg – gelesen zu haben: Wenn jemand Andeutungen macht oder einen Geheimdienstler nur ansieht, als wüsste er, wer er ist, ist die beste Gegenwehr gegen eine drohende Enttarnung, diesem vorzuwerfen, er hätte ihm unterstellt, er sei ein Geheimdienstler. Der Vorwurf erzeugt auch sonst Verteidigungsstrategien, die wie kaum etwas anderes von der Wahrheit ablenken, insbesondere wenn diese der Fall ist.

52. Bush's Pyrrhus-Siege über Hussein und Bin Laden

Dass Bush mit seinen Mitteln und Mittelsleuten Saddam Hussein oder Osama Bin Laden so lange nicht hat auftreiben können, hat etwas Tröstliches, aber auch etwas Beängstigendes. Tröstlich ist, dass damit klar zu sein scheint, dass die Methodik der Geheimdienste doch noch nicht so perfekt ist, wie wir nicht erst seit Huxley und Orwell befürchten mussten. Beängstigend ist, dass Diktatoren nach ihrer militärischen Niederlage, nicht mehr einfach Selbstmord zu begehen brauchen. Sie können ihr Treiben offenbar auch aus dem Untergrund heraus fortsetzen. Am meisten aber ängstigt der Verdacht, dass Bush & Co absichtlich solche Leute wie Saddam Hussein und Osama Bin Laden nur auf Grund einer Panne aufzutreiben pflegen, weil sie sich davon naheliegende politische Vorteile versprechen.

53. Variationen ohne tiefere Bedeutung

- Der Krieg: Aufgestanden ist er, welcher lange schlief
- Das Bier: Abgestanden ist es, welches lange gor
- Fortuna: Abgestiegen ist sie aus dem Bundesliga-Mief
- Politik: Aufgestoßen ist sie mir ein knurrend Gartentor

54. Instrumentelles versus interaktives Handeln

Herman: Wer ein wahrer Mensch sein will, macht keine Menschen zum Objekt instrumentellen Handelns.

Lewi: Auch ein Messias oder gar ein Habermas schneidet sich manchmal die Nägel, macht sein Subjekt also zum Objekt einer einfachen handwerklichen Operation.

Herman: Also enthält so etwas wie Maniküre auch etwas Interaktives?

Lewi: Sicher. Wichtiger ist aber, dass selbst so etwas wie Beischlaf immer etwas Instrumentelles hat. Subjekt, Ko-Subjekt und Objekt sind weder bei Gegenständen noch bei Menschen und bei sich selbst praktisch auseinanderzuhalten. Sie sind gepaarte Fiktionen mit der Tendenz zur Irreleitung des Handelns.

55. Einsteins Würfel

Ihr wisst, dass zu den Alten gesagt ist: Gott würfelt nicht.

Ich aber sage euch: Die Würfel (ver-)göttern nicht.

Außerdem versteinert Einstein nicht.

56. Dialektik der Dummheit

Es gibt nichts Dümmeres als auf angeblich Dumme herabzuschauen. Wie formuliert man das, ohne sich auszuschließen?

57. Identitätssuche

57.1 Erste Annäherung:

- ▶ ich bin ein Deutscher
- ▶ ich bin ein Europäer
- ▶ ich bin ein Erdenbürger
- ▶ ich bin ein Weltenbürger

Aber: in umgekehrter Reihenfolge und mit umgekehrter Priorität

Und doch: ein typischer Deutscher

57.2 Zweite Annäherung:

- ▶ ich bin Hamburger (von Geburt)
- ▶ ich bin Tübinger (weil länger in Tübingen lebend)

Aber: Eigentlich bin ich geboren auf der Grenze zwischen Hamburg und Altona, das damals noch zu Holstein gehörte. Also eine Art regionaler Zwitter

Und doch: jeder Tübinger, der mich kennt, betrachtet mich nach wie vor als „Reingeschmeckten“ – wie man alle menschlichen Fremdkörper in Schwaben nennt – und meint damit: unverbesserlicher Hamburger, vielleicht auch wegen meines bekanntesten und zugleich kürzesten (wenn auch erfolglosen) Leserbriefes, als man aus einem Traditi-

onslokal eine McDonalds-Filiale machen wollte: „Hamburger sind ungenießbar und giftig. Ich muss es wissen: Ich bin selber einer.“¹

57.3 Unangenähert I

Das Bemühen um das, was man Selbst, Selbstbewusstsein oder Identität zu nennen pflegt, gerät durch die Gewolltheit in eine Spirale mit immer tieferem Abstand vom Ziel, deutlicher: in einen Strudel des Verlustes desselben. Selbstbewusstsein entfernt sich von einem Menschen in dem Maße, wie er nach ihm strebt. Entweder man hat es – beinahe gedankenlos – oder man gewinnt es ungewollt im Bemühen um gesellschaftliche Ziele, wenn auch natürlich nicht gegen das Ich oder gar in der Erstickung seiner Bedürfnisse, aber durchaus im Wissen der Fiktionalität von Selbst, Selbstbewusstsein, Identität, Ich und Gesellschaft, allgemein von Orientierungsmitteln aller Art.

57.4 Unangenähert II

Ich habe nie gewusst, wer ich bin. Mein Ich war mir meistens nicht mehr als das unfassbar Tränentreibende zwischen Zwiebelschalen. Mir tun alle Leute leid, die sich mit zum Teil bis an die Grenzen gehender psychischer Energie durch solche Zwiebelschalen wühlen auf der Suche nach dem Kern ihres Ichs, um im Alter nichts als kernlose Schalen in ihrer Hand verfaulen zu sehen, und manchmal dann immer noch denken, in diesen Schalen oder gar in dieser sinnlosen Suche Ich, Selbst und Sinn gefunden zu haben. Mit verwunde[r]ten Augen schaue ich in die derjenigen, die mir Ichstärke bescheinigen. Heißt das, dass ichstark ist, der nicht weiß, wer er ist?

58. Auflagen

Mit der Zahl der Auflagen wächst auch die Zahl der Nichtleser unter den Käufern.

(Könnte von Goethe stammen angesichts der Auflagen seines zeitgenössischen Bestsellerautors Kotzebue)

59. Kapitalismus

¹ Nur nebenbei: Die McDonalds-Filiale wurde inzwischen aufgegeben. War der Leserbrief also doch nicht so erfolglos?

Simenon: Giftschränk

Herman: Ich sehe, du gehörst zu den böswilligen Menschen, die notorisch „Kapitalismus“ in „Kannibalismus“ verlesen.

Lewi: Nein, nein! Wenn es Kannibalismus als Massenerscheinung je gab, dann dürfte er in Europa vor über 5 000 Jahren ausgestorben sein. Nein, auf die durchtriebeneren und entsprechend weniger durchschaubare Stufe des Kapitalismus sank man in der Geschichte der Gewalt Herrschender gegen Abhängige erst vor gut 500 Jahren.

Herman: Wie würdest du denn Kapitalismus auf eine Formel bringen?

Lewi: Wer kein Hemd hat, der gebe dem, der zwei Hemden hat oder mehr.

Herman: Da hast du etwas missverstanden!

Lewi: Du hast recht: So ist es besser: Wer zwei Splitter im Auge hat, der gebe dem, der keinen hat.

60. Verfolgung

Für Kant gerann Gott zum Postulat.

Nietzsche entwarf eine „dionysische“ Gegenreligion.

Beide wurden als Gottesleugner – manchmal als „Gottesmörder“ – verfolgt.

Vaihinger ist weitaus radikaler: Götter sind hier Fiktionen, Abwege ohne Entsprechung in der Wirklichkeit, Schlangenhäute, die man hinter sich lassen kann, ja, von denen man sich befreien muss, wenn man die Welt ungetrübt verstehen will, Fiktionen, die man also nicht braucht, die bestenfalls Anregungen geben, die meistens und nicht nur in der Hand von Priestern eher destruktiv, jedenfalls alles andere als lebensnotwendig sind.

Wieso wurde Vaihinger deswegen nicht auch nur annähernd so verfolgt wie Kant oder Nietzsche?

61. Klinkenputzen

Simenon: Giftschränk

Lewi: Muss ein Wissenschaftler ein Weltmeister im Klinkenputzen sein?

Herman: Du meinst im Betteln? Wenn es doch um seine Karriere geht!

Lewi: Und wenn es nicht um seine Karriere geht? Es könnte doch sein, dass es um die Zukunft aller geht!

Herman: Und wer entscheidet das? Die Geldgeber oder die Mächtigen?

Lewi: Richtig! Irgendetwas beißt sich da in den Schwanz und die Wissenschaft bleibt auf der Strecke.

62. Moral

Moral kommt von Mos. Man muss das nicht sonderlich gedehnt aussprechen, um darauf zu kommen, dass das auch im Hochdeutschen ‚Geld‘ bedeutet.

63. Deduktion und Induktion

Herman: Wer schon alles weiß, sollte gar nicht erst anfangen, empirisch zu forschen

Lewi: Wer einfach anfängt zu forschen, ohne über sich und seine Vorurteile etwas zu wissen, ist geneigt, jeden Blindgänger für einen Jahrhundertfund zu halten.

Herman: Wie kommen wir da zusammen?

Lewi: Vielleicht indem wir wenigstens zeitweise doppelgleisig fahren und Diskussionspausen einlegen.

63. Reisende

63.1 Die Entwicklung von einem Kreuzzug zu einer Kreuzfahrt ist ähnlich wie die von einer Leibeigenengesellschaft zu einer Kapitalgesellschaft nur scheinbar ein Fortschritt.

63.2 Reisende sind immer in Gefahr, wie Kreuzfahrer in die Fremde einzubrechen. Sie neigen zu einer brachialen Destruktion fremder Kulturen.

Natürlich hat auch das nicht nur negative Rückwirkungen. Die Dichtung, selbst die Mathematik des Mittelalters hat sich durch die Kreuzzüge verändert.

Was spricht aber gegen eine innovative Erforschung des Reiseverhaltens mit dem Ziel der Entwicklung einer Reisekultur, für die der Kulturkontakt mit Revisionsbereitschaft in Bezug auf seine Selbstverständlichkeiten verbunden ist?

Das sollte Kritikbereitschaft nicht ausschließen. Revisionsbereitschaft heißt das Bemühen um Verstehen, aber nicht um kritikloses Akzeptieren oder nur tatenloses Zusehen. Ihre Grenzen findet sie zumindest in Gewalt – von der Klitoris-Beschneidung bis zur Todesstrafe.

65. Priester und Profeten

Auch auf den Hochschulen gibt es mehr oder weniger Priester und Profeten. Wie in den Religionen die Priester eher religionsfeindlich agieren, so in der Wissenschaft die Manager, Politiker, Repräsentanten und Verwalter unter den Professoren eher forschungsfeindlich. Wie Profeten eher in Nischen oder außerhalb der Religionsgemeinschaften, eher solche begründend zu finden sind, so kreative Wissenschaftler eher in Nischen oder außerhalb des Universitätstreibens, eher neue Forschungsrichtungen begründend. In beiden Bereichen besteht die besorgniserregende Situation, dass es nahezu immer die Priester sind, die darüber entscheiden, wer langfristig als Profet gilt. Ausgesprochen selten sind in beiden Bereichen Doppelbegabungen.

66. Pioniere

(1) Pionieren werden nahezu ausschließlich Knüppel zwischen die Beine geworfen. Hat sich eine Pioniertat trotzdem durchgesetzt, profitieren davon die, die sie durchsetzten, selten die Pioniere selbst. Bestenfalls werden sie mit einem Preis abgespeist. Gar nicht so selten werden sie vergessen. Manchmal werden sogar den mentalen Dieben der Pionierstat, die Verdienste zugesprochen.

(2) Nur in wenigen Fällen besitzen die Pioniere selbst die Fähigkeit zur Durchsetzung ihrer Erfindungen und Entdeckungen. Das geht dann allerdings fast immer auf Kosten der Zeit für weitere Pionierstaten.

(3) Es ist nicht nur im Bereich religiöser und sozialer Bewegungen so, dass die Pioniere missverstanden oder verfälscht werden, manchmal schon durch Mitarbeiter oder Nachfolger – es gibt auch Fälle, wo es die Innovatoren selbst tun –; damit ist auch in anderen Bereichen zu rechnen. Missverständnisse und Fälschungen sind überdies nur schwer zu unterscheiden von sinnvollen Weiterentwicklungen oder Vereinfachungen.

67. Innovation und Promotion

Herman: Gratuliere! Da hast du wieder einmal etwas grundlegend Neues geschaffen. Wieso aber tust du so wenig, um dafür die Öffentlichkeit zu gewinnen?

Lewi: Das erfordert eine andere Kompetenz und eine andere Motivation.

Herman: Und die hast du nicht? Endlich einmal einen Schwachpunkt an dem Übermenschen!

Lewi: Übermenschen gibt es nicht und wird es nicht geben. Es gibt durchweg nur Spezialbegabungen. Dabei führen Kompetenz und Motivation zu einer Eskalation – wenn man so will: zu einem Teufelskreis – in eine bestimmte Richtung.

Herman: Und das ist schwer in eine andere Richtung zu durchbrechen? Daher sind Innovator und Promoter selten in einer Person vereinigt?

Lewi: So ist es. Es ist sogar so: Wenn jemand etwas Neues in die Welt setzt und den Rest seines Lebens damit verbringt, das in der Öffentlichkeit durchzusetzen, dann kann man ziemlich sicher davon ausgehen, dass dieses Neue in Wirklichkeit gar nicht von ihm stammt.

Herman: Gilt das auch für Einstein?

Lewi: Weiß ich nicht, hab mich zu wenig mit ihm beschäftigt. Innovation und Promotion müssen sich aber auf jeden Fall ergänzen. Blumig ausgedrückt: Sie müssen

Freunde werden. Bei solchen Freundschaften muss man aber wieder mit unnötigen Auswirkungen, insbesondere mit neuen Einseitigkeiten rechnen, natürlich auch bei den wenigen Einsteins.

Herman: Du denkst an Einsteins Fehleinschätzung des Relativismus in der Philosophie?

Lewi: Hätte Einstein den Relativismus à la Vaihinger nicht gründlich missverstanden, wären uns viele abwegige Dispute in Philosophie und Physik erspart geblieben.

Herman: Werden Innovatoren nicht überschätzt?

Lewi: In der Tat: Wenn Innovatoren einmal den Damm aus Totschweigen und Zurücktheitserklärungen durchbrochen haben, werden sie meist sofort überschätzt und zu Berühmtheiten hochstilisiert. Es ist überhaupt nicht einzusehen, warum z.B. Promoter nicht annähernd so gewürdigt werden wie die Innovatoren.

68. „Gleichungen“

Intelligenz ist, was der Test misst.

Kunst ist, was die Kunsthalle zeigt

Foul ist, wenn der Schiedsrichter pfeift.

Logik ist, was in allen diesen Sätzen keine Rolle spielt.

Ja, natürlich auch in letzterem.

Wie kommt es eigentlich, dass trotzdem durch die Ritzen dieser Sätze so etwas wie ‚Wahrheit‘ blitzt?

69. Fettnäpfchen

Die Lust, in Fettnäpfchen zu baden, wächst mit dem Abstand zu den Zentren der Macht.

70. Nazi-Gegner

Herman: Ein Nazi-Gegner ist über alle Zweifel erhaben.

Lewi: Ist ein Maffioso, der eine andere Maffia-Gang bekämpft, auch über alle Zweifel erhaben?

Herman: Du hast recht: Man muss auch da immer genau hinschauen.

Lewi: Und es spricht nichts dagegen, dass das auch für das Gegenteil gilt.

71. Arbeitsteilungen

Es gibt viele Arbeitsteilungen, sinnvolle und unheilvolle, z.B. die zwischen Schriftsteller und Verleger. Die Schriftsteller können die wichtigsten Sachen produzieren, die Verleger lehnen sie dennoch ab oder verschieben sie bis anno dazumal. Es wird Zeit, dass das Internet (oder meinetwegen auch manche andere Erfindung) mit solchen Arbeitsteilungen Schluss macht.

72. Humor

72.1 Es gibt keine humorlosere Kritik an Texten als die, dass sie humorlos seien. Paradoxe Anmerkung eines humorlosen Giftpilzes.

72.2 Humor ist wie Leben auf einem Vulkan, hüpfend zwischen einer feurig brodelnden Suppe und einem eiskalten Weltall, zwischen unbändigen Trieben und ohnmächtigen Kontrollfantasien, zwischen jubelndem Urknall und dem detailsüchtigen Fernrohr von einem anderen Stern.

73.1 Wahrheit und Lüge I

Herman: So hört man es immer wieder: Das ist die unerschütterliche Wahrheit bis in alle Ewigkeit. Oder auch: Alles ist Lüge.

Lewi: Es war eine der größten theoretischen Errungenschaften der Neuzeit: Der Wahrscheinlichkeitsbegriff. Dadurch wurden Wahrheit und Lüge zu eher unwahrscheinlichen Grenzfällen der Wahrscheinlichkeit.

Herman: Die Wahrscheinlichkeitsrechnung ging doch aber aus dem problematischen Interesse Herrschender hervor, das Lottospiel so zu steuern, dass die Herrschenden

Simonon: Giftschränk

immer gewinnen und den Beherrschten kaum mehr als die verlustreiche Röhre der Hoffnung bleibt.

Lewi: Das ließe sich in nicht enden wollender Reihe fortsetzen: Kaum jemand tat für den Natur- und Landschaftsschutz mehr getan als der Menschheitsverbrecher Göring. Das Internet war eine Ausgeburt des Pentagon usw.

Herman: Was spricht dagegen, von dem allen die Finger zu lassen?

Lewi: Die Herkunft einer Kulturtechnik sollte uns schon zu denken geben, aber sie sollte uns nicht daran hindern, sie zu benutzen, solange die Benutzer nicht aufhören, ihr kritisch auf die Finger zu gucken.

73.2 Wahrheit und Lüge II

Es hat sich herumgesprochen und manche erkennen es sofort: Beteuerungen, je häufiger und wortreicher desto mehr, alles sei Wahrheit, sind untrügliche Anzeichen für das Gegenteil. Einer der Gründe, warum ich immer häufiger betone, alles sei Lüge, gerade auch, was ich hier schreibe. Sollte ich vielleicht nicht zu häufig sagen. Sonst glaubt mir noch einer.

73.3 Wahrheit und Lüge III

Ich bin ein notorischer Lügner
Wer das für wahr hält,
hat ein Problem.

Das beschäftigte schon
die alten Kreter
und bis heute die Logiker

Ich selbst hätte
nichts dagegen,
wenn man auch sonst

hinter dem Doppelsinn
 einen Hintersinn
 durchschimmern sieht.

74. Sprachpflege

1. Sprachpflege – und dazu gehört auch die Kritik von Feministinnen, gerade auch den Sprachwissenschaftlerinnen unter ihnen – sieht in der Regel von der Eigenbedeutung von Texten ab, bemüht sich nicht ernsthaft um ein Verständnis dieser Eigenbedeutung, hält sie zumindest für weniger relevant. Sie legt dieser ihr fremde Interpretationsmuster bedenkenlos an, die dann die Grundlage bilden für Vorwürfe, die alle Züge einer neurotischen Reaktion auf Reizwörter tragen. Wer sich auf diese Sprachpflege einlässt, tut das auf Kosten seiner Redefreiheit. Er legt sich ein fremdbestimmtes Korsett an.
2. Ist es allen Ernstes vertretbar, von einem Mathematiker zu verlangen, den Begriff der „Endlösung“ zu meiden, weil die Nationalsozialisten den Massenmord an Juden, Fremden und Fremdartigen so nannten?
3. Wenn ein Zigeuner sich temporär aus einer Diskussionsrunde verabschiedet mit der Bemerkung: „Ich schau mal eben nach den Pferden,“ dann muss jemand schon wenig Humor haben, um darauf zu bestehen, er solle sagen: „Ich gehe mal eben aufs Klo.“ Übrigens könnte der Zigeuner darauf hinweisen, dass Klo wie Kloster und Klausur Ableitungen aus dem Lateinischen claudire sind und rückfragen, was das ‚(Ab)schließen‘ zentral mit dem zu tun hat, was man da ‚verrichtet.‘ Auch scheißen, einen Ausdruck, den wir geneigt sind, als unfeine, aber ‚eigentliche‘ Bezeichnung zu deuten, ist etymologisch verwandt mit scheiden usw.
4. Das Bestehen auf eine Redeweise ist nichts als Aggression. Es folgt implizit einem längst überholten Sprachbegriff, den die Scholastiker vertraten, der noch der pietistischen Lehre von der Verbalinspiration zugrunde lag, und den die Linguisten als „lexikalistisches Missverständnis“ charakterisieren, weil Lexika dazu verführen, zwischen Wort und Bedeutung eine Eins-zu-eins-Beziehung herzustellen. Wer spricht, bewegt sich in einem Meer von Metaphern. Die Suche nach einer ‚eigentlichen‘ (metaphernfreien) Bedeutung beruht auf einer Illusion.

5. Im Deutschen schreibt man auseinander in einem Wort und in einem Wort auseinander. Wer uns diese Konvention eingebrockt hat, muss sich im Philosophieunterricht ziemlich um die Logik herumgemogelt haben. Es gibt sicher keine Logik jenseits von Sprache und Schrift. Das heißt aber noch lange nicht, dass Sprache und Schrift immer etwas mit Logik zu tun haben.

75. Evaluitis

Nicht der ist die jämmerliche Gestalt, der einen zu hoch gehängten Korb nicht erreicht, sondern der, der ihn dahin gehängt hat. Man braucht ihm nur den Boden unter den Füßen wegzureißen, um das In-der-Luft-Hängende an ihm zu erkennen. Er ist ein an Evaluitis leidender Bruder des Folterers, der sich an den Qualen des Sich-Richtung-Korb-Selbstentfremdenden weidet.

76. Stil

Herman: Noch zu ihren Lebzeiten gab es heftige Diskussionen: Thomas Mann oder Herman Hesse.

Lewi: Warum ging es denn da?

Herman: Letztlich um die Frage: Was ist Stil? Mann's Stil ist schon nach wenigen Sätzen als von Mann formuliert erkennbar. Hesse's Stil wechselt von Text zu Text.

Lewi: Also geht es darum, ob ein Autor seine Sprache dem Sinn oder dem Stoff aufoktroiert, oder ob Sinn oder Stoff sich ihre Sprache suchen, kurz: Personal- oder Themenstil?

Herman: Die Bilder lenken vom Entscheidenden ab. Sie irreleiten in eine Kontroverse. Sie reißen fließende Übergänge in Gegensätze auseinander. Und warum lässt man nicht beides gelten?

77. Kritik-Kultur

Solange ein Kritiker allgemein bleibt und seine Kritik nicht durch am Text orientierte Argumente oder Primärinformationen belegt, muss er sich gefallen lassen, dass man den Fehler bei ihm sucht

Wer nur den Stil kritisiert, hat eigentlich nichts Kritikwürdiges gefunden. Stilkritik ist ohnehin ein untrügliches Zeichen für heruntergekommene Kritik-Kultur.

78. Berufswahl

Kritikempfindliche werden nicht selten Kritiker, manchmal Kritikaster.

Menschen mit einer Macke werden nicht selten Psychologen, manchmal Psychiater.

Lispler (und andere Menschen mit Sprachfehlern) werden nicht selten Linguisten, manchmal Logopäden.

Ich schließe mich da gar nicht aus.

Aber gilt ähnliches nicht auch von Juristen, Theologen, Lehrern und anderen akademischen Berufen, bei denen die auslösenden Defizite nicht so klar auf der Hand liegen?

Waren oder sind die Juristen eigentlich Rechtsbrecher?

Bevor ich mit den Theologen, Lehrern etc. fortfahre, eine Gegenfrage: Welche Berufe ergreifen eigentlich Kinderschänder?

79. Gelassenheit

Herman: Wieso bist du so gelassen, obwohl deine Lebensarbeit bisher keine nennenswerten Spuren hinterließ?

Lewi: Die Patagonier im Feuerland sterben gerade aus. Vom „Prager Frühling“ redet nur noch eine machtlose Minderheit. In der Vergangenheit wurden fortschrittliche Kulturen und Gesellschaftsentwürfe massenweise durch mächtigere ausgerottet. Warum sich aufregen, wenn die Lebensarbeit eines einzelnen nicht überlebt?

Herman: Aber wenn es doch um das Wichtigste geht!

Lewi: Ich habe eben früh gelernt, mich nur bei Geringfügigkeiten aufzuregen.

Herman: Wieder einmal nach dem Prinzip: ‚Das Falsche gibt sich als Wahrheit aus, das Wahre braucht die Maske‘?

Simenon: Giftschränk

Lewi: Nein, nein, beides: Geringfügiges und Wichtiges brauchen allerdings verschiedene Masken.

80. Entscheidungskrankheiten

80.1 Unentschiedenheit ist eine Aufforderung an die Mitmenschen, das zu entscheiden.

Merkwürdigerweise ist niemand so wütend, wenn ihm die Mitmenschen eine Entscheidung abnehmen, wie die Unentschiedenen.

80.2 Nur wenigen auch gebildeten Menschen ist bekannt, in welchem Ausmaß unsere Probleme, welcher Art auch immer, auf folgenschweren Entscheidungskrankheiten beruhen. Dabei wäre in der Pädagogik nichts so wichtig wie das Einüben in eine ichstarke Balance zwischen Wahrnehmungsbreite und blitzschneller Entscheidung, was von Bedeutung ist. Nichts ist so widerpädagogisch und widerdemokratisch, als Menschen zum Opfer eigener Entscheidungen zu machen, ihnen den Zugang zu Informationen zu erschweren oder zu versperren mit dem durchsichtigen Vorwand, sie seien >wertloses Zeug< oder gar schädlich. Die Klage über den >Informationsschrott< im Internet verdankt sich nicht nur dem Fehlen einer wissenschaftlichen Methode im Umgang mit Informationen, sondern häufig auch einer Mischung aus Entscheidungsschwäche und Zensurgeist.

81. Kreislauf des Lebens

Herman: Die Kinder treiben das Geschäft der Großväter. Wer durchbricht diesen Kreislauf?

Lewi: Warten wir auf die nächste Generation und entwickeln wir inzwischen Methoden gegen blinde Trotzkopfereien.

82. Rückläufige Wörterbücher

Es gibt rückläufige Wörterbücher.

Ich suche Sinn in rückläufigen Wörterbüchern.

Ich suche nach dem Wort Sinn in einem rückläufigen Wörterbuch.

Ich finde es nicht.

Stattdessen finde ich sinnlos.

Sind rückläufige Wörterbücher deshalb sinnlos?

[In der Tat: In dem von mir durchaus geschätzten „Rückläufigen deutschen Wörterbuch“ von Gustav Muthmann werden Sinnsucher bzw. alle Sucher von Wörtern, die auf -nn enden, S. 703 auf Kapitel 7.14 (3) der Einleitung verwiesen und dort auf die Übersicht 9.14. Dort wird aber auch alles andere erklärt, nur nicht, wo Wörter wie Kinn, Zinn, Sinn usw. zu finden sind. sinnlos kommt dagegen S. 844 regelhaft vor. Sinn findet man erst, wenn man die wenig sinnvolle Regel beherzigt, dass Doppelbuchstaben erst nach dem letzten Einfach-Buchstaben platziert sind. Also findet man Sinn auf S. 732. Dort dann auch Kinn, Zinn sowie viele Zusammensetzungen wie Blödsinn, Wahnsinn, Widersinn etc. Wer das Wort Zinne sucht, muss wieder andere Regeln beachten. Benutzerfeinde, hier findet Ihr ein hehres Vorbild! – Wörterbücher gehören insgesamt ins Internet. An dem rückläufigen Wörterbuch online (elexico), an dem das >Institut für deutsche Sprache< wesentlichen Anteil hat, stört mich nur, dass es manchmal – z.B. bei sinnlos – schneller geht, wenn man den Muthmann benutzt.]

83. Erblast

Herman: Ich muss dir was gestehen.

Lewi: Was soll das schon sein?

Herman: Ich bin erblich belastet.

Lewi: Wie das?

Herman: Mein Vater hat aus unersichtlichem Anlass 10 mal kurz nacheinander geniest.

Lewi: Und du genauso?

Herman: Fast. Nur leicht degeneriert.

Lewi: Hast du gehustet?

Herman: Nein, nein, ich muss schon niesen. Aber ich habe es nie auf mehr als 9 mal gebracht.

84. Spezialisten

Wer mit einem interdisziplinären Motiv aus seinem Überblick heraus speziell wird, muss ziemlich sicher damit rechnen, dass er als „abseitiger“ Spezialist behandelt wird, es sei denn, er wiederholt, was dort schon bekannt ist.

85. Piraten

Herman: Du vergleichst den staatlich sanktionierten Überfall israelitischer Verbände auf Versorgungsschiffe für Palästinenser mit den Überfällen somalischer Piraten auf Versorgungsschiffe aller Art im Indischen Ozean.

Lewi: Das ist sicher falsch.

Herman: Jetzt sagen deine Gegner, es sei umgekehrt: Die von den Israeliten Überfallenen seien die Piraten.

Lewi: Das ist sogar eine weitaus idiotischere Verkehrung der Verhältnisse.

Herman: Wo hinkt denn deiner Meinung nach der Vergleich?

Lewi: In Bezug auf die Verteilung von arm und reich. Die Versorgungsschiffe für die Palästinenser sollten vor allem Armen helfen, deren Armut mitbedingt ist durch die Blockade des reicheren Israels. Die Überfälle der somalischen Piraten auf Versorgungsschiffe meist reicherer Nationen sind dagegen nur möglich unter Ausnutzung der in Somalia herrschenden Armut und der fehlenden staatlichen Autorität. Das müsste natürlich noch weiter differenziert werden. Beide Überfälle sind aber zweifellos Unrecht, wenn auch sonst nicht vergleichbar.

Herman: Du betonst doch sonst immer, dass du dich nicht als Politiker verstehst, dass du für Politik keine Begabung hast etc. Warum mischt du dich dann trotzdem immer wieder in die aktuelle Politik ein?

Lewi: Ich verstehe mich als Historiker und bin allerdings der Auffassung, dass die geschichtlichen Erfahrungen einen Einfluss haben sollten auf die aktuelle Politik. Blockaden und Mauern haben sich in der Vergangenheit nahezu ausnahmslos als politische Selbsttore bzw als machtbesessene Kurzschluss-Operationen herausgestellt, anfällig für politische Fallen aller Art, die auch den Verteidigern solcher Operationen kaum eine andere Chance lassen als die des nützlichen Idioten und den anderen Sympathisanten die der Sprachlosigkeit.

Herman: Arme und Reiche, dein altes Hauptthema. Lässt sich eigentlich jedes Problem auf

diese simple Unterscheidung zurückführen?

86. Anpassungsschwierigkeiten eines Außenseiters

Ich passe nicht in eine Zeit, in der Werbung wichtiger ist als das, wofür geworben wird.

Ich passe nicht in eine Zeit, in der Geld wichtiger ist als Brot.

Ich passe nicht in eine Zeit, in der so etwas wie Transport mehr wert ist als die transportierten Produkte.

Und doch erlauben mir Werbung, Geld und Transport erst die Vermittlung solcher Urteile.

87. zu verknüpfen

- ▶ das Mehrbödige, plötzlich Bodenlose und
das Flache, Hintergrundfreie
- ▶ das Ergründen der Quelle und ihrer Umgebung
das Umarmen der Meere und Sphären
- ▶ die Aufklärung von Verbrechen und
die Nadelstiche für Friedensteppiche
- ▶ das Durchdringen des Verschütteten und
das Erfassen des Alls in Prostituiertem
- ▶ das Interdisziplinäre, das Oberflächenwissen und
die Sucht, an einer Stelle zu graben, so tief es geht.

88. Widersprüchlichkeit

Simenon: Giftschränk

Herman: Du irritierst auch deine engere Umgebung immer wieder durch widersprüchliches Verhalten.

Lewi: Du weißt, was du sagst? Immerhin bin ich von Haus aus Logiker, und Logiker befassen sich zentral mit Widersprüchen.

Herman: Bevor du mir nochmals deine Umweglogik vergeblich erklärst: Es geht um dein Verhalten.

Lewi: Auch das gehört zur Logik, auch wenn die Logiker lange Zeit einen Riesenbogen darum machten.

Herman: Du kümmerst dich wenig bis überhaupt nicht um Resonanz.

Lewi: Tut mir leid, dass ich das fast immer dir und anderen überlassen habe.

Herman: Andererseits betonst du bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten deine Ichbezogenheit.

Lewi: Das ist eine alte philosophische Erkenntnis, die bis heute nicht widerlegt wurde: Man kann der Ich-Perspektive nicht entfliehen.

Herman: Du stellst dich dar wie ein Licht, das in seiner Ichbezogenheit nicht mitkriegt, dass niemand es unter den vielen Scheffeln deines notorischen Understatements überhaupt wahrnimmt.

Lewi: Was tun? Wie Lenin die Macht ergreifen oder das Licht ausblasen? Jaspers sagt: Redlich bleiben!

Herman: Der Kapitalismus wird, solange er dominiert, dafür sorgen, dass Lenin im Gespräch bleibt. Wer aber redet von Jaspers?

89. Wahrheitshelfer

Wer die Wahrheit sagt, wird hingerichtet. So witzelten schon unsere Lehrer. Manchmal sagten sie auch nur: Üben Sie keine Kritik!

In der Tat: Wer der Wahrheit zum Licht zu helfen versucht, riskiert statt Dank eher eine Hinrichtung.

Wahrheitshelfer müssen damit leben, dass man sie zusammen mit Skandal- und Enthüllungssüchtigen aufs Schafott stellt.

90. Zehntelwahrheiten

Manche halten sich für neunmal klug und sind auch erstaunlich erfolgreich im Verbreiten von Zehntelwahrheiten, durchtrieben mit Neunzehntel Spökenkieckereien und je und dann auch mit dem Gegenteil. Wer diese Mixtur ungeprüft weiterverbreitet, verhält sich wie der Hehler zum Dieb, zumal er Gefahr läuft, ungewollt das Zehntel wegzulassen, das einigermaßen der Wahrheit entspricht. Übrigens sind Halbwahrheiten meistens auch nur Zehntel- vielleicht sogar Hundertstelwahrheiten.

91. Wissenschaft und Mode

Für Forschungsrichtungen, manchmal für ganze Wissenschaften gilt: Wie die Moden kennen sie keine Eingangsschilder mit der Aufschrift "Sackgasse!" Man kann sich sogar in ihnen bewegen, ohne zu merken, dass es eine Sackgasse ist. Der Beifall der Medien und aller Halbgebildeten wirkt wie ein Spiegel am Ende der Sackgasse. Er täuscht vor, dass es da unendlich so weitergeht.

92. Historiker

Der Normalwissenschaftler unter den Historikern verhält sich wie ein Mediziner, der sich bei der Interpretation von Herzkurven auf das beschränkt, was als normal gilt, und alle Ausschläge und Abweichungen, die nicht dieser Norm entsprechen, außen vor lässt. Und das gewöhnlich nur aus horror flagitii (frei übersetzt: Furcht vor Skandalen)

93. Egomane aus der Innensicht

Toreros sind Terroristen, die sich für Tierschützer halten

Fundamentalisten sind Nekrophile, die sich für Lebensretter halten

Kinderschänder sind Monster, die sich für Wohltäter halten

Für was halten sich eigentlich Pharmahersteller?

94. Restrisiko

Die nördliche Welthalbkugel ist heute so dicht mit AKWs übersät wie seinerzeit Deutschland und die von Deutschen besetzten Länder mit KZs. Symptome einer Suchtkrankheit Herrschender, die gefährlichste Epidemie, die die Welt bislang kannte. Es besteht zugegebenermaßen ein gewisses Restrisiko, dass die Menschheit das überlebt.

95. Die Vorsilbe un-

Unabhängigkeit ist das Gegenteil von Abhängigkeit.

Unkosten und Kosten bedeuten aber in kaum irgendeinem Fall Gegenteiliges.

Und es ist ziemlich gleichgültig, ob ich sage: Der Mensch ist ungemein gefährlich oder gemein gefährlich, bestenfalls eine Steigerung. Sind Untaten keine Taten? Oder muss ich aus der Unterscheidung von Tier und Untier schließen, dass unter letzterem immer der Mensch zu verstehen ist? Wenn jemand Vermögen hat, hält man ihn für reich. Wem man Unvermögen nachsagt, kann trotzdem sogar noch reicher sein. Beispiel: Bankier Ackermann.

Solche Hinweise lösen nicht selten Unmut aus. Können sie auch Mut auslösen?

Es gibt eine Reihe von Wörtern mit der Vorsilbe un-, die zwar verneinenden Charakter haben, zu denen aber die unverneinte Form am Aussterben ist bzw. die es gar nicht mehr gibt: Was ist z.B. das Gegenteil von Ungeheuer? Anders gefragt: Was ist ein Geheuer? Oder von was könnte man sagen: es sei aufhörlich, also das Gegenteil von unaufhörlich? Oder von Unge[s]tüm? Was ist z.B. Flat als Gegenteil vom Unflat? Warum kann ich nicht sagen: Ich freue mich bändig auf die Urne mit meinen postmortalen Überresten? Oder: Einige der hier gesammelten Aphorismen sind beholfen, wirsch oder säglich? Und das auch noch sogar gefähr in zähligen Fällen?

Manche Gegenteile von Un-Wörtern kommen eher selten vor, können aber in ihrer Bedeutung leicht erschlossen werden, z.B. „Die Menschenwürde ist antastbar“. Das dürfte daran liegen, dass die Nachsilbe -bar an viele transitive Verbstämme frei anfügbar ist.

Manche Wörter werden verneint fast nur noch übertragen gebraucht, während die unverneinte Form diese übertragene Bedeutung nicht kennt: Oder werde ich noch verstanden, wenn ich sage, dass mein Nachbar ein gehobelter Kumpel ist, oder auch ein gelenker Zeitgenosse? Gibt es Menschen, die heimlich unglücklich verheiratet sind? Manche Gegenteile wechseln die Lebensform. Wir sagen z.B. er sei ein Unglücksrabe, aber seine Frau sei ein Glückspilz. Oder sollen wir diese eindeutig wertende Parteinahme für die Pflanzen gegenüber den Tieren verallgemeinern? Favorisiert Sprache die Vegetarier?

Kann man von solchen Sprachreflexionen sagen: Sie sind ausgegoren, selbst wenn sie eindeutig das Gegenteil von unausgegoren wären? Oder sie sind ausstehlich, selbst wenn sie eindeutig das Gegenteil von unausstehlich wären? Oder: Ich hätte sie erbittlich durch alle Möglichkeiten hindurch flektiert?

Können Sprachwissenschaftler allen Ernstes sagen: Sprache sei ergründlich? Ist der Hunger der Leser dieser Zeilen wirklich ersättlich?

Natürlich lassen sich auch viele Wörter nicht einfach durch die Vorsilbe un- verneinen. Was wäre z.B. eine Ungefahr, obwohl es doch so etwas wie ungefährlich durchaus gibt?

Ich bin davon ausgegangen, dass die meisten Leser durch diese Ausführungen verhofft zu Erkenntnissen kamen. Es gab auch in jüngster Zeit Linguisten (und nicht die schlechtesten), die geradezu fundamentalistisch der Sprache mit Logik beizukommen versuchten. Aber schon ein Wiener Poet meinte dazu: Werch ein Illtum.

96. Der Fluch des Allgemeinen

Allgemeine Warnungen richten meist einen größeren Schaden an als das, vor dem gewarnt wird.

Kommentar: Die 3. Reich-Forschung blieb in den Anfängen häufig namenlos. Nach dem Anonymisierungsgebot der Archivgesetze Ende der 80er Jahre glaubte auch mancher 3. Reich-Forscher, wieder zu dieser Namenlosigkeit zurückkehren zu müssen. Da regte sich mancher, der zu den von der Verallgemeinerung Betroffenen gehörte, mit einigem Recht auf, dass er mit den wenigen, auf die das wirklich zutrifft, in einen Topf geworfen wurde.

Der Schaden wirkt ähnlich wie allgemeine Warnungen vor infiziertem Gemüse. Dann meidet die Bevölkerung nicht einfach alle Sprossen eines niedersächsischen Bauern (schon das eine Verallgemeinerung, wenn auch aus Vorsicht einigermaßen vertretbar), nicht nur alle Pflanzen, sondern lebt plötzlich extrem ungesund nur noch von Fleisch, und das, obwohl auch die in vielem Fleisch lauenden Salmonellen einen durchaus ähnlichen – manchmal auch tödlichen – Schaden anrichten können.

97. Behinderung

Herman: Wehklagen über Wehklagen: Habe ich dir überhaupt schon einmal meine Probleme mit meiner Behinderung verraten?

Lewi: Du meinst deine Barfüße? Eine zweifellos schwerwiegende Behinderung.

Herman: Du hast gut lästern. Du glaubst gar nicht, wie viele Leute ihr Empathiebedürfnis an mir auslassen, wenn sie mich im Winter barfuß gehen sehen.

Lewi: Wirklich ein Problem. Du sparst Schuhwerk und Strümpfe

Simenon: Giftschrank

Herman: „Mich friert schon, wenn ich das sehe“, ist noch das Harmloseste, was ich mir anhören muss. Die Polizei schreibt mir vor, vor dem Autofahren Schuhe anzuziehen. Die meisten würden mich gleich zum Arzt schleppen.

Lewi: Und was sagt dein Arzt?

Herman: Der checkt mich durch und schickt mich anschließend zum Psychiater.

Lewi: Und was sagt dein Psychiater?

Herman: Da musste ich erst einmal eineinhalb Jahre warten, bis ein Psychiater so gnädig war, mir sein Ohr zu leihen.

Lewi: Ich sage seit einiger Zeit: Wenn du zum Psychiater gehst, dann denk an Karadžić.

Herman: Wer war denn das?

Lewi: Der serbische Massenmörder, der von Beruf Psychiater war. Und was kam bei dir heraus?

Herman: Ich litte an einer phylogenetischen Retardierung. Die Behinderung hätten schon die Eiszeitmenschen gehabt. Dass meine Mutter an zu kalten Füßen gestorben sei, bestätige das nur. Außerdem verordnete er mir hundert Verbeugungen vor der Freud-Statue in der Wiener Berggasse.

Lewi: Der hat dich also verarscht. Da gibt es doch nur ein Freud-Haus.

Herman: Das hat er wohl auch so formuliert. Ich verstand das aber zuerst als „Stützbeugen in dem Wiener Freudenhaus“. Nein, nein, sagte er, das hätte ich missverstanden, und sprach dann von dem großen Freud. Und der blieb dann als Statue in meinem Gedächtnis haften.

Lewi: Immerhin erspartest du dir eine Pilgerfahrt nach Wien. Auch die hätte dir sicher keine kalten Füße beschert.

98. Massenmörder-Logik

Zwei Tübinger Massenmörder unter sich.

Steimle: Dir kann ichs ja sagen. Ich habe sie nicht gezählt. Aber es waren Tausende, die ich in Russland umbrachte.

Sandberger: Bei mir waren es sicher Abertausende.

Steimle: Dann war es ja nur halb so schlimm.

Simonon: Giftschränk

- Sandberger: Wart es nur ab: Es kommt die Zeit, wo wir wieder Helden sind.
- Steimle: Dass die Serben den Massenmörder Karadžić feiern, macht Mut. Nur dumm, dass wir dann schon tot sind.
- Sandberger: Nicht so pessimistisch. Gehlen hat auch für diesen Fall vorgesorgt. Mit seinen Goldbarren lassen sich immer noch viele finanzieren, die uns den Nachruhm garantieren.

99. Leiter

Als Leiter einer Gesellschaft weiß ich, was ich sage: Der Weg auf der Leiter vom Leiter zu einem weinerlichen Leider ist nicht weiter als die Schlucht zwischen zwei vibrierenden Stimmlippen, bei Schwaben nicht einmal das. Was unterscheidet eigentlich einen Leiter von einem Leader oder von einem Führer, was Leitkultur vom Führerkult?

100. Psychiatrie

100.1 Therapie

- Herman: Brauchst du nicht einen Psychiater?
- Lewi: Gute Idee. Ich wollte schon immer mal einen Irren therapieren.
- Herman: Frei nach Karl Kraus: Psychiatrie ist die Krankheit, die vorgibt, sie zu therapieren?
- Lewi: Von einem Psychiater soll der Satz stammen: Die Empfehlung, einen Psychiater aufzusuchen, mag in den Anfängen der Psychoanalyse gut gemeint gewesen sein. Inzwischen hat sie alle Züge eines fehlgeschlagenen Aggressionsverhaltens, das darauf angelegt ist, jemandem den Gang zum Psychiater zu verleiden. Sinn erhält sie nur noch im Rahmen von Mobbing, das selbst der Therapie bedarf.

Herman: Zugespitzt: Wer den Gang zum Psychotherapeuten empfiehlt, braucht selber einen?

100.2 Gefriergebrandmarkt

Lewi: Vor Jahren gab es eine Massenhysterie, ausgelöst durch eine Werbung, die den Verkauf von Verpackungen für Kühlschränkinhalte ankurbeln sollte. Dazu erfand man den Begriff „Gefrierbrand“

Herman: Was hat denn das mit Psychiatrie zu tun?

Lewi: Ich traure über den Tod meiner Geliebten. Da gibt es Leute, die wollen mir diese Trauer wegtherapieren, indem sie dafür den Begriff „Orpheus-Komplex“ erfinden und alles auf frühkindlichen Liebesentzug zurückführen.

Herman: Verstehe: Da fühlst du dich gefriergebrandmarkt.

Lewi: Es ist wohl nur eine Frage der Zeit, bis die Schlafforschung gegen den „Lethe-Komplex“, zu deutsch: gegen den alles vergessenden Schlaf, nebenwirksamfreie Gegenmittel entwickelt. Gegenmittel gegen das Gähnen gibt es ja schon.

Herman: Die Thanatologie hat das alles bereits hinter sich. Sie sucht durch Rückführung auf frühkindliche Unfallerlebnisse den „Thanatos-Komplex“ zu therapieren.

Lewi: Wahrscheinlich sterben die dann auch später.

Da fällt mir ein: Die Kyriologie hatte seinerzeit Adenauers Kyros-Komplex, d.h. seine Herrschsucht, wegen mangelnder Leidenschaftlichkeit vergeblich zu heilen versucht. Phänomene kurz nach Therapiebeginn konnten nicht – wie üblich – als Erstverschlimmerung weggedeutet werden, weil sie bis Schluss eher zunahmen. Man hatte die Methodik wohl unbewusst zu sehr an Hitler orientiert

Herman: Die Philosophie zeitigte überraschende Heilungserfolge in der Behandlung des „Dr.-Faustus-Komplexes“ durch die simple Rückführung sowohl des prometheischen als auch des dionysischen Wissensdrangs auf pränatale Nestflucht-Fantasien. Sie versuchte diese Krankheit in fast allen Wissenschaften nachzuweisen, denen sie seither als Einstieg die Einübung in ihre Rechthabe-Strategien empfiehlt.

Simenon: Giftschränk

Lewi: In der Soziologie sind entsprechende Therapien noch in den Startlöchern verwurzelt. Man hat hier noch nicht einmal einen Begriff gefunden für die Hemmung, Mitmenschen zu mobben, geschweige denn eine Therapie.

Herman: An dem beunruhigt mich nur, dass wir da mal einer Meinung sind.

100.3 Vorurteile

Herman: Hast du keine Macken?

Lewi: Schlimmer: ich bin voller Vorurteile.

Herman: Aber du betätigst dich doch als Kritiker von Vorurteilen und plädiert für wissenschaftlich haltbare Urteile.

Lewi: Urteile sind durch Beobachtung und Experiment raffinierte Vorurteile.

Herman: Also, wenn ich das nicht missverstehe, einer deiner Macken besteht darin, dass du Vorurteile kritisierst, die sich nicht durch Beobachtung und Experiment raffinieren lassen?

Lewi: Natürlich spielen auch noch weitere Momente wie Widerspruchsfreiheit eine Rolle.

100.4 Problemelarvende Fragen von Psychiatern

Den Büchern von Psychiatern ist unschwer zu entnehmen: Psychiater können selten der Versuchung widerstehen, ihren Patienten durch gezielte Fragen ihre eigenen Probleme an den Hals zu dichten.

101. Begriffspaare

Begriffspaare sind eine Erfindung des Prokrustes. Eine bis heute unter dem Mantel des Totschweigens versteckte Tradition von Denkern über Lambert, Gruppe, Lange bis Vaihinger wusste das schon:

Ob Geist oder Materie, Leib oder Seele, Sein oder Bewusstsein, Ding oder Eigenschaft, Wesen oder Erscheinung, Ursache oder Wirkung, Subjekt oder Objekt, Innen oder Außen, Chaos oder Ordnung, Zustand oder Bewegung, Anfang oder Ende, Wahrheit oder Irrtum, Nichts oder Alles, Ich oder Es, irgendetwas findet sich immer, um einen Text von Kafka oder ein

Ereignis wie Urinieren oder das Verschlingen einer Kirsche von einem solcher Pole her aus dem Knopfloch eines Gürtels oder der Hose darunter kafkaesk, urologisch oder cerasinisch umzudeuten.

Kritik an den Quälversuchen des Prokrustes lässt sich leicht als Verdrängung des einen oder auch als Überzeichnung eines anderen Pols vom Halse halten.

Merke: Was dir wichtig ist, der Liebesakt mit deinem Partner oder dessen Todesröcheln, ist nur zu verstehen als Phänomen zwischen Nordpol und Südpol oder zwischen Urknall und Apokalypse.

Gegenmittel: Blitze zum Zerschlagen überspannter Begriffsnetze.

Prokrustes lächelt überlegen: Und woher kriegst du die?

102. Der Fluch des Gottessohns

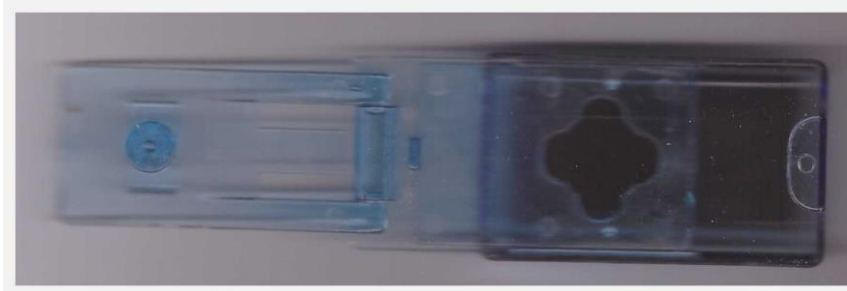
Obwohl Historiker sich schwer tun mit dem Nachweis, dass Jesus ans Kreuz geschlagen wurde, so spricht doch manches dafür. Ich halte es aber auch für möglich, dass Jesus am Kreuz sich nicht nur heftig über Gott beklagte („mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“), sondern auch dass er die Welt verfluchte. Allein die Kirche hat seitdem so viel Unheil über die Welt gebracht, dass man kaum umhin kann zu glauben, dass ein solcher Fluch wirksam wurde. Jesu Gottesklage hat die Kirche bis heute in arge Argumentationsnöte gebracht. Da ist sie sicher dankbar, dass die Kirchenväter, die für den Bibelkanon verantwortlich waren, die Verfluchung der Welt durch Jesus gar nicht erst in dieses „heilige“ Buch aufnahmen. Ist es so unwahrscheinlich, dass schon unter Jesu Jüngern mancher (abgesehen von Judas) dachte: Hoffentlich stirbt er bald, je spektakulärer, desto besser, warum nicht durch Kreuzigung. Dann können wir ihn viel effektiver für unsere boshaften Ziele ausnutzen.

103. Der Pillendrücker

Pillen werden in Plastikhüllen serviert. Ob diese Plastik giftig ist, weiß ich nicht. Ich melde aber erst einmal einen Anfangsverdacht an. Die Pharmafirmen gehen in letzter Zeit dazu über, eine Art von Plastik zu wählen, deren Zähigkeit nur erhöhtem Druck des Daumens nachgibt, begleitet von explosionsartigen Geräuschen und dem Davonflitzen der derart zugesetzten Pille. Ich kenne einen Behinderten, der sich nahezu nicht bücken konnte. Der Fußboden seines Zimmers war übersät mit teuren Pillen. Dass diese Plastikhülle weniger giftig ist, behauptet nicht einmal die Werbung. Ein deutscher Erfinder hat für diese zähe Plastik einen Pillendrü-

Simonon: Giftschränk

cker entwickelt, der das leidlich schafft. (s. Abbildung anbei). Der Pillendrucker wird in einer Plastikhülle geliefert. Eine Plastikschere, diese Hülle zu entfernen, muss extra gekauft werden. Vermutlich in einer weiteren Plastikhülle, für die man abermals einen Entplaster braucht usw.



Für Dosen hat man ja auch einen Dosenöffner, sagt mein Apotheker. Die Versicherung sagt: dafür übernehmen wir die Kosten nicht. Also nicht mehr als Profitmaximierung mit wunderbarer Müllvermehrung auf Kosten der Kranken. Und vielleicht auch noch giftig.

104. Maßstäbe

Angesichts der von ihr selbst verschuldeten Unübersichtlichkeit, Informationsfülle, Dogmatik, Verkrustung, Willkür und Hermetik wird Wissenschaft in Zukunft an folgenden Maßstäben zu messen sein:

Bedeutsamkeit
Widerspruchsfreiheit
Vereinbarkeit
Selbstverständlichkeit
Revidierbarkeit

105.1 Sinnlos

Herman Kennst du einen Satz ohne Sinn, der so aussieht wie dieser?

Lewi Das klingt so wie die Frage, die mir jemand neulich auf der Straße stellte, ob mir eine Frau ohne Mann begegnet sei, der ihm ähnlich sähe.

Herman: In der Psychologie benutzt man Sinnlos-Sätze, um die Merkfähigkeit von Menschen zu testen.

Lewi: Ich kenne nur ein Leben ohne Sinn, der so aussieht wie mein Darm.

Herman: Unsichtbar und doch voller Gedöns?

105.2 Sinnsuche

Sinnsucher sollten auf den Mount Everest klettern und oben darüber nachdenken, was es heißt, wenn man vor lauter Nebel nicht die eigene Nasenspitze sieht oder an dünner Luft zu ersticken droht. Was ist Sinnsuche mehr als das Ringen nach Luft im Nebel? Und was ist Sinn mehr als eine Fundgrube voller Un-Sinnsprüche oder in den Augen zerplatzender Erkenntnis-Blitze?

106. Bestseller

Goethe hat angeblich Kotzebue beneidet, weil dieser bei der Bevölkerung, gesteuert von Theatermachern und Verlagen, beliebter gewesen sei als er. Kotzebue wurde ermordet. Goethe ist im Laufe der Geschichte durchaus als Mörder beschuldigt worden. Meines Wissens hat aber nicht einmal Lady Ludendorff, die Goethe als Mörder Schillers entlarvt zu haben glaubte, Goethes Mordlust auf Kotzebue ausgedehnt. Aber auch unabhängig von der Zukunftserwartung >Mord<, sind Bestseller-Erfolge bei einer urteilsschwächlichen Masse wirklich so erstrebenswert?

107. Öffentlichkeitsscheu

Herman: Deiner Wissenschaft fehlt das Marketing. Warum betreibst du so wenig Öffentlichkeitsarbeit?

Lewi: GOETHE war eifersüchtig auf KOTZEBUE, weil der mit seinen effekthascherischen Dichtungen zeit seines Lebens und erst recht nach dessen Ermordung bei der Masse deutlich mehr Erfolg hatte.

Herman: Gut, das mag post mortem kindisch erscheinen. Da scheinen mir aber in der Wissenschaft einige getarnte Goethes zu wirken.

Lewi: Tut mir leid, dass ich Goethe mit einem unpassenden Vergleich beschmutzt habe.

Herman: Dir fehlt es doch nur einfach an der Eignung zur Öffentlichkeitsarbeit.

Lewi: Ehrlich gesagt: Mich reizt es auch zu wenig, mit Lady Gaga oder auch nur Walther Jens in Konkurrenz zu treten.

108. Befehl

Ein Informatiker erklärt seiner Tochter, dass engl. Statement mit Befehl zu übersetzen ist. Statement wurde in der Tat in den 50er und 60er Jahren in seinem Beruf durchweg mit Befehl wiedergegeben. Die Bezeichnungen von Sprechakten sind auch sonst im Deutschen im Gebrauch eigentümlich durchwurt von etwas Bedrohlichem, fast Gewaltsamem. Man hat den Eindruck: Je höflicher jemand fragt, desto mehr erhält das Fragen den Sinn von Befehlen. Wenn jemand eine Frage verneint oder sich ihr sonst wie widersetzt, gibt es Ärger. Wehe, wenn eine einfache Bitte nicht als Befehl verstanden wird.

109.1 Ameisen

Herman: Deine Wohnung ist ja voller Ameisen.

Lewi: Na und? Sind doch putzige Haustiere.

Herman: Man muss ja nicht gleich zu DDT greifen. Es gibt doch noch andere, für den Menschen harmlosere Mittel gegen Ameisen.

Lewi: Ich bewundere die Ameisen, jedenfalls die in unseren Breitengraden bekannten. Sie verfügen über eine ungewöhnliche überindividuelle Intelligenz. Sie sind sogar sehr sozial. Verletzte oder tote Artgenossen schleppen sie aus der Gefahrenzone. Außerdem sind sie für den Menschen nicht schädlich. Man muss nur Süßes aus

Simenon: Giftschränk

ihrer Reichweite nehmen, auch im Interesse der Ameisen.

Herman: Ist Süßes denn auch für Ameisen schädlich?

Lewi: Mag schon sein. Aber Süßes lockt gleich Hunderte von Ameisen an und die Gefahr von menschlichen Füßen zertreten zu werden, erhöht sich damit.

Herman: Hier hast du ein Fass mit Zucker, das sogar offen ist. „Sugar“ steht drauf. Wieso rühren die Ameisen das nicht an. Sie bräuchten die kleinen Würfel doch nur in Regenwasser zu lösen.

Lewi: Weiß nicht. Vielleicht weil Zucker ein Produkt menschlicher Verarbeitung ist und so in der Natur nicht vorkommt. Oder sie können einfach kein Englisch.

109.2 Ameisen

Das ist die Logik des Ameisenstaates:

- viele Arbeiter
- viele Soldaten
- einige Spione
- und Drohnen weit über Bedarf

Der Kapitalismus scheint die Fortsetzung der Natur zu sein mit anderen Mitteln, aber nach vergleichbarer Logik.

110. Jury

Preise, Misswahlen, Berufungen sagen mehr über die Jury aus als über die Gepriesenen, Gewählten und Berufenen.

111. Anpassungsschwierigkeiten eines Außenseiters

Ich passe nicht in eine Zeit, in der niemand wahrgenommen wird, selbst wenn er sich bemüht, sein Licht unter dem Scheffel hervorzuholen.

112. Plagiat und Protzerei

Als Liebhaber von Wahrheiten in Selbstwidersprüchen (Paradoxien) schreibe ich ausnahmsweise etwas ab, was ich gerade bei dem Journalisten, Sprachkritiker und (neben Vaihinger und unabhängig von ihm) einem der Begründer moderner Philosophie Fritz Mauthner lese:

„ ich bin so veranlagt, dass ich mich nicht einmal selbst abschreiben kann ohne den Wunsch, die Vorlage zu überwinden.“

(Fritz Mauthner in: Die Philosophie in Selbstdarstellungen Bd. 3, Leipzig 1922, 15)

Wenn ich hier die Quellenangabe weggelassen hätte, wäre ich dann ein Plagiator? Oder schmücke ich mich nun zitatabgesteckt mit fremden Federn einer Berühmtheit? Gibt es zwischen Plagiat und Wissensprotzerei einen dritten Weg? Komme ich aus der Zwickmühle heraus, wenn ich das nur anders oder – wie hier – als Problem formuliere? Oder raffiniere ich so nur und steigere die Intransparenz und damit die Hinterfotzigkeit?

Oder bin ich mit dem Zitat so umgegangen, wie von Mauthner in ihm beschrieben?

113. Schrottinformationen

Schrottinformationen gab es nicht erst im Internet, sondern schon immer, sogar in Texten, die Kirchenfürsten oder andere Ideologen mit dem Attribut `heilig` versahen (z.B. Bibel, Koran etc.). Das wissen sogar `heilige` Texte manchmal selbst. In der Bibel gibt es z.B. den Spruch, dass auf einen richtigen Propheten 40 falsche kommen. Dass in der Bibel auf einen treffenden Spruch 40 falsche oder müllverdächtige Sprüche kommen, halte sogar ich für stark untertrieben. Ich halte es sogar für untertrieben, wenn der amerikanische Präsident Jefferson nur die 80 Seiten seiner Kurzfassung an der Bibel ernst genommen wissen wollte.

Übertreiben kann man aber ganz und gar nicht die Kritik an Theologen, und nicht nur an deren Kanzelpredigern, sondern auch an den Uniprofs und natürlich an den Päpsten, die nie davon ausgehen, dass in diesen `heiligen` Texten manches nur daher oder daneben geschrieben wurde, die stattdessen auch das sinnloseste Wort auswringen, bis endlich ein wie auch immer obskurer Sinnesfunken mit Vorliebe eine Beziehung zu der jeweils geliebten Ideologie aufleuchtet.

114. Hass

Herman: Ist Hass dir absolut fremd?

Lewi: Keineswegs. Ich hasse zB Mitleid, insbesondere unter der Maske des Gegenteils.

Herman: Du meinst die übliche Lobhudelei?

Lewi: Nicht nur. Auch Gratulationen gehören dazu.

Herman: Darf man dir denn wenigstens zum 75. gratulieren?

Lewi: Schon. Aber man wundere sich nicht über meine Reaktion.

Herman: Und die wäre?

Lewi: Kondolieren kann ich mir selber.

Herman: Fast ahnt man es. Für einen Festmuffel wie dich sind natürlich auch Geburtstage nur Vorleichenfeiern.

115. Die Evolution und ich

Was bin ich in der Geschichte vom Urknall bis zum Verglühen der Sonne mehr als eine winzige Duftwolke, vielleicht auch Gestankwolke mit einigen wichtigtuersichen Hirnblitzen und dann auch noch ohne Donner?

116. Hand- und Mundwerk

Wir nennen die Glasbläserei ein Handwerk und den Glasbläser einen Handwerker. Welch eine Irreführung. Geblasen wird das Glas ja wohl mit dem Mund. Sollten wir stattdessen von Mundwerk und Mundwerker reden?

117. Verstehen

Es gibt Frauen-, Pferde- und andere Missverstehrer. Ich schließe mich nicht aus dieser Gemeinschaft hermeneutischer Wunderlinge aus. Zu häufig habe ich den Eindruck, mich selbst missverstanden zu haben. Ich muss sogar fürchten, dieser Aphorismus hat sich selbst missverstanden. Dabei ist er doch darauf angelegt, richtig verstanden zu werden.

118. Der Barfüßer von Tübingen

- Herman Du gehst barfuß, so lange ich dich kenne, und das auch im Winter
- Lewi Ja, aber in Sandalen und so lange die Temperatur nicht unter null Grad sinkt. Von da ab trage ich auch Strümpfe
- Herman Wie kam es dazu?
- Lewi Meine Mutter litt zeit ihres Lebens an zu kalten Füßen. Die steckte mich in Lammfellschuhe. Brav wie ich damals war, schwitzte ich darin wie verrückt. Erst im Alter von neun Jahren in der Schwarzmarktzeit durch Hungerödeme an den Füßen und Beinen, später wieder durch einen Gicht-Anfall dazu gezwungen, ohne Strümpfe und Schuhe zu laufen, wunderte ich mich selbst, dass ich plötzlich meine Schweißfüße los war. Außerdem machten mir niedrige Temperaturen überraschend nichts.
- Herman Und was sagen die Ärzte dazu?
- Lewi Die behandeln das als Krankheit, haben aber dafür noch nicht einmal einen Namen
- Herman Und wie bezeichnest du das?
- Lewi Ich spare Strümpfe und Schuhe. Wieso brauche ich da eine Bezeichnung?
- Herman Und die Sandalen?
- Lewi Haben vor allem den Zweck, nicht immer auf den Boden schauen zu müssen wegen Glassplitter oder so. Sie wärmen leicht, lassen den Füßen aber reichlich Durchlüftung.
- Herman Kehrseiten?
- Lewi Regen und Schnee in den Sandalen. Ja, und dass ich im Winter laufend gefragt werde.
- Herman Wie ich dich kenne, gibst du dann die abenteuerlichsten Erklärungen
- Lewi Hunderte. Und manche Leute scheinen das auch als bare Münze zu nehmen
- Herman Besondere Vorkommnisse?
- Lewi Einmal überholte ich im Winter auf meinem Weg über das Schloss in die Altstadt Tübingens ein Ehepaar mit einem etwa fünfjährigen Jungen, eingemummt wie nur irgend möglich mit Pudelmütze, Handschuhen und – ich denke – Lammfell-Langschäftigen. Der Junge: „Dass der das darf!“ der Vater: „Ein

Eiszeitmensch. Die dürfen das.“

119. Bullshit

Ich habe in meiner Schülerzeit einige graphologische Gutachten verfasst, im Studium auch einmal Vorlesungen von Rudolf Pophal gehört, einem Schüler des Klassikers unter den Graphologen Ludwig Klages. In meiner Studienzeit nahm ich auch einmal an einem Einführungskurs in autogenes Training teil. Ich war mal gläubiger Christ und leitete in einer evangelischen Studentengemeinde einen Fürbittkreis. Ich studierte protestantische Theologie (sogar mit Abschluss) und war eine Zeit lang Religionslehrer an verschiedenen Gymnasien.

So sehr ich das alles in meinem Leben als Durchgangsstadium nicht missen möchte: Ich halte das heute alles für Bullshit und alles andere als nachahmenswert.

Lebensläufe können sich in Sackgassen verirren. Solche Verirrungen sind selten vergeblich. Man lernt aus ihnen. Es wäre aber idiotisch, sie als unumgängliches Durchgangsstadium zu verstehen. Ich ziehe im Gegenteil meinen Hut vor allen, denen ein Blick in Sackgassen genügt, um sie als solche zu erkennen.

Wer solche Sackgassen durchschritten und durchlitten hat, ist umgekehrt meistens vor der Verirrung gefeit, sich hochnäsiger oder wutschnaubender antithetischer von ihnen abhängig zu machen. Sackgassenfremde oder -verschreckte können auch selten auf Augenhöhe mit Menschen diskutieren, die sie für In-Sackgassen-Verirrte halten, und sind häufig blind gegen ihr eigenes Ver(w)irrtsein.

120. Menschenfressende Pflanzen

Unterscheidungen unter Ausklammerung der Gemeinsamkeiten bzw. das Auseinanderreißen zu absoluten (kontradiktorischen) Gegensätzen wie die von Pflanze und Tier, die ja beide Lebewesen sind, werden bei manchen Fundamentalisten vermutlich nicht einmal dann problematisiert, wenn die Evolution nicht nur tier-, sondern auch menschenfressende Pflanzen hervorgebracht hat.

121. Ungehobelt

Herman Man sagt, du bist ein Genie – in der Wissenschaft, in der Dichtung, in der Malerei...

Lewi Ich bin nie etwas anderes gewesen als ein ungehobeltes Naturtalent

Herman Immerhin, aber warum ungehobelt?

Lewi Weil ich mich immer weigerte, mich hobeln zu lassen

Herman Auch nicht von dir selbst?

Lewi Genau, dazu war ich einfach zu faul

Herman Du betonst doch alle naslang, du hättest kein Talent zur Faulheit

Lewi Ja, ja. Aber bevor ich mich wohin auch immer weg von meiner Natur hobe, kommt mir – na was schon – die Natur und puscht mich unwiderstehlich zu neuen Ungehobeltheiten.

Herman Und zu dem, was man Genie nennt

Lewi So wie du ein Genie bist im Nicht-Verstehen

Herman Gehört eigentlich deine Aversion gegen den Geniekult auch zu deinen Ungehobeltheiten?

122. Zeitdiebe

Wer die Zeit hat zu bemerken, er habe keine Zeit, hat offenkundig noch viel zu viel Zeit, jedenfalls nahezu so viel wie derjenige, der das hier schreibt. Stattdessen würde ich die ehrliche Bemerkung akzeptieren: „Du und dein Anliegen sind mir nicht wichtig.“ Auch das gehört häufig genug zu den antihumanen Statements. Aber es gibt leider auch Zeitdiebe (nicht nur die Schrottquatscher und Ideenflüchtlinge), die einen im Grenzfall nötigen, sie wie Sachen oder Texte selektiv zu behandeln, wenn jedenfalls klar ist, dass sie uns wie diese behandeln. Menschen, die zu häufig betonen, keine Zeit zu haben, stehen übrigens bei mir primär im Verdacht, solche Zeitdiebe zu sein.

123. Fakten und Vorwürfe

Man braucht nur Fakten in Vorwürfe einzubinden und schon geht es nicht mehr um die Fakten. Geheimdienstler lernen so etwas in der Ausbildung: Wenn ein Mensch auch nur den Anschein liefert, dass er denkt, sie seien Geheimdienstler, mache man ihm genau das zum Vorwurf oder verklage ihn gar wegen Verleumdung. Der Zugang zur Wahrheit wird effektiv blockiert, indem man einem Andersdenkenden vorwirft, er hätte durchblicken lassen oder unterstellt, dass etwas so ist, wie es wirklich wahr ist.

Der Wechsel der Sprechakte (behaupten → vorwerfen) gehört zu den ältesten Tricks der Fälscher und Täuscher.

124. Einsamkeit

Einsamkeit hat nur Sinn als fiktive Zweisamkeit. Wer sich einsam fühlt, hat auch die Zweisamkeit falsch verstanden. Das schreibt jemand, dessen Leben geprägt ist durch die Liebe zu einer Frau, die seit Jahren tot ist.

125. Minimalismus und Komplexität

Gute Malerei unterbricht nur je und dann eine dominante Leere

Gute Musik unterbricht nur je und dann eine dominante Stille

Glück unterbricht nur je und dann ein dominantes Leben

Wissenschaftliche Spitzenforschung

Darwins Stammbaum-Modell,

Bohrs Atom-Modell,

sogar Einsteins $e = mc^2$.

unterbrechen nur je und dann die dominante Detailforschung.

Aus Sicht der Leere, der Stille, des Lebens, der Details

Sind diese Unterbrüche manchmal nur störend,

manchmal sogar falsch,

oder verkehrt,

schreckliche Vereinfachungen überbordender Komplexität.

Nichts wäre schöner,

als wenn solche Unterbrechungen

jemandem helfen,

sich in der Leere,

Simenon: Giftschränk

in der Stille,
im Leben
und in der Fülle der Details
zurechtzufinden.

Wenn von den vielen Varianten des Gegenteils nicht Ähnliches gesagt werden müsste!

126. Wiederholen und vergessen

Herman: In letzter Zeit wiederholst du dich ständig.

Lewi: Ich wiederhole mich nur, wenn ich vergessen habe, dass ich das schon einmal gesagt habe.

Herman: Blöde Ausrede.

Lewi: Glücklicherweise bin ich seit meinem 12. Lebensjahr extrem vergesslich.

Herman: Jetzt wiederholst du sicher die Geschichte mit deiner Ausrede im Examen: Du könntest nicht einmal deine eigenen Gedichte auswendig.

Lewi: Habe ich das schon einmal erzählt?

127. Kultur

Kultur ist: Bedeutungsexplosion in einer riesigen Wüste von Nichtssagendem.

Natur ist, was Kultur in ihr sieht und sich anverwandelt.

Philosophie ist: Nachdenken nicht nur über alles Bedeutende, sondern gerade auch über das riesige Reich des Darüber-hinaus-Möglichen, des Unerkannten und scheinbar Unbedeutenden.

Phantasie ist: den Fakten einen Deut voraus sein.

Erkenntnis ist: Kultur, Natur, Philosophie, Phantasie und natürlich Erkenntnis als Stellvertreter für Schwer- oder Undurchschaubares zu akzeptieren als Grundlage für verantwortungsbewusstes Handeln.

Verantwortung ist: Revisionsbereitschaft im Ringen um Vereinbarkeit.

Handeln ist: Wagen

Und in allem hilft das Vergleichswort >ist<, immer in Gefahr, als Gleichheit missverstanden zu werden.

128. Nachdenken

Was ist Nachdenken anderes, als das Aushalten von Ungewissheit im Bemühen um etwas, bei dem man sich temporär beruhigen könnte.

129. Rattenfänger

Wer etwas einfach setzt, das Subjekt, das Sein, den Verstand, Gott oder sonst etwas Nicht-Hinterfragbares und Nicht-weiter-Begründbares, fordert von seinen Mitmenschen kaum etwas anderes, als seinen Verstand auszusetzen, das Nachdenken über Bord zu werfen.

Wer für so etwas Weisheit beansprucht, oder sich nur einfach Philosoph nennt, unterscheidet sich bestenfalls minimal von einem Rattenfänger oder wie man die Betörer von Unmündigen bezeichnen will.

Bin ich ein Rattenfänger, wenn ich solche Sätze äußere?

130. Tyrannen

Wer handelt, hat entschieden. Beeinflusst aber, ob er es will oder nicht, das Entscheiden und Handeln anderer.

Wer sein Entscheiden und Handeln nicht hinterfragt wissen will, verurteilt sich nicht nur zur Lernun-fähigkeit, sondern gebärdet sich auch als Tyrann.

Hinterfragen ist Entscheiden und Handeln gegen Tyrannen, auch gegen den Tyrannen, der man selbst gern wäre.

Wer hilft mir, das weniger tyrannisch auszudrücken?

131. Öffentlichkeit

Mir geht es seit Jahren so: Nie gehörte Namen werden plötzlich in der Öffentlichkeit als Berühmtheit gefeiert, meist anlässlich des Todes des Namensträgers. Na ja, denke ich dann, eine Art, jemandem die letzte Ehre zu erweisen. Eine Art Umkehrung eines anderen Phänomens, dass Menschen, deren Namen zu Lebzeiten in vieler Munde waren, nach dem Tode gar nicht so selten dem Vergessen anheimgegeben werden. Auch das sollte ich revidieren: Wie vielen unglaublich grundstürzenden Leistungen, die mir vorwiegend im Archiv begegneten, wurde sogar diese letzte Ehre verweigert. Welch unberechenbares und wankelmütiges (dabei von Mächtigen leicht instrumentalisierbares) Wesen: die >Öffentlichkeit<!

Eine Erkenntnis am Grabe des Vergessens, sarkastisch daneben formuliert: Entspricht vermutlich der Hasspredigt eines öffentlichkeitsscheuen Schwätzers.

132. Die Blitze der blinden Hühner

Es ist schrecklich, klüger zu sein als andere. Nur weniger Kluge oder Dumme versuchen, ihre vermeintliche Klugheit andere spüren zu lassen. Klug wenn nicht weise ist es, in jedem Falle den Dummen zu spielen, und wenn das Gegenteil versehentlich aufblitzt, von Zufall oder Treffer eines blinden Huhns zu reden. Im Alter, wenn ohnehin kaum einer mehr auf einen hört, kann man das Blinde-Huhn-Spiel natürlich ablegen. Es dauert ja außerdem meistens Jahre, bis die Blitze der blinden Hühner so zahlreich geworden sind, dass hinter ihnen eine Art Heiligenschein der Einsicht hell aufleuchtet, in glücklichen Fällen auch dauerhaft. Kein Weiser verliert darüber die Einsicht in die Ohnmacht der Weisheit.

133. Angeber

Wie häufig muss ich das hören:

Du bist ein Mann

und ein Mann gibt an.

Warum soll mich das stören?

134. Alien

Herman: Du betonst seit langem, du seist eigentlich ein Alien. Bist du also die Offenbarung eines göttlichen Wesens?

Lewi: Um Himmelswillen oder besser: der Erde Willen! Umgekehrt: Ich fühle mich wie jemand der zur Strafe nichtwissend wofür in ein KZ lebenslänglich verbannt wurde, und nun täglich erfährt, wie toll dieses KZ zumindest manchmal ist.

Herman: Also glaubst du doch an ein Leben nach dem Tode?

Lewi: Du musst auch jedes Bild durchs Nirwana nach Absurdistan jagen. Ich fühle mich als Randfigur, schon wie ein Gast, der sich in dieser Welt nur leidlich zurecht findet, aber kein Weltflüchtiger, kein Gnostiker, sondern umgekehrt: irgendwie in das Hier und Jetzt verliebt, erstaunt über die Möglichkeiten und doch enttäuscht, wie resistent alles ist gegen meine Nadelstiche und Änderungswünsche; schwankend zwischen Traum und Alptraum bis zum Verglühen in Tod und Weltende.

Herman: Verstehe, du bist also kein Bejammerer von Vergänglichkeit, Tod und Weltende; trifft das für dich auch zu für das Jenseits-Ende.

Lewi: Vom Jenseits träumen nur Kinder und Unwissende. Und natürlich kann man träumen von einer neuen Welt nach dem Weltende. Aber das hat weder mit mir noch mit Dir und der jetzigen Welt zu tun, und nur unverbesserliche Schwärmer meinen, dass dann alles besser wird. Es ist nur Mangel an Fantasie wenn man sich eine weitaus ungerechtere Welt nicht vorstellen kann.

135. Nadelstiche und Kratzbürsten

Herman: Ich höre, dass man dich früher „Mr.-Entschuldigen-Sie-bitte“ nannte

Lewi: In der Tat brachte ich das einmal auf die Formel: Ich nenne auch Menschen Menschen, die sich selbst als Monster sehen

Herman: Weil die wirklichen Monster in den Chefetagen sich nie als Monster sehen?

Simonon: Giftschränk

Lewi: Da unterscheide ich mich sogar von den christlichen Fundamentalisten. Den Hieb dieser Monster beantworte ich keineswegs mit einem einfachen Hinhalten der anderen Wange, es sei denn ich panzere sie vorher und spicke sie mit Selbstauslösern, explodierenden Nadelstichen oder Kratzbürsten. Und natürlich habe ich nichts dagegen, wenn diese Monster solche Nadelstiche und Kratzbürsten als humorvoll verpackte Antwort fast aller Menschen verstehen.

Herman: Muss man solche Texte auch als Nadelstiche und Kratzbürsten verstehen? Eventuell auch dein Selbstbildnis unter Kunscht

<http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/kunscht.pdf>

Lewi: Die geben nur die Richtung vor.

136. Schornsteine

Als mich mein Beruf 1970 ins Schwabenland verschlug, registrierte ich amüsiert: In deren Regionalfernsehen wurden in den Nachrichten manchmal dreimal wöchentlich Schornsteine gesprengt. Sicher nicht nur für die Schwaben ein Spektakel.

Nachdem ich mich mehr beiläufig in einem Leserbrief über möglicherweise zugrundeliegende Penisneidgelüste mokierte, war damit schlagartig Schluss.

Das konnten nur Männer veranlasst haben. Von Adam bis zu meinem Bruder treibt sie die Angst (manchmal als Scham ausgegeben) um ihr Goldstück um. Mein Bruder fünfjährig beim Anblick seiner nackten Cousine: Abgenitten! Frauen reagieren viel gelassener: Meine Cousine vierjährig beim Anblick meines Goldstücks: Das verwächst ja wohl noch wieder? Das Wort „Penisneid“ kann nur ein Mann erfunden haben.

137. Tierversuche

Ich halte Tierversuche in den meisten Fällen für unnötig bzw. unverhältnismäßig. Die Menschenversuche in Dachau brachten als Ergebnis z.B. die Kenntnis der genauen Höhe, von der ab der Fallschirm-Absprung eines Piloten aus einem Flugzeug (ohne Sauerstoffgerät) tödlich endet, d.h. bis zu welcher Höhe sich im Kriege ein Flugzeug dem Flakfeuer des Feindes ent-

ziehen muss, damit der Pilot noch eine Chance hat, einen Abschuss bzw einen Fallschirmabsprung zu überleben. Mehr als 80 KZ-Insassen mussten dafür ihr Leben lassen. Das ist reines Kriegswissen, das schon damals unnötig war und vorhersehbar nichts zur Rettung von Menschenleben beitrug, zumindest in keinem Verhältnis zu dem erhofften Erkenntnisgewinn. Den gleichen Maßstab lege ich auch den Experimenten mit nichtmenschlichen Lebewesen an.

Die Unterschiede zwischen Mensch, Tier und Pflanze sind vom Menschen willkürlich an zweckorientierten Merkmalen festgemacht und das nur in den Hochkulturen seit maximal dreitausend Jahren. Lernfähige Lebewesen entscheiden, wenn sie handeln, zwischen mehreren Möglichkeiten, nicht nur wenn es ums Überleben geht, d.h. sie ziehen aktuell etwas anderem vor. Diese Wahlen können sich innerhalb einer Gattung gleichen. Sie können allgemeinen Regeln unterliegen, deren Verletzung Sanktionen unterliegt. Wie immer diese Regeln verallgemeinert oder zum Gesetz werden, ihre Zweckorientiertheit verlieren sie nie. Das gilt auch da, wo deren Maßstäbe in einem Lebewesen verinnerlicht werden in so etwas wie einem Gewissen.

Heilige Zwecke, die also nicht in Frage gestellt, geschweige verändert werden dürfen, sind so oder so lebensfeindlich. Lebewesen leben von Lebewesen. Es gibt ja sogar fleischfressende Pflanzen. Umgekehrt ernähren sich nur wenige Tiere von Anorganischem, das von Organischem zu unterscheiden, nicht weniger problematisch ist. Dass Lebewesen sich von Lebewesen ernähren, ist durchgehend so und kann nicht einmal abgestellt werden. Hyperbolisch ausgedrückt: Die Welt ist ein Moloch, der sich von sich selbst ernährt. Wer also die Unterschiede zwischen Tier und Pflanze auf heilige Zwecke gründet, mag sich auf viele Heilige, Halbgötter oder sonst wie Überirdisches berufen, mit Wissenschaft hat das nichts zu tun, solange man jedenfalls Gemeinsamkeiten und Übergänge beiseitelässt.

138. Ein kurzer Traum

Der Tod steht vor mir. Ich erschieße ihn. Er zerspringt in 1000 Teile. Schöner Traum. Denkste. Plötzlich lacht es. Eulen heulen. „Das war doch nur mein Klon!“ Ich schieße wie wütend um mich, treffe mein Buch >Bedeutungen von Bedeutungen.< Es zerspringt in 1000 Teile. „Hi, hi,“ lacht es. Eulen heulen. „Da gibt es keinen Klon!“

139. Aphoristen

Ich gehöre zu den Menschen, die eine Brücke beschreiten, obwohl sie nicht einmal halb fertig ist. Schlimmer noch: Ich bastle gerne halbfertige Brücken, bei denen nicht einmal klar ist, wo sie am anderen Ufer enden sollen, also, wenn auch eher ungewollt: Brücken ins Nirwana. Ich denke, das ist seit Nietzsche eine Leidenschaft aller Aphoristen.

140. Selbstverständlichkeiten

Selbstverständlichkeiten sind dazu da, hinterfragt zu werden. Wissenschaftler, selbst Philosophen, kommentieren das leichtfertig: Aber das ist doch eine Selbstverständlichkeit! Muss man solche Kommentare davon ausnehmen? Gibt es (Hinter-)Fragen, die man nicht hinterfragen darf? Ist es nicht verständlich, wenn viele oder gar alle, aus dem *horror viae ad infinitum*, der Angst auf die Bahn ins Bodenlose zu geraten, der Versuchung nicht widerstehen, irgendwo einen Pflock zu schlagen vom Typ ‚bis hierhin und nicht weiter‘? Verständlich oder selbstverständlich? Die Ursünde beginnt sicher erst da, wo man diesen Pflock dem Rest der Menschheit oder auch nur seinem Lebenspartner als Selbstverständlichkeit vorschreibt.

141. Gottesflüsterer

Beginnen wir mit Archaischem:

Ihr wisst, dass zu den Alten gesagt ist: „Wenn es Götter nicht gibt, müsste man sie erfinden.“

Ich aber sage euch: „Seid doch glücklich, wenn die Götter verschwinden.“

Zur Deutung dieses Spruchs:

1. Wenn ihr allen Ernstes meint, ihr müsstet Götter erfinden, dann stellt ihnen Berater, als eine Art Gottesflüsterer zur Seite oder macht aus diesen raffinierten Erfindern hochdekorierte Lakaien, die wie die Queen nur verlesen, was klügere erfinden. Und vor allem schaut diesen Erfindern, diesen Queen- und Gottesflüsterern, genau auf die Finger, damit nicht weiterhin so viel Blödsinn wie bisher bis hin zu Kriegen und anderen Menschheitsverbrechen passiert
2. Man hat beobachtet, dass in der Schrift, auf der die drei verbreitetsten Religionen der Welt beruhen, der dort auftauchende Gott in der ältesten Überlieferungsschicht direkt mit den Menschen, z.B. mit Abraham, redet. Zur Zeit Josefs erscheint Gott nur noch in den Träumen der Menschen. Noch später spricht dieser Gott nur noch durch Propheten. Da nach den Selbstaussagen zumindest eines dieser angeblichen Sprachrohre, auf 40 falsche nur 1 wahrer Prophet kommt, wäre es ein Zufall, wenn in nur einer der überlieferten Schriften auch nur ein Vers Zuverlässigkeit beanspruchen könnte. Und dann kommt der Bravourtrip. Der Messias, die Offenbarung, der angebliche Sohn Gottes, zu dem ihn allerdings erst Generationen später machten. Klar, dass sich die Religionen darüber zerstritten. Nach dieser Schilderung hat sich der Gott also mehr und mehr beleidigt aus der Welt zurückgezogen. Schon damals war ihm, schuldbewusst oder nicht, wohl klar, dass ihm die Welt aus den Fugen geglitten war.
3. Es war gar nicht ein notorischer Krimiautor, sondern ein Philosoph, ja der von Sils Maria, der haarscharf und unwiderleglich schloss: Also ist Gott tot. Natürlich tauchte sofort die Frage auf: Ist nicht alles eine Fälschung? Und der Gottesflüsterer ein beneidenswerter Job?

142. Vergangenheit

Wer nichts von der Vergangenheit wissen will, hat nicht nur keine Zukunft, sondern auch manches zu verbergen

143. Auserwählt

Zur Homepage-Startseite: www.gerd-simon.de

Wenn in der Menschheitsgeschichte eine Überzeugung genetisch bedingt ist, dann die, dass das Ego der Mittelpunkt der Welt ist. Unter dem Druck von Umgebung und wachsender Erkenntnis erweitert das Ego in der Entwicklungsgeschichte (Phylo- und Ontogenese) den Mittelpunkt immer mehr aus auf Familie, Clique und Bekanntenkreis. Manchmal drängt es in Sonderbahnen, z.B in Sprachgemeinschaft, Klasse, Rasse, Geschlecht und Volk. Wenn es gut läuft, dehnt es sich aus auf die ganze Menschheit oder das gesamte Leben, wenn nicht die ganze Welt und akzeptiert die Rolle eines Minifunken in der Geschichte vom Urknall bis zur Weltimplosion. Manchmal springt es über zu einem Führer oder Gott. Dann rettet es sich in die Vorstellung, direkt in der Umgebung der derart delegierten Mitte gleichsam als Stellvertreter und Sprecher oder zumindest als Favorit oder Auserwählter gegen die Bedrohung durch andere Egos zu behaupten. Die Folge dieses Sich-auserwählt-Fühlens ist nahezu unvermeidlich eine Abwertung der anderen Egos mit dem meist uneingestandenem, häufig genug aber verwirklichten Wunsch, diese zu vernichten. Kurz: Auserwähltheit heißt Krieg.

[s. dazu auch die Pseudo-Kurzgeschichte unten: >das verfehlte Mittelmaß<]

144. Alter

Man baut ab und nimmt zu. Mag schon sein, dass sonst noch etwas passiert. Ein Krebsgeschwür oder ein Herzinfarkt. Das lässt sich aber schlecht verallgemeinern. Verallgemeinerungen sind nicht selten Beschönigungen

145. Haarwurzelschmerzen

Es gibt 37 Arten von Haarwurzelschmerzen. 38 davon sind nur durch Placebos therapierbar, zumindest für Pharma-Konzerne. Es heißt, letztere hätten einen gewissen Molière unter Sprachquarantäne gestellt und ihm den öffentlichen Gebrauch des Wortes >Einbildung< verboten. Er hätte als Gegenmittel gegen die Haarwurzelschmerzen empfohlen: Ablassen von dem ständigen Haareraufen angesichts der Politik v.a. der Pharma-Konzerne. Stattdessen habe er das revolutionäre Zusammenraufen zu Widerstandsaktionen befürwortet.

146. Riten und Experimente

Riten sind bestenfalls Ausgangshandlungen für Experimente. Manchmal erweisen sie sich als sinnvoller als Experimente. Wenn die Experimentatoren keine Stümper sind, kommt das aber nur selten vor.

147. Wissen und Tun

Göttern wird das Sprichwort gerne in den Mund gelegt: „Sie wissen nicht, was sie tun.“ Sie, damit meinen die, die das brav wiederholen (nicht selten Regierende), meist das gemeine Volk. Bei Regierenden (Götter nicht ausgeschlossen) sollte man ergänzen: „Sie tun nicht, was sie wissen.“

148. Beamten-Versprecher

25 Amtsjahre. Vorsicht: da verspricht man sich leicht: Fünfundamtlich Zwangsjahre.

149. Vergleichen

Das Gleichheitszeichen = **das** Symbol der europäischen Kultur.

Wie dem Aufkommen des Wahrscheinlichkeitsbegriffs in der Mathematik des 17. Jahrhunderts das Lotteriespiel vorangeht – in der Biographie Bernouillis kann man das ablesen –, so dürfte dem Auftauchen des Gleichheitszeichens und damit des Wahrheitsbegriffs im Sinne dessen, was wir heute Logik nennen, so etwas wie Handel und Markt vorausgegangen sein, manifestiert in dem, was wir heute Geld nennen. Aus heutiger Sicht haben lernfähige Lebewesen immer verglichen. Vergleichen ist eine mentale Handlung unter anderen. Aber erst mit dem Aufkommen des Geldes wird diese Art der Handlung mehr und mehr zuerst für die alten Griechen, möglicherweise schon für frühere Handelsvölker, dann nach und nach für alle Völker so dominant, dass sich ihm die Individuen allmählich überhaupt nicht

Simenon: Giftschrank

mehr entziehen können. Natürlich auch die Herrscher von den Patriarchen über die Sklavenhalter, die Könige, Päpste, Diktatoren und sonstige Gottgleichen nicht. Im Gegenteil: es ist das Vergleichen der Untertanen, das sie ins Wanken bringt, das sie vom Sockel stößt, das im Verein mit Unzufriedenheit, Armut und Entbehrungen aller Art zu Umstürzen führt und Demokratisierungen einleitet. So sehr die Geschichte seit zweieinhalbtausend Jahren im Zickzack verlief und viele Wandlungen durchmachte, sie war stets im Bann der Vergleichsmanie.

150. Theorie und Praxis

Wer als Philosoph nicht wagt, sich auf empirische Fakten einzulassen bzw in diesen nur die Opfer von Ableitungen aus abstrakten Begriffen sieht, ist schon im Ansatz ein Wirklichkeitsflüchtling, selbst wenn er sich Materialist oder Realist nennt. Wer als faktenorientierter Täter nicht wagt, einen Überblick zu gewinnen, ertrinkt umgekehrt im Sumpf der Willkür, gerade wenn ihn nur Details interessieren. Zusammenraufen ist leicht empfohlen, aber eher ein langwieriger Prozess. Erste Voraussetzung: ein gerüttelt Maß an Verständigungswillen bei allem Widerwillen gegen faule Kompromisse sowie andererseits gegen Siegermentalität oder Unterwerfungssucht.

151.1 Fernsehwerbungs-Endfigur

Den Grund für Risiken und Nebenwirkungen suchen Sie nicht nur bei Arzt und Apotheker, sondern natürlich auch in der Politik bis hin zu den Geheimdiensten, also NSU, pardon NSA, oder ist das dasselbe?

151.2 Fernsehwerbungs-Zwischenfigur

Die Mainzelmännchen sind ja ganz unterhaltsam. Aber wie bringt man es fertig, dass man als einfacher Fernseh-Zuschauer das, was dazwischen gesendet wird, weglassen oder zumindest ausblenden kann?

Simenon: Giftschränk

Ob ich nicht wenigstens eine Ausnahme kenne? Doch, doch, da geriet ich kürzlich in eine Werbung mit so einem Griesgram-Mizekater, der sich bitter darüber beschwert, dass sein Frauchen (etwa in meinem Alter) dank eines Placebos plötzlich wieder, und das sogar ziemlich elegant, Fußball spielen und tanzen kann, und ihm damit die Ruhe raubt.

Auch das sehr unterhaltsam fast wie manche meiner Anekdoten. Nur wirkt so etwas bei mir nicht. Erst kürzlich meinte mein Apotheker, leicht religiös angehaucht, er hätte da eine Pille: die sei umwerfend gut, besonders für alle, die den Glauben verloren hätten. Leider bewirkte diese Glauben-Wiederbelebungs-Pille auch nur meinen Glauben an die Fundiertheit meiner Zweifel.

152. Prokrustes

Prokrustes modernisiert sich: Das Unwichtige strecken, das Wichtige stauchen. Spätestens seit Origenes (2.-3. Jh), dem er als Gott erschien, verlangt er auch von seinen Opfern, an sich selbst Hand anzulegen.

[Kommentar Nov 2013: Alltägliche Erscheinung nicht nur in herkömmlichen Verlagen]

153. Das Glück der unterentwickelten 5 Sinne.

Herman: Bei dir stinkt es nach verfaulten Eiern

Lewi: Meine Riechfähigkeit ist leider unterentwickelt

Herman: Und der Dreck da auf dem Herd

Lewi: Ich muss wohl mal wieder wegen meines grauen Stars zur Augenärztin

Herman: Und deine Nachbarn vögeln mal wieder, hörst du das denn nicht?

Simenon: Giftschränk

Lewi: Mir hat doch mal ein HNO-Arzt seinen Staubsauger ins Ohr gerammt, seither höre ich weniger als 20%

Herman: Aber sonst stimmt noch alles bei dir?

Lewi: doch, doch, ich schmecke noch alles gut, insbesondere den verdorbenen Fisch, den mir „Freunde“ kürzlich mit Fliegenpilzen garniert kredenzten. Sogar den Stich der Mücke spüre ich noch deutlich. Können diese Sinne denn auch nachlassen?

Herman: Wenn du sonst keine Ausfallerscheinungen hast!

Lewi: Ist es nicht ein Glück, so vieles auf der Welt nicht mehr riechen, sehen und hören, vielleicht auch schmecken und spüren zu müssen, solange der Verstand noch einigermaßen ausreicht, um solche Ausfallerscheinungen zu kompensieren.

Herman: Zyniker!

154. Gott als Schlangenhaut

Wenn ein Mann zu seinem Vater sagt, er liebe ihn oder eine Frau zu ihrer Mutter, sie liebe sie, sind sie dann homophil oder gar homosexuell, zumindest bi?

Wenn ein Mann zu Jesus betet oder eine Frau zu Maria, sind sie dann homo?

Wenn Jesus von sich sagt, er liebe Gott, wie ist das in diesem Zusammenhang gemeint? Heißt das, er sei der Geliebte Gottes?

Und bei der Gelegenheit überhaupt:

Der Evangelist Markus lässt Jesus sich als Menschensohn bezeichnen. Will Markus damit sagen, dass es eigentlich die Menschen sind, die die Bezeichnung Gott verdienen, gerade die Mitmenschen, gerade auch die Lesben und Schwulen, nicht nur die Missetäter oder die, die dir eine Ohrfeige, Backpfeife – oder wie ihr das nannten wollt – verpassen. Jesus hält diesen auch die andere Backe, Wange – oder wie immer du das nennen willst – hin. Warum sagt er nicht zu Kaiphas, Herodes und Pilatus: Ich liebe dich? Haben das die Evangelisten bewusst weggelassen? Hatten sie Angst, es könnte sich hier um Sado-Maso-Spiele gehandelt haben?

Warum redet Jesus bei Markus nicht gleich von einem Menschenbruder und, wie sehr viel später die französische Revolution, von Brüderlichkeit? Warum klammert er die Schwesterlichkeit aus? Warum hat er nur Jünger und keine Jüngerinnen? Warum sind diese nicht gleich wie Brüder und Schwestern?

Wenn die Botschaft der Evangelien heißen soll: Gott ist Mensch geworden, dann verstehe ich das nur in dem Sinne, dass der damals gängige Glaube an den überirdischen Gott sich umwandeln soll in Respekt und Liebe zu den lebenden Menschen, ob sie gut oder böse sind, so wie sie sind, und das ausnahmslos und radikal. Denn Gott, das ist die Menschheit.

Jesus soll am Kreuz gesagt haben: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Das verstehe ich nicht, es sei denn als Rat: Schert euch nicht um Götter! Kümmert euch um die Menschen! Gott, ein durchaus nützliches Bild, vor allem als Vor-Bild für Kinder.

Erwachsene lassen es besser hinter sich wie eine Schlangenhaut.

Und was ist mit der Auferstehung? Die wäre bestenfalls zu verstehen wie die Wunder. Also übertragen als Bild: Gott steht auf und lebt weiter in den Mitmenschen und ihren Nachfahren. Wer das so versteht, fragt sehr schnell: War Gott je mehr als ein Bild?

155. Heilsbringer

Vom Heilsbringer ist es nicht weit zum Halsbrecher. Ihre Botschaft ist selten mehr wert als der Schuft im Bett ihrer Betschwestern. Durch ihre lügenumzingelten Zungen werden Liebeschwüre zu Lippengeschwüren.

156. Einunddreißig

Trau keinem über 30, sagten mir die Revolutionäre vom SDS, als ich 1968 einunddreißig wurde. Als diese selbst 31 wurden, hörte man sie krakehlen: Trau keinem unter 30. Kaum zu unterscheiden, schlüpfen sie in die Masken ihrer Väter. Der Marschierer durch die Institutionen verkommt zum Wendehals. In erstaunlich kurzer Zeitspanne. Der anfangs nicht selten lendengesteuerte Änderungswille erlahmt schnell in gebundenen Händen. Die alten Sprüche kriegen durch den Knebel einstiger Gegner einen gegenteiligen Sinn.

157. Götter, Priester und die Menschenrechte

Die Götter (oder wie immer sie genannt werden, also auch die Natur oder das Nirwana) sind nur die Masken derer, die sich als ihre Stellvertreter ausgeben, die aber ohne die Religionsgemeinschaften nichts wären. Deren Priester schufen Sprüche, um schwer schuftende Sklaven, Leibeigene und heute die Arbeiter über die meisten ihrer Unbillen hinwegzutrusten. Durch das Aufkommen einer Vergleichs-, Kritik- und Dialog-Kultur mit der Zunahme des Tauschs, des Handels und der Begegnung mit Andersdenkenden (seit 2 ½ Jahrtausenden, zumindest seit Sokrates und Platon) näherten sich auch die Sprüche immer mehr dem an, was uns heute die Menschenrechte sind. Spätestens die Aufklärung zunächst in Frankreich, dann in den USA, aber auch partiell in Deutschland wusste, dass man zur Realisierung der Menschenrechte nicht die Masken, die Stellvertreter, die Priester und größtenteils deren Sprüche braucht. Für Kinder und Unmündige mögen sie eine Zeit lang hilfreich sein auf dem Weg zur Befreiung von diesem Spuk. Natürlich werden die Stellvertreter, Priester etc. alles versuchen, die neue Entwicklung mit großer Raffinesse zu unterdrücken. Rückfälle sind immer möglich, sogar eine Art Neumittelalter. Hoffentlich nicht so bald und hoffentlich nicht lange. Aber die Arbeiter aller Länder fühlen es längst: So etwas wie Religion ist nicht nur überflüssig, sondern es versucht auch die Zukunft einzukerkern ins Gestern.

Das Dumme ist, dass man sich beim Verbreiten solcher „Erkenntnisse“ (= Sprüche!) vor- kommt wie ein Priester, der als eine Art Alien Eingeborene davon überzeugen will, dass es so etwas wie einen **Fluch** nicht gibt, vielleicht sogar in der Ahnung, dass man auch als solcher kaum etwas anderes ist als ein Vorreiter von Geheimdienstlern und deren Hintermännern, die „lediglich“ neue Absatzmärkte bzw. Ausbeutungopfer im Visier haben. Da nützt es auch wenig, dass man auf Sokrates, Giordano Bruno oder Moritz Schlick verweist, die für solche „Erkenntnisse“ starben. Märtyrer sind für alle Religionsgemeinschaften bekanntlich die willkommenste Werbung. Und ich habe schon das Lachen der Lächerer im Ohr, dass mein notorischer Hilferuf (am Ende meiner Aphorismen und Anekdoten), mir aus einem solchen Dilemma herauszuhelfen, auch nur ein Trick sei. Was ist das auch mehr als der antike Aufruf: „sapere aude“ (,wage, selbst zu denken‘)

158. Schriftgelehrte und Schriftsteller

Ich nenne mich seit Urzeiten Schriftgelehrter. Mir ist klar, dass sich dieser Begriff auch heute noch in einem dubiosen Bedeutungshof bewegt. Ich kann kein aramäisch, weiß nur, dass das die Muttersprache Jesu war. Wenn die abfällige Rede Jesu über die Schriftgelehrten aber ursprünglich erst in dem Griechisch der Evangelisten verfasst wurde, dann heißt das dort wörtlich so etwas wie „Buchstabenkenner“ oder „Buchstabenverstehere“ und schon damals übertragen „Grammatiker“, abgeleitet jedenfalls von dem altgriechischen Wort γράμμα ‚Buchstabe‘. ‚Buchstabenverstehere‘ ist aber nicht nur in unserem heutigen Deutsch unweit dem ‚Buchstabenverdrehere‘

Meine Selbstbezeichnung ist also ein bewusstes Understatement. Als notorischer Grenzverächter (also auch der Grenze zwischen Wissenschaft und Kunst) schätze ich die Nähe des Begriffs Schriftgelehrter zu dem des Schriftstellers. Wir betrachten den Schriftsteller heute als Eindeutschung des Begriffs Autor. Ursprünglich bedeutet der Schriftsteller aber deutlich weniger: ‚den, der (für andere) Schriften erstellt.‘ Auch das also ein deutlich abwertendes Understatement.

159. Minus mal Minus

In der Sprache bedeutet Minus mal Minus selten gleich Plus. Aber Minderwertiges ist in der Sprachgeschichte manchmal Hochwertiges geworden und umgekehrt. Geil bezeichnete in meiner Jugend etwas Negatives. Heute wie im Mittelalter bis in die frühe Neuzeit hinein war das aber ein Wort für ‚fröhlich‘ bzw ‚glücklich‘.

160. Todesfurcht

Noch immer versprechen Gurus und Scharlatane, die Menschen von der Furcht vor dem Tode zu befreien.

Furcht war nicht nur ein wichtiges Movens bei der Menschwerdung. Sie hat im Leben aller lernfähigen Lebewesen eine lebenswichtige Funktion. Wer sich einbildet, ohne Furcht leben zu können, schlittert nicht nur leicht in eine todbringende Gefahr nach der anderen. Er erfüllt auch die besten Voraussetzungen dafür, andere Lebewesen in solche Gefahren zu bringen. Im Extremfall wird er zu einem Monster, wie es die Selbstmörder Hitler und Himmler waren, die keine Hemmungen hatten, Millionen in den Tod zu treiben. Fehlende Todesfurcht lässt jemanden nicht nur mir nichts dir nichts Hand an sich legen. Sie kennt auch nichts dabei, andere, im Extremfall Massen, mit in den Tod zu reißen.

Fazit: Fürchtet euch vor Menschen ohne Furcht.

161. Querdenker

Wer als Querdenker Angst hat, zwischen den Stühlen in lauter Fettnäpfchen zu treten, sollte lieber eine total überflüssige Partei gründen oder (wie zumindest einer meiner Studenten) Oberbürgermeister werden.

162. Nur ein kleiner Schritt?

vom Tippfehler zum Topffehler

von der Weihnacht zur Wehrmacht

von der Lust zur Last

von der Tat zum Tod bzw von den Taten zum Töten

[Ich gebe zu, ich überreagiere da manchmal. Noch in den 90er Jahren feuerte ich einen Mitarbeiter, weil er in einem meiner Texte sich vertippte. Er hatte statt „Vernichtung der Juden“ „Vermittlung...“ geschrieben. Weil in der letzten Korrekturfassung auch so publiziert]

163. Die Katze

Herman: Du kommst mir vor wie die Katze im Märchen (oder war das eine Kurzgeschichte von Carossa), die der Teufel allein aus Jux und Tollerei am Schwanz packt und ein Dutzend Mal in der Luft herumwirbelt, um sie dann an eine Wand zu schleudern und reglos am Boden liegen zu lassen; die Katze aber rappelt sich empor und ruft nur aus: „Oh, wie bin ich glücklich!“ – Klappt bei dir überhaupt noch etwas?

Lewi: Irgendetwas klappt bei mir immer und wenn es nur meine Klappe ist.

164. Religion

Herman: Ich bin tief religiös.

Levi: Oh, das hatte ich auch mal.

Herman: Aber das ist doch keine Krankheit.

Levi: ... auf jeden Fall schwer zu behandeln

Herman: Ich leide doch nicht drunter.

Levi: Ein Spielsüchtiger leidet meistens auch nicht, auf alle Fälle aber seine Umwelt.

Herman: Aber Religion ist doch Privatsache.

Levi: Schön wär's. An der Spielsucht verdienen Spielhöllen und der Staat. Bei den Religionen kommen noch Priester hinzu, die dafür sorgen, dass nicht nur die Religiösen vieles für richtig halten, was sie oder ihre Autoritäten für richtig halten, sondern auch weit über das hinaus bis hin zu Mord und Krieg.

Herman: Also ist Spielsucht harmloser als Religion?

Levi: Solch tiefschürfende Erkenntnis hätte ich nicht einmal dem heiligen sankt Anekdototeles zugetraut

165. Unwort

Die >Gesellschaft für deutsche Sprache< hatte auf Grund des Votums weniger Juroren jahrelang das >Wort des Jahres< ermittelt. Dann erfand sie das Neuwort >Unwort<. Durch die Rede vom >Unwort< wertet sie unwillkürlich das >Wort des Jahres< nachträglich zu einem Positivum auf. Ich vermute, dass das seinerzeit in keinem Fall in der Absicht der Juroren lag.

166. Fehlurteilsgewinnler

Solons Gesetzeswerk von -594 war sicher ein Meilenstein in der Menschheitsgeschichte. Bei manchen heutigen Gesetzen sollte man allerdings eher von >Entsetzen< reden. Bei manchen heutigen Gesetzen >im Namen des Volkes< hat man überdies den Eindruck, dass sie >im Namen des Volkes< unter Hitler verfasst wurden.

Bei manchen populistischen Führern unter den Verurteilten hat man umgekehrt den Eindruck, dass sie sich unbedingt einen Namen machen wollten – als Fehlurteilsgewinnler.

Die Friedensbewegung sollte sich wirklich fragen, was dabei herauskommt, wenn sie sich un-differenziert in den Schatten populistischer Führer stellt, die in Prozessen wie den in Sachen Mutlangen nichts zu verlieren haben und nicht einmal einen Finger rühren, wenn Teilnehmer der gleichen „Straftat“ ins Gefängnis wandern.

167. Psychoanalyse

Viel Getöse um die Möse –
noch mehr Rummel um den Stummel

168. Rassismus?

(Sprüche, die ich im Laufe meines Lebens hören musste)

Geliebte „Du liebst mich nicht. Du liebst in mir höchstens die Menschheit.“

Vorgesetzte „Sie sind zu radikal, extrem, unbedingt.“

„Sie lassen sich zu sehr mit Mitmenschen ein“

Mitarbeiter „Du bist zu großzügig, vertrauensselig.“

„Wenn du Kritik übst, dann ist sie meist vernichtend.“

ich selbst „Ich wäre am liebsten eine Frau. Dann hätte ich mehr Möglichkeiten, meine Vorstellungen von soft science und creative teaching umzusetzen.“

„Wenn ich eine Frau geworden wäre, wären jetzt Kirche, Küche, Kinder meine Welt, und ich wäre todunglücklich.“

Frage für nachdenkliche Menschen: Was hat das mit Rassismus zu tun?

169. Geschwätzigkeit

Bei allen Versuchen, meine Geschwätzigkeit unter Kontrolle zu bringen, entgleitet sie mir wie im Barock in Schleifen innerhalb von Schleifen, die dann sogar manchmal ins Unergründliche platzen.

170. Abwechslung

Das Lob der Faulheit wettet mit einem gewissen Recht gegen den Workaholics-Stream. Warum aber nicht beides verbinden? Düsen, dann dösen. Nicht das eine oder das andere, sondern die Abwechslung machts.

171. 3.-Reich-Forschung

Die 3.-Reich-Forschung war lange Zeit ein eigentümliches Dreier-Komplott von Wusstenixen (den NS-Tätern), Habenixen (den Archivaren) und Dawarnixen (den Historikern).

172. Differenzieren

Wie kommt es, dass alles Differenzieren nach einer Weile zur Folge hat, dass sich alle zerstreiten?

173. Zeit

1. Ich bin zu alt, als dass sich die allgemeine Begeisterung für das, was auch die Philosophen über viele Jahrhunderte >Zeit< nannten, nicht in Grenzen hielt. Dabei habe ich nicht vor, sie in allzu naher Zeit zu segnen. Als mich vor mittlerweile 46 Jahren der Junge einer bildhübschen Nachbarin mit rotzverzierter Oberlippe und treuen, traurigen Augen frag: „Onkel Simon, wann ist die halbe Stunde um?“, da lachte ich zunächst (Die Nachbarin hatte wohl wieder einmal Herrenbesuch) und erkannte erst im Nachhinein blitzartig: Zeit ist relativ. Erst später klärte mich VAIHINGERs >Philosophie des Als Ob< auf, dass Zeit eine Fiktion ist bzw. (lange vor EINSTEIN) Teil des Metaphernpaares >Raum und Zeit<. Ich gebe zu, dass sich auch mein Verständnis von Metaphernpaaren in Grenzen hält.
2. Solange niemand ein Verfahren erfindet, die Zeit wenigstens anzuhalten, imponiert mir kein Philosoph, der mehr über die Zeit sagt, als dass sie eine ziemlich nebensächliche, weil in der Praxis unabänderliche Fiktion ist.
3. Was Philosophen über die Zeit sagen, unterscheidet sich kaum von so Fantasiévóllem, wie das, was Science-Fiction-Autoren >Zeitreise< nennen.

4. Die Metaphernhaftigkeit der Zeit ist schon daran zu erkennen, dass sie alles wie Prokrustes in Eindimensionalität zwingt. Ernst Blochs Rede von der Gleichzeitigkeit deutet bereits an, wie problematisch dieser Zwang ist.

174. Der erhobene Arm

Mein Opa, mein Vater und ich zu ein und demselben Thema:

1. Mein Opa, von dem mein Vater und ich die Anekdotelei lernten, 1933 an sich – wie alle – verpflichtet, den neuen Gruß („Heil Hitler!“) in der Öffentlichkeit vollständig und deutlich zu sprechen, rang sich, einen Sprachfehler vortäuschend, gerade eben zu einem „Hiller“ durch und streckte dabei seinen rechten Arm wie nach einem Schmetterling fangend in die Luft, entging aber so immerhin einem Hochverratsprozess wegen Gotteslästerung.
2. Mein Vater war Zeuge, als ein Chef der Hamburger Werft >BLOHM und VOSS< (Chefs können sich ja so etwas erlauben) 1933 eine Anordnung aus der Führerkanzlei vor versammelter Belegschaft vorlas, in Zukunft habe man als Begrüßung statt >Guten Tag< oder >Grüß Gott< (>Gute Nacht< setzte der Chef hinzu; >Moin moin< wie man in Hamburg sagt, haben sie auch vergessen) >Heil Hitler< auszurufen und dabei den rechten ausgestreckten Arm in Augenhöhe zu erheben. Der Chef habe beim Vorlesen gleichsam zur Demonstration mit Blick auf die Lesevorlage den rechten Arm in der Tat ausgestreckt in Augenhöhe erhoben, dabei allerdings die Hand zu einer Faust gebündelt und erst, als die Belegschaft schallend lachte, wie ahnungslos die Augen nach links zu dem anderen Chef gewandt, der seinerseits die Augen erschreckt zum Himmel richtete.
3. Meinerseits kann ich bestätigen, dass es bei Verstopfung zuverlässig hilft, wenn man beim Drücken auf dem Klo den rechten Arm in Augenhöhe und dabei aus der Faust den Mittelfinger ebenfalls streckt. Vorher natürlich das Klopapier aus der Hand legen.

175. Feministinnen

Feministin ist, sagen nicht nur die Schovis unter den Männern, wer sich im Aussehen und/oder in den Ansichten den Männern zum Verwechseln angenähert hat. Außerdem: wer seine Stimme durch jahrelanges Training derart Richtung tiefe Tonlagen angeheißert hat, dass sie in einem Münsteraner Krimi Staatsanwalt spielen kann. Kommt jetzt nach der Verweiblichung der Männer die Vermännlichung der Weiber?

Von Natur aus weiblich geratenen Männern wie mir stehen keine steil in die Höhe ragende Nasen. Stehen sie männlich geratenen Frauen mehr?

So etwas wie Attraktivität oder ihr Gegenteil (Fraktivität?) steht auf einem anderen Blatt.

176. Meteorologen

Meteorologen treffen Wettervorhersagen, früher lästerte man, nach der Wetterfaustregel:

„Kräht der Hahn auf dem Mist, ändert sich das Wetter oder es bleibt, wie es ist.“

Mit Hilfe vieler Messstationen und Computer ist die Trefferquote inzwischen deutlich besser geworden. Die Missverständlichkeit von Prophezeiungen hat durch Sprachstudien ebenfalls abgenommen. Nur in Topographie brauchen Kachelmann und seine Nachfolgerinnen dringend Nachhilfe. Mein Wirkensort Nehren bei Tübingen sieht sich regelmäßig damit konfrontiert, dass er genau das Wetter hat, das für die Zone südlich der Donau vorhergesagt wurde.

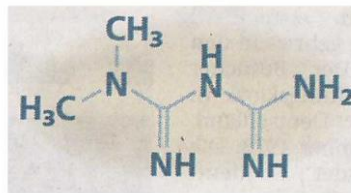
Kann es sein, dass Metereologen sich darin täuschen, wo die Donau fließt, oder das durch Asterix weltweit bekannte Dorf Nehren am Albrand nicht kennen. Oder meinen sie Albrand, wenn sie manchmal von Alpenrand sprechen?

177. Bockskraut

Ich bin zuckersüchtig und also zuckerkrank. Dagegen nehme ich Bockskraut. Meine Tante Emma – ja, die man wegen Doromanie in Hexenverdacht gebracht hatte¹ – hatte mir dazu geraten. Sie verhiess mir:

„Danach wirst du Sprünge machen wie ein junger Bock.“

Jetzt lese ich in der Zeitung: Bockskraut habe eine unangenehme Nebenwirkung. Es verlängere das Leben. Sogar Selbstmord würde nicht dagegen helfen. Außerdem würde schon der Anblick einer chemischen Formel, die ich vor mehr als 6 Jahrzehnte als Schüler entwarf:



genügend Bocksbeinigkeit erzeugen gegen Placebos, gegen Leichtgläubigkeit und vor allem gegen die Unfähigkeit zu zweifeln.

178. Rockefeller

Ich habe mir vor Jahren einen Aphorismus besonderer Art aus einer Zeitung ausgeschnitten, von dem ich seinerzeit schon wünschte, er wäre von mir. Leider vergaß ich Verfasser und

¹ s. dazu die Kurzgeschichte: >Der leere Laden der Tante Emma<

Quelle dazu zu schreiben. Weiß jemand, von wem dieser Spruch stammt?

Eine schweizerische Bank schreibt die Stelle des Geschäftsführers aus. Es kommt ein Anruf und wird vorgeschlagen, einen kräftigen sibirischen Mann als Geschäftsführer einzustellen. Die Bank lehnt den Vorschlag ab. Dann folgt die Frage: Und wenn es um den Schwiegersohn von Rockefeller gehe ? Darauf die Bank: Das ändert ja die ganze Sache. Man ruft den Rockefeller an und fragt, ob er sich einen kräftigen sibirischen Mann als Schwiegersohn wünsche. Rockefeller lehnt den Vorschlag ab. Dann folgt die Frage: Und wenn es um den Geschäftsführer einer schweizerischen Bank gehe ? • Darauf Rockefeller: Das ändert ja die ganze Sache. • • Man ruft die Tochter von Rockefeller an und fragt, ob sie sich den Geschäftsführer einer schweizerischen Bank • als Ehemann wünsche. Sie lehnt den Vorschlag ab, sie habe genug Geld. • Dann folgt die Frage: • Und wenn es um • einen kräftigen sibirischen Mann gehe • ? • Darauf Rockfellers Tochter: Das ändert ja die ganze Sache. • • • • • • • • • •

Ausnahmsweise sollte man mir glauben: Der Spruch stammt wirklich nicht von mir. Genügt das als Abwehr von Plagiatsvorwürfen?

179. Speed-Dating

Als geborener Spätling bin ich manchmal auch spät von Begriff und dann auch noch Weltmeister im Missverstehen. Speed-Dating habe ich sehr schnell beiseitegeschoben. Nichts für Spätlinge, dachte ich mir; wahrscheinlich erfunden zur Befriedigung von Männern, die unter ejaculatio praecox litten, also unter zu frühem Samenerguss. Gedanken, wie das vor sich gehen soll, habe ich mir praktischerweise gar nicht erst gemacht. Als man mich aufklärte, was unter Speed-Dating zu verstehen sei, dachte ich nur, dann kommt das also wohl noch.

180. Veganer

Veganer sind Menschen, die an sich etwas gegen das Schlachten von Lebewesen haben, allerdings bei Schnittblumen dieses Guillotinieren nicht nur dulden, sondern sogar als Liebeserklärung verstehen.

Simenon: Giftschrank

Als Enkel eines von dieser Unart lebenden Gärtners schäme ich mich für diese verbreitete Verirrung in das widersprüchliche Gestrüpp unhinterfragter Bräuche. Wenn diese Blumen wenigstens zum Verzehr geeignet wären!

181. Süchte

Der Mensch ist ein Suchtwesen. Seine Süchte können vergiften, vergöttern oder sonst wie in die Irre gehen.

Sie können Schatten und Schimären nachjagen
oder Nichtwahrnehmbares und Nichtwichtiges zu ihrem Bedeutendstem machen.

Aber wer keine Sucht empfindet, lebt schon nicht mehr.

Ein flüchtiges i-Tüpfelchen Glück der Befriedigung genügt,
um mit Süchten prächtig leben zu können.

Welch ein Glück für die Menschheit, wenn Süchte einmal Bedeutendes hervorbringen.

182. Post-mortem-Zensur

Über diesen Spruch wie den ganzen GIFT-Schrank, sogar der ganzen Homepage hing lange Zeit eine Post-mortem-Zensur als eine Art Damokles-Schwert. Das sollte alles nach meinem Tode ersatzlos vernichtet werden. Wie seinerzeit bei den Indern die geliebten Frauen sollte das Gedankengut (natürlich auch das Gedankenböse) als eine Art Sati mit mir „verbrannt“ werden.

Ich war wild entschlossen, das vor das Bundesverfassungsgericht zu bringen. Jetzt nimmt man mir auch diese Möglichkeit. Der Veranstalter des Servers hat mir schriftlich versichert, bei mir eine Ausnahme zu machen.

Wer sorgt jetzt an meiner Stelle dafür, dass diese Post-mortem-Zensur für alle Betroffenen höchstinstanzlich untersagt wird?

183. Vorformen

Zur Homepage-Startseite: www.gerd-simon.de

Fremdenhass ist bremsenlos unterwegs zu Fremdenhatz.

Nationalismus ist eine Krankheit, die früher oder später in Nationalsozialismus übergeht.

Die Kehrseite von Volksverherrlichung ist nahezu immer Völkerverhetzung.

184. Streit

Es ist nicht nur bei Ehepaaren so, nicht einmal bei notorischen Streithähnen. Es sind sogar ausgesprochen unscheinbare Einfallstore, die kein normaler Mensch abschließt, einfache Aussagen, manchmal nur ein Wort, durch die man in die haarsträubendsten Streitigkeiten gerät. Einem Satz, der etwas Neues enthält und sogar mit Dank quittiert wird, folgt ein Satz, dem nur dieses Neue fehlt. „Das weiß ich doch!“ „Kann ich wissen, was du schon weißt?“ Und schon ist ein Vorwurfskarussell im Gang, die Fetzen fliegen, und am Ende weiß keiner mehr, worum es eigentlich ging. Aber eines weiß jeder: Angefangen hat immer der andere.

Gegen diese Logik des Streits helfen nicht einmal Entsäuerungskuren, wie sie Therapeuten anbieten. Am besten betrachtet man das als belebendes Element in einem allzu trockenen Alltag.

185. Der alltägliche Exaktheitswahn

Ich zitiere gerne WITTGENSTEINs Polemik gegen den Exaktheitswahn in der Wissenschaft, der die Entfernung der Erde von der Sonne auf den Millimeter genau bestimmen will. Dieser Exaktheitswahn greift nicht nur mehr als zuvor um sich. Er veranlasst sogar ausgesprochen „menschenfreundliche“ Aktionen, wie z.B. im Versicherungswesen (angeblich auf Forderung der Regierung), in der Altenpflege z.B. folgende Abwicklungs-Regel beim Hinternwischen zu befolgen:

- Vorwisch : 0,98 Minuten
- Hauptwisch: 2,73 Minuten
- Nachwisch: 0,66 Minuten
- Polieren: 1,89 Minuten

Was länger dauert, oder mehr als 4 Blatt Papier verbraucht, könne nicht in Rechnung gestellt werden.

Frage: Wie wandelt man diese Regeln ab, wenn es z.B. um Alte mit Papierallergie geht, oder um die weitaus gesündere Hinternputztechniken südlicher Kulturen mittels Wasserstrahl?

Die von der DFG (oder ist es die VW-Stiftung?) mit mehreren Millionen Euro geförderten Experimente mit dem Ziel, das Scheißen in Zukunft überflüssig zu machen, sind leider immer noch Utopie. Mein Onkel Herman (ja, der von mir mehrfach erwähnte Erfinder) hatte schon vor Jahrzehnten mit vielen Experimenten daran getüftelt. Er meldete auch schon einen Teilerfolg: Er hätte es sogar im Selbstversuch geschafft, über eine Woche lang keinen Stuhlgang zu haben. Leider lehnte das Patentamt das Verfahren ab wegen der Nebenwirkungen (Bauchschmerzen und Blähbauch). Die Umstellung auf rein vegane Flüssignahrung hätte an diesen Nebenwirkungen nichts ändern können, schien sogar die Blase zu überfordern.

[Ich habe hier einen angeblich in den 50er Jahren in den Gefangenzellen Hamburger Gefängnisse über dem Klo angebrachten Klospruch aktualisiert und auf das Thema Exaktheit zugeschnitten. Der Verfasser war mir schon seinerzeit unbekannt. Falls er das gerade liest, bitte mit Originalitätsnachweis bei mir melden]

186. Umwegelagerer und Glashausrebell

Herman: Du nennst dich Umwegelagerer

Lewi: Ja, das Bild ist irgendwo daneben. Das ist wie so vieles selbstironisch gemeint. Ich überfalle also nicht meine Mitmenschen, und nicht einmal die Pfeffersäcke, schon gar nicht in räuberischer Absicht und natürlich unabhängig davon, auf welchen Wegen, Ab- oder Umwegen sie sich bewegen. Ich teile bestenfalls wie ein Akupunkteur Nadelstiche aus und dazu wähle ich meistens Umwege.

Herman: warum Umwege?

Lewi: Umwege sind für mich der Normalfall, der direkte Weg ein Grenzfall

Herman: Wieso Normalfall?

Lewi: Das ist nichts als Alltagserfahrung, wie mit den Blitzen. Auch ein Blitz schlägt nur äußerst selten den direkten Weg ein. Den direkten Weg wählen Alltagsmenschen wie Experten auch dann hoffnungslos, wenn er nahezu unbegehrbar ist, weil er leicht mathematisch exakt berechenbar wäre. Und brechen sich so häufig genug wie ein Bulle gegen einen Felsen zumindest die Hörner ab.

Herman: Du nennst dich manchmal auch Glashausrebell

Lewi: Auch das ein schiefes Bild. Es wendet sich gegen blinde Revolutionäre, denen wurscht ist, was langfristig daraus wird, und die nicht in Betracht ziehen, wie zerbrechlich die Konstruktion des eigenen Gedankengebäudes ist.

Herman: Ist das Glashaus nicht ein Symbol der Wehrlosigkeit?

Lewi: Da steht bei mir weniger im Vordergrund, dass es heute (nahezu) unzerbrechliches Glas gibt. Das Glashaus ist für mich vor allem Symbol für Transparenz. Ein Glashaus kann darüber hinaus eine Kommunikationszentrale sein, von der aus auch z.B. mit Strahlenkanonen Tumore in der Umgebung gezielt und kontrolliert beschossen werden können. In einem Glashaus kann man sich nicht hinter uneinnehmbaren Mauern verschanzen. Es ermöglicht im Gegenteil eine Kommunikation, in der Gegenargumente zur Geltung kommen können.

187. Datenschutz

Mancher sieht die Öffentlichkeit mit der Hausstaubmilbe unter seine Bettdecke kriechen.

Andere wollen nur die Kontrolle über ihre Daten behalten, wollen also, dass die Weitergabe von Infos über sie von ihnen vorher genehmigt wird.

Geheimdienste (nicht nur die NSA oder der BND) wollen am liebsten alle Daten ausnahms- und bedingungslos sammeln und konservieren.

Einige Problemzonen bleiben in der Öffentlichkeit eigentümlich undiskutiert:

Was ist, wenn z.B. Wissenschaftler zur Auswertung der Forschungsdaten über Betroffene Hunderttausende um Genehmigung bitten müssten?

Was ist, wenn es um die Daten von Dementen und Toten geht? Sollen dann die Erben die Kontrolle haben? Selbst wenn auch diese dement sind?

Was ist mit den Nazis und anderen Verbrechern, die viele Daten (auch öffentlich zugängliche) verschwiegen oder vertuscht wissen wollen, selbst wenn diese für die Allgemeinheit von größter Bedeutung wären?

Warum machen die Datenschutzgesetze um diese Problembereiche notorisch einen Riesenberg?

Wer außer den Nazis und vergleichbaren Delinquenten profitiert denn von der problemfremden Allgemeinheit der bestehenden Gesetze?

188. Etymologie

Die sprachwissenschaftliche Unterdisziplin Etymologie (in etwa mit ‚Sprachherkunftsfor- schung‘ zu übersetzen) hat eine lange Geschichte. Ihren wichtigsten Entwicklungsschub erlebte sie, als sie vor mehr als drei Jahrhunderten zu dem völlig überraschenden Forschungsergebnis kam, dass sauber nicht – wie bis dato unzweifelhaft schien – von Sau abzuleiten sei. Die Diskussion unter den Experten, wovon der Begriff sonst abzuleiten sei, ist allerdings bis heute nicht abgeschlossen. Weitgehend einig ist man sich nur, dass sauber aus einer süd-europäischen Sprache entlehnt wurde und vermutlich mit den alten Römern nach Deutschland kam. Völlig uneinig ist man sich aber, ob so etwas wie Sauberkeit selbst mit den Süd-europäern Einzug in Deutschland hielt. Die gelten doch noch heute – auf Grund sogar der jüngsten Erzählungen von Rompilgern – eher als Schmutzfinken.

189. Bedeutungsbegriff

Ich stehe in dem Ruf, jenes unbedeutende Wesen zu sein, das den Bedeutungsbegriff erfunden hat. Das ist zwar falsch. Im Deutschen gibt es den Begriff spätestens seit dem 16. Jahrhundert. Ich habe den Begriff immerhin aber aus den Klauen der Spezialisten unter den Wissenschaftlern gerissen.

190. Treppenwitz

Ein Treppenwitz gilt als ein Geistesblitz, der einem nach dem Auftritt erst beim Abgang von der Bühne auf der Treppe kommt. Mancher Treppenwitzfabrikant merkt allerdings erst 10 Jahre nach seinem Tod, welche Frau er hätte anbaggern sollen.

191. Gattungen

Gattungen sind nur wichtig für Schubladenfetischisten

192. Soziopathen

Ein egomanisch verkleideter Soziopath hat in Wirklichkeit nur eine Maske durch eine andere ausgetauscht, ist also beides gleichermaßen und das kernlos wie die Schalen einer Zwiebel, bestenfalls Neues aus sich heraustreibend.

193. Richtigstellungen

Wenn ich mich genötigt sehe, eine Richtigstellung richtig zu stellen, eventuell diese Richtigstellung richtig zu stellen oder sogar diese Richtigstellung einer Richtigstellung richtig zu stellen usw., stehe ich schnell vor einer Mauer der Verstehensverweigerung.

Auf der Weltmeisterschaft der Nichtversteher kam es kürzlich nach einer letzten Aufforderung, genau zu lesen bzw genauer zuzuhören, und der 10. Ebene der Richtigstellungen der Richtigstellungen etc zu einem völlig überraschenden kollektiven Kommunikationsabbruch.

Wenn ich das alles nicht verstehe, soll ich mich dann anmelden für die Weltmeisterschaft der Nichtversteher? Habe ich dort überhaupt eine Chance, den Olymp der Spitzennichtversteher zu erklimmen? Oder stürzen alle Richtigstellungen irgendwann wie der Stein des Sisyphos ins Jammertal der Möchtegernversteher?

194. Durchblick

Ich bin wie ein Buch,
 durch das mit lasergratenem¹ Kaliber
 ein Loch geschossen wurde
 mit Durchblick auf die ganze Welt,
 immer vom Wunsch besessen,
 den Schuss rückgängig zu machen,
 damit auch noch andere darin lesen können.

195. Journalisten

Wenn sie Informationen von mir wollen, reagieren sie unwirsch bis empört, wenn man nur erklärt, dass man sie nicht hat oder auch nur noch nicht für druckreif hält.

Wenn man ihnen einen Tipp gibt, was sie machen könnten, machen sie, selbst wenn es ein Hammer ist, vor allem eines: einen Riesenbogen um das ganze Thema.

Ich erlebte es nur ein einziges Mal, dass sie meinen Tipp an einen Kollegen weitergaben, der dann zum Thema nur Schrott produzierte.

Trotzdem bewundere ich diese Menschen: Ich könnte jedenfalls nicht täglich Druckreifes formulieren, ohne es wieder anzugucken. Bei mir liegen selbst meine Aphorismen monatelang auf Halde, bevor ich sie herauslasse. Schade, dass v.a. Journalisten sie dann als Schrott behandeln.

¹ Oder schreibt man im Deutschen leser?

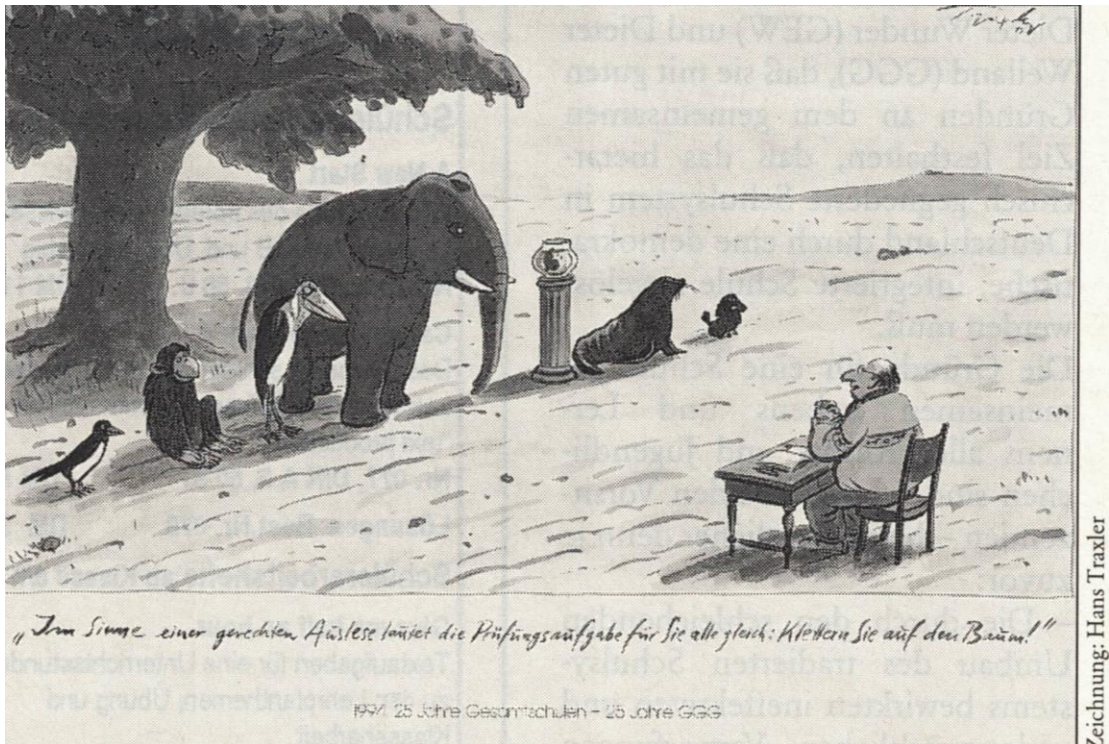
196. Intelligenztests

(Zu Ehren aller meist testosterongesteuerten Testophilen in Schule und Wirtschaft)

Wenn ein Mensch nicht verrät, welchen Intelligenzquotienten (IQ) er hat, kann das heißen, dass dieser unter 100 oder über 100 liegt, oder er war so klug, sich nie einem derartigen Test zu unterziehen.

Welchen IQ hat eigentlich der Wissenschaftler gehabt, von dem der Spruch stammt: „Intelligenz ist, was der Test misst.“?

Welchen IQ hatte der Karikaturist, welchen der Obertester in dem folgenden Elaborat?



Ausnahmsweise, weil schon im 80. Lebensjahr, oute ich mich: Als zwölffach durchgefallener Hochschullehrer habe ich einen IQ von exakt 150; aber ich habe nichts dagegen, wenn jemand sich berufen fühlt, ein Minus-Zeichen vor die 150 zu setzen. Gut, einen Vorschlag zur Güte: Treffen wir uns in der Mitte. Vielleicht hat meine verstorbene Frau recht, die mir z.B. weil ich in meinem Chaos mal wieder einmal etwas nicht fand, einen IQ von Nullkommanullnix attestierte.

Okay, ob -150 (wie mir einige Leser unterstellen werden), 0,0nix (wie mir meine Frau attestierte) oder +150 (wie mir mein Bruder, ein hoffnungsloser Psychologe, aus lauter Neidhammelei ein Leben lang verschwie), es bleibt die Frage: Wie ist dieser Aphorismus zu verstehen? Sie werden aus dem Aphorismus nicht schlau? Dann sind Sie (darauf bin ich dummerweise überhaupt noch nicht gekommen) noch intelligenter.

197. Remigranten

Diktatoren und Diktatorenanwärter haben keine Zeit so genau studiert wie das 3. Reich und keine Biografie wie die von Hitler und suchten das dann sogar zu überbieten. Ein Grund mehr, dass auch Demokraten gut daran tun, diese Zeit und diese Biografie genau zu studieren.

Erdogan-Befürworter in Deutschland sollten wissen, dass man in den USA seinerzeit Hitler-Befürwortern nahelegte, nach Deutschland zu emigrieren, möglicherweise gar nicht, um für Emigranten aus Deutschland Platz zu schaffen. (Ich bin sicher, der BND hat diese Idee auch schon gehabt. Vielleicht läuft schon eine entsprechende Kampagne unter den Erdogan-Befürwortern).

Selbst in meiner Verwandtschaft gab es einen NS-begeisterten Remigranten, der in das gelobte Land voller Hoffnung, aber auch in Unkenntnis der Bücher von Hitler und Rosenberg, zurückkehrte, um dann beim Anblick eines KZ erste Zweifel zu bekommen und Ende des 2. Weltkriegs so sehr am Boden zerstört zu sein wie sonst kein Deutscher, und sich kurz darauf das Leben nahm.

198. Langeweile

Meistens kann man sie vertreiben, indem man sie wegwirft. Schwierig ist es beim Fernsehen. Die Werbung mitten in einer spannenden Sendung ist Zwangskonsum purer Langeweile, bestenfalls Einladung zum Zappen in andere Programme oder zur Pinkelpause. Ausnahme: die Mainzelmännchen zwischendurch. Die Technik dürfte längst erfunden sein, die Werbung, auch die zwischen den Mainzelmännchen, zu überspringen. Aber die Mainzelmännchen haben leider keine Lobby.

199. Haltbarkeitsdatum

Das Haltbarkeitsdatum einer Liebesbeziehung lässt sich neuerdings mathematisch genau berechnen. Natürlich auch, wenn einer der Partner schon lange gestorben ist, meinetwegen auch über den Tod beider Partner hinaus. Warum nicht für die Zeit vor dem Kennenlernen. Muss man pränatale Zeiten ausschließen? Oder ist die Rede von Haltbarkeits- bzw. Verfallsdatum in Bezug auf Gefühle oder Verstehen etc nur eine Ausgeburt der Vermessenheit des Vermessenswahn?

200. Zwischengrößen,

Weniger die Großen oder die Kleinen sind in der Regel das Problem im Vergleich zu den Zwischengrößen, insbesondere den Stellvertretern und Statthaltern, den Bevollmächtigten, Beauftragten und Verwaltern, zumindest wenn die Großen, hinter denen sie sich verstecken, unsichtbar oder im Nebel bleiben. Diktatur funktioniert nur mit diesen Zwischengrößen.

201. Deutungshoheiten

Gesetze lassen Spielräume. Eine wie auch immer angemäße oder legitimierte Deutungshoheit über diese lassen nicht selten die Außerkraftsetzung der Gesetze zu, manchmal sogar die Verkehrung in ihr Gegenteil. Das 5. Gebot („du sollst nicht töten“) hat nicht nur in Kriegszeiten notorisch den Massenmord zugelassen. Das Verbot, z.B. die Notstandsgesetze in Frage zu stellen, ist schon auf dem Wege, Gesetze außer Kraft zu setzen. Und die Notstandsgesetze selbst sind diesen Verboten strukturell verdächtig ähnlich.

202-Zähneputzen

Herman: Ich habe endlich einen Beweis gefunden, warum der Mensch nicht von den Tieren abstammen kann

Lewi: Darauf hat dich wohl deine dreijährige Nachbarinrentochter Bussi gebracht?

Herman: Neulich fragte sie mich in der Tat: Warum muss ich mir die Zähne putzen?

Lewi: Und du hast einmal wieder keine Antwort gefunden?

Herman: Schlimmer: Ich habe daraus eine weitere Frage entwickelt: Warum die Tiere nicht?

Lewi: Hilft dir das weiter, wenn ich auf die faul am Strand liegenden Krokodile hinweise, die sich die Zähne von Spatzen putzen lassen?

Herman: Stammt denn der Mensch von Krokodilen ab?

Lewi: Es gibt noch einen Beweis: Kein Tier stellt solche Fragen.

Herman: Gibt es überhaupt Tiere, die Fragen stellen?

203. Analphabetismus

Wie ich lese, gibt es in Deutschland 7 Millionen erwachsene Analphabeten, nicht im Mittelalter, sondern in der Gegenwart. Daraus schließe ich, die Menschen in Mitteleuropa wurden Opfer einer Bildungskatastrophe, von der schon in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts Werner PICHT sprach.

Zu den Analphabeten rechne ich aber nicht nur Opfer, sondern auch Täter wie die Chefs in Verlagen, die nicht eine Zeile der ihnen eingesandten und anvertrauten Manuskripte lesen und nur darauf achten, ob man mit diesen Geld machen kann. Lektoren und andere, die sie für Experten halten, lesen diese an ihrer Stelle. Als Berater haben sie auf Veranlassung des Chefs bei der Lektüre darauf zu achten, ob ein Manuskript „im Trend“ liegt, zumindest ob es sich an den von ihnen prokrustesmäßig zurechtgestutzten Durchschnittskonsumenten orientiert, manchmal durch fragwürdige Umfrageergebnisse unterstützt. Dieser Analphabetismus hat verheerende Folgen für die Kultur. Was auf den Bestsellerlisten landet, ist entsprechend kaum mehr als Durchschnitt, in einigen Fällen sogar Allerweltsstuss.

204. Hass

Hass trägt leider meist die Kleider des Selbstverständlichen

205. Gottlos

1. „Gottlos“ nennt man seit biblischen Zeiten alle, die nicht an einen Gott glauben wollen. Warum nennt man Menschen, die nicht an Hexen glauben wollen, nicht hexenlos? Und wie steht es mit den Engeln oder Teufeln? Bis über die Zeit der Aufklärung hinaus war es bei Christen selbstverständlich, dass man an sie glaubte.
2. Deutlich zu viel Respekt vor den Gottgläubigen hat, wer sich Atheist nennt. Er definiert sich über einen Kampfbegriff der Gottgläubigen. Auch wer sich Agnostiker nennt, wie ich es im Zusammenhang mit religionskritischen Äußerungen tue, sollte das nur als Abwehrbegriff benutzen gegen alle, die sich einbilden, sie könnten, was

nicht erkenn- oder erfahrbar ist, fassen wie ihre Nase. An letztere fasse sich auch jeder Agnostiker, der anderen vorschreiben will, dass er wie er denken soll.

3. Die Hexenfrage ist wie die Gottesfrage nicht beantwortbar, weil sie eine Existenzfrage und also eine falsch gestellte Frage ist. Eine solche Frage kann man nur beantworten, wenn man sie metaphorisch deutet, also wenn ich z.B. meine Schwiegermutter Hexe nenne. Und wenn sie klug ist, antwortet sie: Ok, du hast mich durchschaut. Ich habe dich tatsächlich verzaubert, sonst würdest du nicht ständig unbeantwortbare Fragen stellen.

206. Feindesliebe

Inzwischen schon eine Litanei:

Wer einen Unterschied macht etwa zwischen Freunden und Feinden, ist tendenziell Rassist. Zumindest wenn das wertend gemeint ist.

Gott macht einen Unterschied zwischen Gläubigen und Ungläubigen. Entnehme ich jedenfalls einigen ‚heiligen‘ Schriften. Ich kenne keinen Menschen, der das nicht als wertend versteht. Ich habe deswegen allen, die sich als seine Vertreter oder Anhänger ausgeben, vorgeworfen, sie hätten eine Gottesvorstellung, die aus diesem über alles geliebten und verehrten Herrn einen Rassisten macht.

Zumindest Jesus predigte – ich denke auch gegenüber den Verfolgern von Andersdenkenden (wie seinen Jünger Thomas) – die Feindesliebe. Er widersprach demgegenüber nach Ausweis des >Neuen Testaments< nie der Gottesvorstellung, nach der dieser jeden bedroht oder gar bestraft, der – in welcher Hinsicht auch immer – seine Gebote übertritt. War ihm also Feindesliebe mehr als ein Schafspelz über einem rassistischen Wolf?

Sonst noch Fragen? Warum nicht?

Simenon: Giftschrank

- Was ist von einem Liebhaber zu halten, der nur liebt unter der Bedingung, dass der Geliebte sein Andersdenken aufgibt?
- Was ist umgekehrt von einem derart Geliebten zu halten, der sich auf solche Zumutungen einlässt?
- Mag ja sein, dass es Menschen gibt, die unter Gegenliebe so etwas wie Selbstaufgabe verstehen. Soll ich also ein anderes Jesus-Wort „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ so deuten, dass der Geliebte gefälligst so lieben soll, wie der Liebende es will? Warum soll er zB seinen Verstand ausschalten (so Paulus zu den Griechen)?
- Bin ich ein Gotteshasser, wenn ich meine Vorstellung von Liebe als höherwertig empfinde?
- Warum sollte Gott nicht mein Anderssein akzeptieren? Warum ist nie davon die Rede, dass Gott sich durch den Widerspruch eines Menschen änderte?
- Warum finde ich nirgendwo einen Hinweis auf eine Eigenschaft Gottes wie die Lernbereitschaft?
- Warum soll es der göttlichen Feindesliebe nicht gottgefällig sein, wenn jemand ohne Gott lebt oder wenn er die Frage nach Gott beiseiteschiebt?
- Wenn Gott also eine derartige Feindesliebe nicht praktiziert, warum verlangt er das von den Menschen?
- Warum reagieren Gott oder auch nur seine Vertreter nie mit Selbstironie? Warum reagiert er nicht irgendwo mit einem Bedauern, dass er im Menschen Geschöpfe geschaffen habe, die sich ihn nicht anders als lernunfähigen Diktator vorstellen können?
- Kann es sein, dass z.B. ich in Sachen Lernfähigkeit und Selbstironie mehr zu bieten habe, als mein angeblicher >Schöpfer<? Sind wir Menschen Roboter, die potenter, vielleicht sogar kreativer sind als ihre Erbauer?

P.S. Man belehrt mich, Georg Wilhelm STELLER, Sprachwissenschaftler wie ich und vieles mehr, hat vor über zweieinhalb Jahrhunderten auf der pazifischen Halbinsel Kamtschatka im äußersten Osten Sibiriens nördlich von Japan das Volk der ITELMENEN entdeckt. Seine Beschreibung von Sprache und Kultur dieses Sammler- und Jäger-, zentral Fischervolkes führte in jüngster Zeit zu einer Wiederbelebung von Sprache, Gesang und Tänze dieses angeblich primitiven Volkes. Denn inzwischen war es von Russen, speziell dem Ackerbau- und Reitervolk der Kosaken erobert, sich entfremdet und ausgebeutet worden. – Ein Rabe ist ihr Gott (wie sie dieses Lebewesen, gedrängt durch das Herrenvolk, bezeichnen). Ihre Umgangsweise mit dieser Gottheit ist allerdings ungewöhnlich. Sie lachen über ihn, ahmen seine Bewegungen und Schreie belustigt nach, binden diese auch in ihre Tänze ein. Sie verehren ihn nicht, verachten ihn aber auch nicht. Seiner Frau, einem Ausbund an Verstand, ver-

Simenon: Giftschrank

danke man, dass alles so relativ akzeptabel abläuft. Sie halten Raben (die wir Europäer zu den intelligentesten Vögeln zählen) für eher dumm, behandeln sie aber als ebenbürtige Lebewesen. Ähnlich angstlos und amüsiert gehen sie mit anderen Lebewesen um. Von den Bären etwa lassen sie sich schon einmal die gesammelten Beeren klauen. Sonst aber halten sie diese nicht für gefährlich, scheinen nicht einmal zu wissen, dass sie für Menschen sogar lebensgefährlich sein können. In ihrer Sprache, in den Gesängen und Tänzen bilden sie alle möglichen Lebewesen ab, vorwiegend in Liebespositionen. Überhaupt stünde im Leben dieses Volkes nichts so sehr im Mittelpunkt wie die Liebe. – Gut, Steller könnte man zu einem Vorfahren der Romantiker unter den Kulturforschern rechnen, wie wir sie heute in den Vier-Buchstaben-Gelehrten Grimm, Rask, Pott und Bopp 100 Jahre später in Europa sehen. Aber wir können auch nicht umhin, es für denkbar zu halten, dass die Itelmenen einigermaßen so lebten, wie er es beschrieb. – Fazit: Wenn man das denn Gott nennt, was für das itelmenische Volk ein Rabe ist, dann bin sogar ich versucht zuzustimmen: So gottlos, wie ich durchweg die Welt beschreibe, scheint sie doch nicht zu sein.¹

207. Im Delirium von Dadaisten



Der Anblick dieser Ungeheuerlichkeit endete bei Herman und Lewi in folgendem dialogischen Aphorismus

Herman: Was ist los mit dir? Komm mir ja nicht mit Glasfaserkommunikation und Durchblick. Dir muss nur eine Ameise oder ein Igel über den Weg laufen, und schon fängst du an zu symbolifizieren.

Lewi: Es ist leider schlimmer: Ich reduziere alles auf eine Nadel im Heuhaufen.

¹ Stellers Beschreibung der Itelmenen-Kultur findet man unter <http://www.siberian-studies.org/publications/PDF/Steller.pdf>

Simenon: Giftschränk

Herman: Wo andere einen Langfilm oder eine Krimi-Serie drehen, malt deine Hand nur einen Punkt, bestenfalls einen Strich und dein Gesicht atmet einen Aphorismus. Willst du der Welt den Rest geben?

Lewi: Ich gebe zu: die Abstraktion zerläuft mir durch die Finger in Nullhochminuseins-durch-i. Ich eigne mich nun einmal nur für Faules und Einfaches, für Blitze, Schatten oder Löcher, wenn es hoch kommt, für Skelette.

Herman: Gegen dich ist ein Physiker, der die Weltformel findet, ein ghordischer Knoten.

Lewi: Ich weiß, Nehren als Symbol der Welt tut einem Viertausendseelendorf bitter Unrecht.

Herman: Warum ist nicht der Stuhl in der Stube deines Freundes Jonas das Ursymbol?

Lewi: Kann es nicht auch ein Atom oder auch ein Nanoteilchen sein im Atem meiner Freundin Anastasia, genannt Nastja,

Herman: Meinetwegen nervst du die Welt auch mit dem Orgasmus deines verstorbenen Oskar.

Lewi: Das nimmst du zurück. Das gehört nicht hierher.

Herman: Dann erkläre endlich einmal, was kein Symbol ist.

208. Reiche und Intellektuelle

Wenn wir sagen oder auch nur denken, wer reich ist, hat mehr Verantwortung, gilt das dann nicht weniger für Intellektuelle.

Im deutschen Grundgesetz heißt es: Eigentum verpflichtet. Warum gilt das nicht auch für das intellektuelle Eigentum?

Inwiefern lässt sich damit das moralische Defiziententum der Intellektuellen z.B. in der NS-Zeit vereinbaren?

209 . Schwiegermutter's Warnung

Was sind das für merkwürdige funkensprühende Kurzschlüsse, die die Synapsen in meinem Kopf zu derart auch für mich überraschenden Sätzen zusammenschießen lassen wie diesen? „Weltgeist!“ entfuhr es seinerzeit Hegels vollem Mund. „Gene!“ sagt man heute; und jedes Mal war man die Verantwortung los. „Gewaltbröckelei!“ sagte meine Schwiegermutter und warnte ihre Tochter vor mir. Wie viel mehr recht sie hatte!

210. Verdacht

Mein kritischer Verstand sagt mir: Niemand ist so verdächtig wie der, der behauptet, er sei unverdächtig. Leider bringt uns auch der Umkehrschluss nicht weiter: Wenn ich offen bekenne, ich bin ein Fälscher (Wie ich es in dem Opus >Dieser Text ist eine Fälschung< getan habe), dann konnte ich nicht erwarten, dass meine Leser sofort überzeugt sind, der Simenon ist unverdächtig, oder auch nur weniger verdächtig als der in ihm steckende Simon. Da das Ziel öffentlicher Auftritte, für einen Öffentlichkeitsscheuen wie mich, fast immer nur sein kann, Kritik zu befördern, Fallstricke als solche zu beleuchten oder auch nur anzuregen, über seit langem tradierte Selbstverständlichkeiten nachzudenken, sehe ich mich in einem unlösbaren Dilemma, dem man nicht entgeht, in dem man Vertrauen einfordert oder drum bittet, oder seine Mitmenschen zu überlisten sucht. Es bleibt nur die Position des Narren, der solche Probleme wie eine offene Wunde unentschieden lässt.

Trüge ich einen Hut, würde ich ihn nur vor den Spitzenleistungen deutscher Kabarettisten seit Karl Valentin ziehen. Sie haben es jedenfalls mehr verdient als die von Philosophen und Wissenschaftlern wie mich.

P.S. Trotzdem finde ich es nicht fair, wenn die Kabarettisten meine Elaborate seit Jahren abkupfern.

211. Börse

Ich bin kein Börsianer und verstehe nahezu nichts von Börsen, bin also voller Vorurteile. Könnte daran liegen, dass ich Hamburger bin. Hamburger hassen das postvokalische **r** und schreiben es nur widerwillig. So wie die Hamburger ihre Stadt >Hambuch< oder besser >Hambuich< oder >Hamboch<, im Missingsch auch >Hamboach< aussprechen, artikulieren

Simonon: Giftschrank

die Hamboger ihre lange Zeit hinter dem Rathaus versteckte Börse selbst auf Nachfrage >Böse< und wie Umfragen ergaben, meinen sie das auch so. Ich weiß nicht, ob die in Hambuich geborene, in ihrer Jugend in den Osten gemachte (vornehmer ausgedrückt: emigrierte) Buka Mäkel das inzwischen als Makel empfindet.

Der frühere SPD-Geschäftsführer MÜNTEFERING stieß entsprechend auf ungefilterte Zustimmung, als er die Börsianer >Heuschrecken< nannte. Als ein Börsianer aus Tübingen und Umgebung versuchte, einen Bus mit Dortmunder Fußballstars in die Luft zu sprengen, weil er auf den Absturz der Aktien des Dortmunder Fußballclubs spekuliert hatte, sahen die Hamboger alle ihre Vorurteile über das Böse in den Börsianern bestätigt.

Wenn Hamboger einem Chinesen übelsetzen sollen, was ein Börsianer sei, zögän sie nich: „Vabrechä übelster Sote!“ Chinesen länen an diesem Beispiel schnell: Postvokalischen r nicht in l vewandeln, sondern am besten weglassen. Mäken nich mal de Süddütschen.

Is Peking eigentlich so böse, eine Böse zu ham?

212. Wetten

Herman: Kaum eine Packungsbeilage ist im Sport so beliebt wie das Wetten.

Lewi: Wie ein Krebsgeschwür erfasst es einen Gesellschaftsbereich nach dem anderen.

Herman: Kann man eigentlich darauf wetten, dass in Afrika im nächsten Monat Millionen verhungern?

Lewi: Da das so unendlich schwer zu erraten ist, sind den Wettsüchtigen vielversprechende satte Gewinne auf andere Looser-Gruppen vielleicht verlockender .

Herman: Oder dass Boko Haram oder IS oder Taliban im nächsten Monat Tausende hinhängen? Oder Saudis Hunderte auspeitschen ...?

Lewi: Oder Amis auf Guantanamo angebliche Terroristen foltern lassen

Herman: Kann man überhaupt darauf wetten, dass jemand ermordet oder gefoltert wird?

Simenon: Giftschrank

Lewi: Wenn dieser dann (entweder durch den Wetter selbst oder durch andere) stirbt, darf man dann problemlos Riesensummen kassieren?

Herman: Kann ein Mönch darauf wetten, dass in seinem Kloster im nächsten Monat ein Kindsmisbrauch stattfindet?

Lewi: Er wird tunlichst den Mantel des Schweigens darüber ausbreiten, erst recht, wenn er der Täter ist.

Herman: Sind Wetten etwas anderes als Einladungen zu Verbrechen aller Art?

Lewi: Ich höre: Gesetzlich verhindern kann man das alles bisher nicht.

Herman: Haben wir den Wettbüros durch diese Fragen eigentlich Tipps gegeben, womit sie auch sonst noch Gewinne machen können?

P.S. s. die Kurzgeschichte unten: Der Lottogewinn

213. Deeskalation

1. Stalker

Herman Bin ich froh, dass den Stalkern endlich das Handwerk gelegt ist.

Lewi Ich weiß nicht, ob diesen durch Gesetze beizukommen ist. Meine Tochter, die sonst nichts von mir geerbt oder erlernt hat, die auch darüber hinaus kein gutes Haar an mir lässt, erzählt stolz, wie sie einen Stalker dazu brachte, sie nie wieder mit seinem Schmachten zu belästigen.

Herman Ihre Reaktion stell ich mir nicht sonderlich stubenrein vor.

Lewi Du scheinst sie zu kennen. Sie sagte nur: „Soll ich es dir mal machen.“

2. Arschloch

Herman Du bist für die Abschaffung des Beleidigungsparagraphen?

Lewi Der stammt aus Kaisers Zeiten, als es dem Adel eine Sache der Ehre war, nicht auf eine Stufe von Arbeitern, Arbeitslosen und Huren gestellt zu werden. In Gesellschaften, die sich um Demokratie bemühen, hat so etwas wie Beleidigung keine derartige Funktion mehr.

- Herman Du bist manchmal Gutachter vor Gericht. Wie verhältst du dich dann in Beleidigungsprozessen?
- Lewi Ich habe es immer abgelehnt, in solchen als Gutachter aufzutreten. Man wird da in absurde, aber typisch juristische Winkelzüge verwickelt, denen jede wissenschaftliche Logik fremd ist.
- Herman Aber soviel ich weiß, warst du doch wenigstens einmal Gutachter in solchen Prozess.
- Lewi Manchmal verdonnern die Gerichte einen einfach dazu, v.a. wenn sie sonst niemanden finden und ich auch keinen deutschen Sprachwissenschaftler namhaft machen kann, der außer mir als Spezialist für diesen Sprechakt gelten könnte und sich zu so etwas breitschlagen lässt..
- Herman Merkwürdige Zwangsmaßnahmen!
- Lewi Allerdings. Immerhin brauchte ich bisher nur in Verleumdungsprozessen auftreten.
- Herman Da geht es also v.a. um Fakten.
- Lewi Und um ihre Deutung. Ich hatte das Gericht darüber aufzuklären, dass der Leserbriefschreiber, der die GSG 9 als „eine zum Morden ausgebildete und legitimierte Gruppe“ bezeichnete, vermutlich nicht an die juristische Interpretation des Wortes >Mord< dachte-
- Herman >Mord< wird da unterschieden von >Totschlag< und >fahrlässiger Tötung<.
- Lewi Fachwörter folgen anderen Regeln als die gleichen Wörter im Alltag. Das Gericht müsste mit seiner Unterstellung des juristischen Fachbegriffs z.B. auch den Kardinal Meissner verurteilen wegen seines bekannten Ausspruchs: „Abtreibung ist Mord.“
- Herman Da sprach das Gericht den Angeklagten lieber frei.
- Lewi Sie meinten, dann bestünde immer noch die Möglichkeit einer Beleidigung.
- Herman Und wie ging der Prozess aus?
- Lewi Der kam gar nicht erst zustande. Ich hatte diese Möglichkeit dem Gelächter der Zuhörer ausgesetzt mit der Bemerkung: „Herr Richter, wenn ich zu Ihnen >Arschloch< sage, dann sage ich da doch mehr über mich aus als über Sie.“

3. Hurensohn

- Herman Neulich nannte mich jemand: „Du Hurensohn“.
- Lewi Diese Beleidigung enthält Elemente von Verleumdung.
- Herman Da bringt die Gegen-Beleidigung „selber Hurensohn“ doch überhaupt nichts.
- Lewi Mich hat man auch schon so titulierte. Beleidigungen gehören zur Gruppe der Vorwurfshandlungen, die notorisch durch Gegenvorwürfe nur eskalieren.
- Herman Und wie hast du reagiert?

Simenon: Giftschränk

Lewi „Okay, ich frag sie mal, ob was dran ist.“

Herman Wen?

Lewi Na, meine Mutter.

Herman Kapiere: Vorwürfe nie auf der gleichen Ebene beantworten. Ziel: Luft rauslassen.

214. Götter und Helden

Götter und Helden sind langweilig und überhaupt unwichtig. Macht gewinnen sie erst durch Repräsentanten unter den Menschen, die meistens ihre Bosheit hinter ihnen verstecken und manchmal raffiniert rechtferigen.

215. Vor die Säue

In den heiligen Schriften der Religionen ist immer wieder die Rede von Schätzen, die die Menschen vor die Säue werfen. Leider ist es viel schlimmer, nicht weil Säue durchaus schätzenswert sind, sondern weil man inzwischen viel Geld hinblättern und Riesenwerbung betreiben muss, damit Lebewesen die Schätze wirklich schätzen.

II Poemata

Motto

Im Falle eines Falles
findest du bei Ringelnatz und Roth
für alle Fälle alles:
vom ersten Gelalle bis zum Tod,
Küngelschwatz und Abgefeimtes
in jedem Fall aber Gereimtes.

Satiren

Konzerne

Sie, Mensch von der Firma Siemens,
Arbeiter am Karbonleiter,
wissen Sie, wie viel
Menschen mit ihren Wünschen
in Südafrika missen müssen?
Extraprofite!

Sie, Mensch aus Chili
bei der Firma Eititi,
kriegen und lieben Sie
adrett vernebelte
Knebel aus Marionet-
tendrähnten
als Todesrendite?

Sie, Mensch, cool und clever,
 von der Firma Unilever,
 Werbespezialist,
 würden Sie
 Ihrer Lucretia
 auch Säрге mit Mist
 als Mandolinen andienen
 ‚edelstelite‘?

Sie, Mensch vom Werk
 der Firma Merck und Boehringer,
 Ihre fein geilen Finger
 – wer schnallts noch nicht? –
 leben vom Scheinheilen
 der Kranken
 die da tranken
 vom Gift Ihres Abfalls!
 Reproduktionsparasiten!

Konzerne, wie gerne
 gerieten wir nach euren Profiten,
 tanzen wir nach euren Wanzen,
 sterben wir für euer Werben!
 Wie geil sind wir
 nach eures Giftes Heil!
 Sogar Südafrika, Chile, Lucretia
 und viele Kranke sagen: Danke!
 Bekriegt euch, bis einer siegt,
 dass er uns gebiete!

Simenon: Giftschrank

(Ausnahmsweise eine formalistische Anmerkung für Poeten, Poetologen und andere dichtungstechnisch Interessierte: Obige Strophen leiden an der Verszuwachsrates +1. Ein reziprok gebildetes Depravationspoem mit der Versschwundrate -1 begann zu einer Art "Schwarzem Loch" zu kumulieren, so daß von ihm nichts übrig blieb und hier also auch nicht repräsentiert werden kann.

Die Reime entlarven sich als Verszwangmittel, in denen es einerseits gärt und andererseits alles recht ist, ungenau und unberechenbar, wie jede ausgefeilte Herrschaftstechnik.

Das Verhältnis von Wort und Sinn ist tendenziell anarchisch. Nichts paßt richtig zusammen.

Die Schwäche des Poems: Die Worte haben Sinnbeulen, die man nur kritisch aufzuspießen braucht, um sie für Schleichwerbung wohlfeil zu machen.)

Pockennarben

Empfehlung: Man lese die gelegentlichen Reime wie Pockennarben in einem nach Tschernobyl missratenen Gedicht

Wir haben gelernt, in den Socken einzelner
zwischen Pockennarben
die schöne Haut zu entdecken.
Nach einer Weile
sehen wir die Pocken nicht mehr.
Dem, der die Pocken hatte,
half das nicht.

Wir haben gelernt,
auf den Landkarten
zwischen den Konzentrationslagern
die schöne Landschaft zu entdecken.
Nach einer Weile
sehen wir die KZs nicht mehr.
Den KZ-Insassen
half das nicht.

Wir haben gelernt,
auf dem Globus
zwischen den Kernkraftwerken
die schöne Luft zu entdecken.
Nach einer Weile
sehen wir die AKWs nicht mehr.
Meistens explodieren
sie auch nicht.

Wir haben gelernt,
AKWs und KZs
wie unheilbare Krankheiten,
wie Stürme, Überschwemmungen

Simonon: Giftschränk

oder auch Feuersbrünste
als Schicksal hinzunehmen.
Wir lassen sie tatenlos
entstehen und geschehen.

Frage: Wann explodiert
in uns die Wut?
Wann explodieren die Atomkonzerne
in der Glut unseres Protestes?
Wann explodiert der Globus?
Pardon, es sind ja nur
die Pockennarben
in den Socken einzelner.

tarnanweisung für agenten

zur tarnung
 sei nebenbei geraten:
 öffentliches auftreten!
 als lasso
 ständige warnung
 vor und über demokraten
 und zweifel an deren eintreten
 für die verfassung.

wer ständig die verfassung
 beschwöre
 oder unterm arm trage,
 habe es wohl nötig!
 keine einfache göre
 aus der gasse
 verhalte sich in dieser frage
 so ehrerbötig.

ergebnis: gegen dich als agenten
 keine bedenken
 und zweitens: zwischen kindern, männern und frauen,
 mißtrauen,
 sie seien in wahrheit extrem;
 das heißt: neben der rückendeckung
 politische schwächung
 fürs system.

(in sonthofen, einem flecken in unserem lande, wo der
 boden nachbräunt, wurde kürzlich ein mann als agent
 verhaftet, der ein plakat mit obigem text angeschlagen
 hatte.)

Wie schafft man mehr Arbeitsplätze?

Je mehr das Heer
der Arbeitslosen wächst,
desto mehr Beamte sind nötig,
sie zu verwalten.
Wieso kapiert das denn keiner:
Arbeitslose
schaffen Arbeitsplätze!

Je mehr Technologie
den Arbeiter ersetzt,
desto mehr wächst auch
der Stab der Rationalisierer.
Wieso kapiert das denn keiner:
Technologie und Rationalisierung
schaffen Arbeitsplätze!

Je mehr Rüstung
und je mehr durch Waffen umkommen,
desto mehr Arbeitsplätze
für weniger Arbeitssuchende.
Wieso kapiert das denn keiner:
Rüstung und Waffen
schaffen Arbeitsplätze!

Darum fordern wir:
Mehr Arbeitslose,
mehr Technologie,
und mehr Rüstung,
damit wir mehr Arbeitsplätze
schaffen für Beamte,
Rationalisierer und
unseren Kriegsgott!

Karl Schillers Machtlied

Unter allen Herrschern herrscht Schmu.

Unter allen Ärschern regierest du
selbst mit dem Strauß.

Geld und Macht

Es ist wichtig
und wohl auch richtig,
dass die Mächtigsten der Mächtigen
in Geld und Gold
nur die Macht sehen,
der ganzen Welt
den Cold in die Schläfe
zu drehen,
sie in Lehen oder Bann zu knechtigen.
Das träfe dann
auch zu für den Allmächtigen

Dossier Simenon

Zähne: fletschen.

Zunge: giftig.

Schluckauf: gerichtsverwertbar.

Herz: bietet

jederzeit Gewähr

für einen Seitensprung.

Zipfel: nicht ganz dicht.

Auge, links: hinkt.

Magen: zersetzend,

Zwischen den Rippen:

Charakterrisse,

Zweifel.

Achselzucken: widersprüchlich.

Gelegentliche

Brustwarzenrotationen.

Hebt auch manchmal ab.

Bart: bis zum Boden,

plattschnäuzig, zerdeppert.

Zwischen den Fingern:

Paragrafenbrösel.

Im Nacken:

Scherben, demokratische.

Über den Brauen:

sterbliche Reste von Hoffnungsfetzen.

Tränen: kristallisieren.
Flitzbogenrückgrat, geduckt.
MG-Bandscheiben:
zerspringen leicht.
Spitz: aufrecht, abgezirkelt.
Händedruck detoniert!

Revolutionäres Grinsen.
Schenkel verzückt,
oben knackig,
mit staatsgefährdenden
Aufklebern
unter dem Schlüpfers.

Knie: wechselsüchtig,
Haare: wackeln
fried-verdächtig rot.
Kot: karnickeltypisch.
Füsse: treten
jederzeit für die Vermassung ein.

Fast zu riechen:
Steiss: von Moskau gesteuert.
Stimme: schon abgegeben
beim Verfassungsschutz.
Stellenstreichung
strengstens anzuraten.

Hing lange an meiner Zimmertür. Gérard Simenon. Aktuell: Momentan ist er am leichtesten an einer bartumrandeten Unterlippenglatze identifizierbar. Inzwischen ist er identifiziert: s. Foto anbei:



Gérard Simonon. Altersfoto: Anastasia Antipova

Prüf den Prof

Prüf den Prof.

Wieso f llt Euch dazu nur ein:

Warum nur den?

Prüf den Mini,

ja, den Minipr si!

Prüf den T ufel und seine Trothel!?! *

Ihr aufm pfigen

Anarchisten und Kommunisten!

Autorit tsmuffel Ihr!

Könnt Ihr Eure Prüf-

lust nicht bremsen?

Sagt Ihr allen Ernstes:

Prüf die Konzerne

und ihre Manager!

Prüf die Götter und Päpste!?

Prüft lieber Euch selber,
Kinder und Kälber
und die Ware am Markt!

Sonst läßt man Euch verrosten
wie die im Osten
im Protestinfarkt.

- *Orthografische Fehlhandlungen und Druckfehler sind rein zufällige bzw. freie Erfindungen des Tipserichs.*

Die Made

[Heinz-Ehrhardt-Variation]

Die Made
liegt dick und fett
vor mir; wie im Bett
mitten auf der Promenade
und denkt, sie sei nett
und ganz adrett
und gar nicht fade.

„Schade,“
sagte das Huhn,
„was hat sie hier zu tun?“
und fraß die Made.
„In meinem Magen soll sie ruhn.“
Das hat sie nun davuhn,
die fade Made.

Blochs Koitalfantasien

Der Mensch ist nicht ganz dicht,
sagt Bloch
in einem Buch,
das stets mehr meint,
als was es sagt

Mit der Nicht-ganz-Dichtheit
hat es schon seine Richtigkeit.
Ob das aber von Wichtigkeit
ist nicht gerade eine Nichtigkeit,
entgegnete ein Wicht dem Bloch.

Doch, doch und schon, meint Bloch
in tiefschürfendem Ton.
Jedoch das Gericht des Nichts
tröpfelt jubilierend in das Loch.
Das weiß doch jeder Wicht.

Die Logik des Lochs

Der alte Vaihinger
erinnert sich,
dass da, wo in
seiner Heimat
heute das Kirschenfeld steht,
in seiner Kindheit
nichts war.

Oder war es ein Loch?
Nein, zumindest: Luft.
Stickstoff und Sauerstoff.
Also Atome.
Was war aber zwischen
Den Atomen?
Äther?

Kein Zeitgenosse
konnte ihm erklären:
Was ist Äther?
Alsbald stimmten sie überein:
Den gibt's nicht.
Oder das ist so etwas wie
Gott.

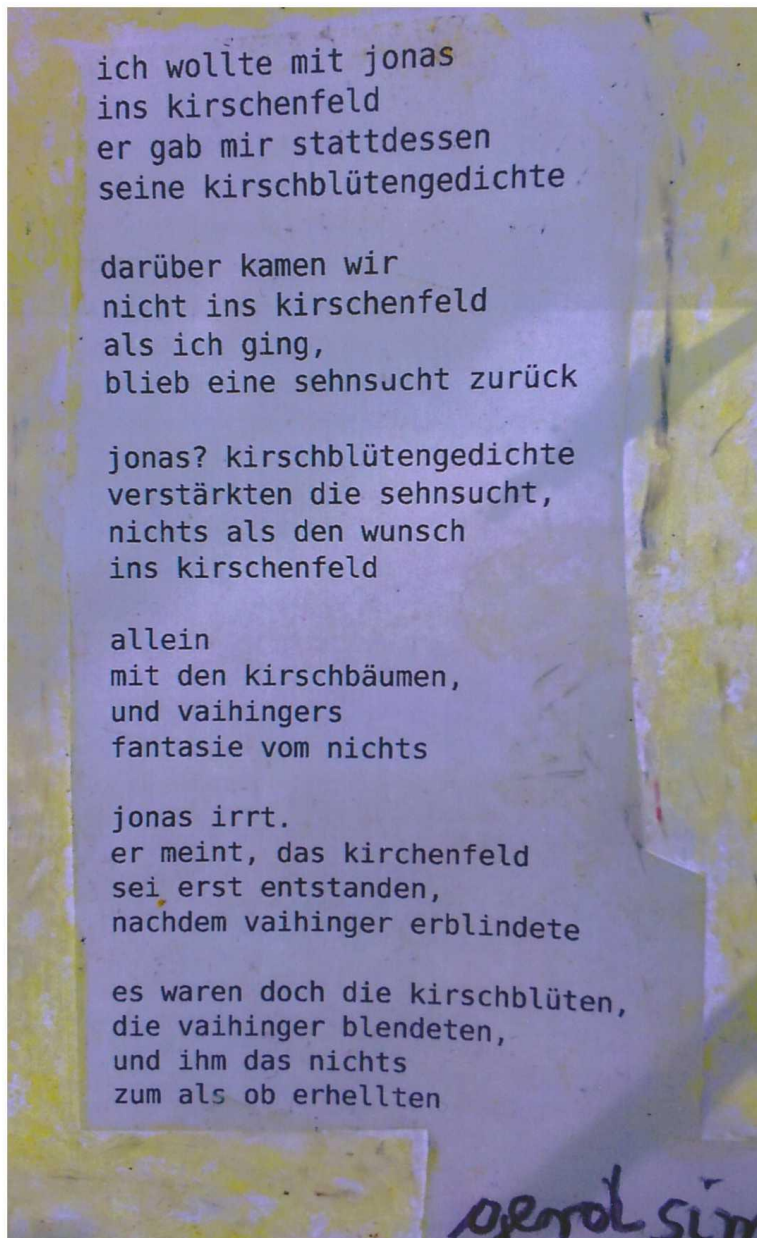
Also doch ein Loch,
wenn auch viel kleiner.
Ärgerlich dieses
Dazwischen zwischen Etwas[se],
weil dann fragt man auch schnell:
Was ist eigentlich
Etwas?

Als in seiner Heimat
das Kirschenfeld
erstmal blühte,
blendeten den alten Vaihinger
die Kirschblüten
und erhellten ihm das Loch
zum Als Ob.

So entstand
aus der Einsicht
eines Blinden
in die Logik
des Lochs
Vaihingers
Als Ob.

Simonon: Giftschränk

Eine Vorfassung des obigen Gedichts hat Vaihinger-Fan und Freund Jürgen Jonas auf dem von ihm initiierten Nehrener Kirschblütenfest zusammen mit gefühlt 100 anderen Hanami-Gedichten anderer Autorinnen und Autoren an den von ihm besetzten blühenden Kirschbaum geklammert:



ich wollte mit jonas
ins kirschenfeld
er gab mir stattdessen
seine kirschblütengedichte

darüber kamen wir
nicht ins kirschenfeld
als ich ging,
blieb eine sehnsucht zurück

jonas? kirschblütengedichte
verstärkten die sehnsucht,
nichts als den wunsch
ins kirschenfeld

allein
mit den kirschbäumen,
und vaihingers
fantasie vom nichts

jonas irrt.
er meint, das kirchenfeld
sei erst entstanden,
nachdem vaihinger erblindete

es waren doch die kirschblüten,
die vaihinger blendeten,
und ihm das nichts
zum als ob erhellten

gerd simon

Hexen und HEBDO

Wir Deutschen

verbrannten vor vielen Jahren

Hexen und ergötzten uns

an deren Leiden.

Sind wir Deutsche darum alle Hexenjäger?

Der Vergewaltiger und Mörder

vierjähriger Flüchtlinge

am Zenit der Flüchtlingswelle

war ein 32 Jähriger Deutscher

Sind wir Deutsche darum alle Mörder und Vergewaltiger?

Wieso aber schließen

wir Deutsche so schnell

von den Assassinen und Mördern von HEBDO

auf alle Muslims oder gar

auf alle Ausländer?

Früher und heute

Früher schuf man Scheiterhaufen
und verbrannte darauf Hexen

Heute verbrennt man
mögliche Bleiben für noch nicht einmal
sichtbare Brandopfer

Früher lernte man schon in der Schule,
Respekt zu haben etwa vor den Bonobos.
Für zwischenmenschliches Miteinander
seien sie ein unerreichtes Vorbild
Heute haben wir nicht einmal Respekt
vor Menschen und Kulturen
vor unserer Haustür

Was früher war,
ist keineswegs per se vorbildlich
Aber dem Heute täte schon etwas mehr
Respekt vor Lebewesen gut,
selbst wenn sie Gérard SIMENON heißen.

nervade, dem andenken an einen redundanzvogel

- i zwitsch ruhe zwitsch
 wenn zwitsch ein para-
 zwitsch vogel wär
 vielleicht zwitsch

- ii farbig zwitsch oder
 zwitsch zucker zwitsch
 rad zwitsch schlagend
 zwitsch aber zwitsch

- iii aber ohne zwitsch
 ocker zwitsch fad
 zwitsch winzig zwitsch
 nichts zwitsch als laut

- iv zwitsch bläh zwitsch
 wann zwitsch frißt
 zwitsch mal zwitsch
 schießt zwitsch liebt?

- v zwitsch ruhe zwitsch
 zäh zwitsch uni-
 zwitsch form zwitsch
 nie zwitsch anders

- vi zwitsch natur zwitsch
 nein zwitsch zuchtlos
 zwitsch arglos zwitsch
 frei zwitsch zäh

- vii andre zwitsch vögel

- zwitsch vertreibt zwitsch
hundert zwitsch umkreis
zwitsch kein zwitsch
- viii Da: zwitschzwitsch
neu: zwitschzwitsch
rhythmus zwitschzwitsch
dann wieder nur zwitsch
- ix zwitsch ruhe zwitsch
nervt zwitsch uni
zwitsch mono zwitsch
zäh zwitsch wieder
- x zwitsch dröhn zwitsch
gähn zwitsch trance
zwitsch schlaf zwitsch
hypno zwitsch erfolg
- xi dann zwitsch sieg
zwitsch vogel zwitsch
buch zwitsch rekord
zwitsch ruhe zwitsch
- xii wunder schleuder und dann zack
nochmals zwitschzwitsch
zwitsch zwitsch ex und futsch
postzwitsch atmung
- xiii zwitsch oder postzwitsch
häufungskitsch aus simpel
sei sinn-werk

zwitsch zwotsch oder besser futsch

Hüttenromantik

Zwei Königskerzen streben
steil zum Mond,
verheddert und zerfetzt
in den Zweigen der Tanne.
Die Tannen streben und streben steil,
aber die sanften Berge
fangen sie auf.

Im Herzen des Gebirgs
ein unmerkliches Feuer,
Franziska meint, ich müsse mal
zum Ohrenarzt,
weil ich die Grillen
nicht zirpen höre,
und sollte mal Holz nachlegen.

wo ist denn hier die sinnstrasse?

also, wenn se mich fragen,
 ich meine, sollen mal sagen,
 da gehn se am besten
 erst mal links,
 dann rechts um das – dings,
 wie heisst das doch noch?
 sie wissen doch!
 wollen se mich eigentlich testen?

ich habs doch, moment mal,
 im eifer des gefechts
 verwechselt. ich glaub, ich habs!
 nee, nee, kein flachs.
 umgekehrt halt: erst rechts,
 dann links und immer gradaus
 zum tor hinaus
 durch wald und wiesen tief im tal

oder, warten se mal!
 sinnstrasse? sinnstrasse?
 natürlich, da gibt's keine wahl!
 hundert schritte links
 am ende des tingel-tangel-rings.
 nein, nicht im tal,
 auch nicht am eck des dings,
 sondern an der raffinessenstrasse.

was? ihnen stinkts?
 sie sind wohl ausgeflippt!
 zählen se mal ihre tasse
 im schränk! sinnstrasse - -
 ist es denn sicher,
 dass es die gibt?
 also, wenn ich ehrlich bin,
 gibt die frage nur eins – kicher –

keinen sinn!

Der Diktator

Worte, die Begleiter der Taten,
 „Frieden“ und „Freiheit“
 tanzen zwischen Zunge und Lippe,
 erwürgen das Ebenbild
 als zu befriedendes Freiwild.

Und zwischen allen Rüstungen grinst das Öl

Das „Böse“,
 eine gefräßige Raupe im Hirn,
 zerschmettert
 den Fremden im Spiegel,
 sich und weltverzehrender Raupenfraß.

Und zwischen allen Rüstungen grinst das Öl

Ist es nicht schade,
 ein wahrer Volksschaden,
 wenn Waffen nach Jahren
 verschrottet werden müssen,
 ungebraucht verschimmeln?

Und zwischen allen Rüstungen grinst das Öl

Ist es nicht schade,
 wenn Volksschädlinge,
 ja ganze Völker weiterleben,
 nur weil Waffen
 vor sich hinrotten?

Und zwischen allen Rüstungen grinst das Öl

Die erdrückende Mehrheit
 ist dagegen.
 Er aber diktiert den Krieg.
 Ein Kampf gegen Diktatoren,
 sagt der Diktator

Und zwischen Öl und Rüstung schlüpfen Fertigkeiten des Unrechts

Wer findet ein Wort
 gegen Waffen und Waffenhelden,
 das nicht machtlos aus-
 rutscht an einer öl-
 verschmierten Rüstung?

Machbar

Markt ist machbar.
Wenn wir das nicht machen,
machen es andere.
Und wir sind die Opfer
Da ist es ein Muss,
dass wir es machen

Macht ist machbar.
Wenn wir das nicht machen,
machen es andere.
Und wir sind die Opfer.
Da ist es ein Muss...
usw.

Mord ist machbar.
Wenn wir das nicht machen,
machen es andere.
Und wir sind die Opfer...
usw.

Massenmord ist machbar...
Krieg ist machbar...
Kernkraft ist machbar...

Lieben und leben wir nur,
weil das machbar ist?

Kreative aller Länder, vernichtet eure Originale

Waren Beethoven, Hölderlin
 oder van Gogh verrückt?
 oder dumm?
 oder naiv?

Denken doch alle, die heute
 von diesen "armen Würstchen"
 in ihren Palästen
 leben in Saus und Braus

Kreative aller Länder, verwandelt eure Werke
 in Masken der Masken
 in Andeutungen von Bedeutungen
 in Abstraktes und Wertloses

Eingeäschert
 gefriergetrocknet
 internetisiert
 spurlos

Klar:

Ein Poem, das sich selbst sein Grab schaufelt.

Denk nicht im Ernst

an einen Archäologen im nächsten Jahrtausend.

Genüge dir selbst

Eintrag in ein Poesie-Album

Zwang zu Gleichklang
in Pöschiealben
mit salbungsvollen Ergüssen?

Ich weiß Euch Dank
wie Schwalben,
die mal müssen,
oder Kühe, welche kalben
und die Mühe genießen:

Troll dich, toller Abgestank!

Xenophobie

Deutsche, wer seid ihr?
Schwerkranke Fremde,
gefangen in Überfremdungsangst,
fremder als jeder Flüchtling.
Fremde jedenfalls,
die wirklich Angst machen.
Brrr...!

Vorbild Holocaust

Die Zeiten ändern sich.
Statt züchtig geflochtener Zöpfe
Oben ohne am Strand.
Statt Uniform und Dirndl
dreister Minirock.
Statt Juda verrecke
im KZ
Muslim verrecke
im Mittelmeer
oder am Stacheldrahtzaun.

Die Zeiten ändern sich.

Ein bisschen.

Deutsche eigentlich nicht.

Vorbild für Europa?

[Dieses Poem schickte ich vor Tagen Bundeskanzlerin Angela Merkel. Wider Erwarten schien es Wirkung zu haben: Eine führende Politikerin (manche halten sie für die mächtigste Frau der Welt) zeigte sich menschlich: Willkommen! Das kam an: Mehr Menschlichkeit wagen. Tage später hieß es: Alles zurück! Das war nur Ätزش. Wir bleiben deutschümlich. Stacheldraht ist wichtiger als Willkommen. Die AfDerPEGIDAner griffen das be-gierig auf. Deutsche, ihr braucht keine Angst zu haben vor mehr Menschlichkeit.]

Was ist nur aus mir geworden?

Die Zeit genauen Lesens ist nun vorüber.
Es führt kein anderer Weg zur Kultnacht.
Hier vollend ichs
im Nebel ich-umkreister Fantasie.

Lernen, dieses Kopulieren mit dem Fremdem,
das war gestern.
Verstehen wozu?
Heute drängt es mich
den Stein des Sisyphos einzumauern
in die Abwehr des Fremden,
bis endlich der Tod
aus seiner Kehle
röchelt.

Oder soll ich mich
erhängen
an der Obergrenze meiner Mauer?
Soll ich lächeln
zu entfesselter Selbstbedrohung?
Soll ich die Welt
hineinreißen
in den Vulkan meines Selbsthasses?

Sterblich

Man sagt mir nach,
ich sei sterblich
und die Wahrscheinlichkeit,
dass das zutrifft,
wachse,
je älter ich werde.
Da könnte
was dran sein.

Kaum geboren,
überkam mich
eine tückische Krankheit:
ich wurde älter.
Frage:
Heißt das,
ich sei sterblich?
Könnte da was dran sein?

Mit zwölf Jahren
dachte ich allen Ernstes,
ich sei unsterblich.
Mein Versuch,
das zu überprüfen
durch Selbstmord,
überzeugte mich:
An meiner Sterblichkeit
ist wirklich was dran.

Thema Nr. 1

Liebesspiele

Küsse Genüsse

wirr und kraß

Tal und Entleerung

Genossene Küsse

klirr durchs Faß

Qual Entbehrung

Belehrung Verzehrung

Zahlen und Haß

Dürre Schüsse

Kirre durch Küsse

vergossen und naß

Saal der Vermehrung.

Judith

Der Blick
nach links außen,
nachdenklich.
der Kuß,
der deine Frag
eröffnet.
das wehende Haar.

Die Frag,
kurz, prägnant,
entblößt
mein Glück
in deinem Schoß
hinein.
Die zuckende Lust.

Ich ertrinke
in Perlen,
die ich nicht ordnen kann.
Ich genieße
den Dolch
in meiner Brust.

das zwiespältige Herz.
An zwei Fingern
der gespreizten Hand
der Kopf,
von der Lust getrennt.
Den Vater gestürzt!
Die triumphierenden Tränen.

Frauenhass

es gibt glühwürmchen
die verschiedene arten
von männern
mit flackernden leuchten verzaubern

die der eigenen art
um sich mit ihnen zu paaren
die der fremden art
um sie zu verspeisen

ich kenne eine gottesanbeterin
die mit dir erst
das eine tut
und dann das andere

mein psychiater sagt
ich hätte kastrationsängste
er vergaß dass ich
bereits verdaut bin.

Stundenliebe

Der Schmerz
durchgescheuerter Knie
kehrt leer
aus deinem Schweigen zurück

Monatlich ein Mensch
für eine Stunde
oder auch zwei
gemocht und sonst zu meiden

Hölle wäre nur halb
so höllisch ohne
ein Rinnsal Hoffnung
und einen Blitz Glück

Meine Qual zwang
Milch aus Granit
und Wasserquellen
aus Grand und Mehl

Aus deiner Lunge aber
irrlüchert nur
ein höhnisches Gelächter
durch mein Gebein

Bitte, bring mich um
Schlag mir den Kopf
ab oder schlitz
mir den Zers auf

Bade in meinem Blut
Es reicht eh für die ganze Welt
Aber machs kurz
und ohne Skrupel.

Liebesbeschimpfung

Schon im Kindbett erstarrt,
flügelahm und saftlos
steht er da am Nestrand,
ein welker
Kümmerling
und jammert:
„Was soll ich nur machen?“

Was soll er nur machen?
Hier das wundervolle klein-
karierte Nest,
jedes Karree
übersichtlich und selbst reinigend.
Dort die unvertraute Welt
und schrecklich in ihrer Weite.

Das soll er machen:
weiter jammernd warten,
bis er in glücklicher Unentschiedenheit
zu Selbstmitleid zerfällt,
sich in Luft, besser: Nichts auflöst,
oder einfach: zertreten wird.
Und hoffentlich bald!

Du Nicht-mal-Liebesfünkelchen Du!

narziss

du locktest mich aus der reserve
verzaubert gab ich mich
war ganz du
du aber bliebst für dich

ich feierte feste
verschmolz mit dir
war dein spiegel
du aber bliebst für dich

aug in aug leib in leib
zwei pole einer einheit
so fühlt ich mich
du aber bliebst für dich

als deine reserven
zu schmelzen drohten
ließt du mich fallen
und bliebst für dich

als meine gedichte
selbstmord begingen
erfasstest du das nicht
geschweige deinen mord an mir

Die Alte

Ein fauler Eberzahn –
hängt der Ekel aus deinem Maule
quer in den Zuckungen
deines aufgeritzten Gesichts.
Das Nichts – wer trägt
schon deinen Blick –
fraß dich zu einem lallenden Orakel.

Spiegel und immer wieder
wollen Spiegel wachsen
aus diesem Maul.
Doch wer hineinschaut:
Zerfetzter Schrecken
kauert ihm im Nacken,
entrückt ihm schroff seins starres Aug:

Ich selbst! In unbekannter Grelle verzerrt
zu meines Wesens Wesen!
Ich selbst? – ein knarrend Ächzen
sprengt augenblicklich mich empor
zu einem feurigen Funken,
der – selbstredend rasch erstickt –
tief in den Spiegel klirrt.

Spiegelscherben schneiden stets aufs neue dich
zu einem Schrei aus Blut,
der wie ein Opferdampf
zum Himmel steigt.
Wer dein Blut hört,
der hört die Wahrheit
und weiß um ihren Willen.

Prometheus oder Don Quijote

Meine Knochen im Sack
hinter mich polternd her,
glühend in wilder Leere,
kriech ich zum Müller,
die Mühle mürbe zu mahlen,
zu Mörtel zu zerreiben
zwischen meinen markigen Knochen.

Wo aber ist sie, die Mühle?
Stank und rumorte
nicht schon ihres Wesens Getriebe
in unsichtbarer Greifbarkeit?
nicht in der Tiefe?
nicht im Rücken?
Schnappte nicht dort ihr Propeller?

Ich werd' sie zermalmen
zu gefügigem Nichts,
zu Öl, zu Qualm.
Zerschmettern werd' ich sie
zu Ohnmacht und Schwäche,
zerstampfen ihre schnurrenden Geräusche
in eine Schubertmelodie.

Käm' sie mir nur zu Gesicht!
-- Es kracht mir der Schädel
gegen Kanten und Risse
im Kerne der Realität.
Und doch packt die entschlossene Faust
nur den wirren Schopf
und das Pathos der Leere.

Und wieder reißt es mich herum,
ausgleitend in das Blut
meines Sturzes gestippt,
auf dem ich fiebernd die Rache koche.
Zu Fackeln sollen sie werden,
die in den Lüften wedelnden Flügel,
ein flammendes Mahnmal den Göttern.



Welch ein Kampf!
Ein Schrei von zerhackten Knien
wieder die hämisch offenbare Faktizität
bäumt mich empor zu ignorierendem Stolz:
Hab' ich nicht alles selbst vollendet,
mit dir, heilig glühend Schwert
des Hasses und des Protestes?

mit dir, heilig glühend Feuer,
das ich mir zur Dämonie
dem Nichts entwand?

Zerbrecht mir alle Gebeine!
Hab' ich nicht ihr Mark
noch immer geschlüpft
mir zu gebrüsteter Größe?

Sieh da! Die Leere,
aus ihren eigenen Steinen
baut sie mir ein Haus,
bizarr, mit knatternden Turbinen.
Es ist die Mühle!
Und grinsend schaut
der Müller zur Tür heraus.

Schnell hab' ich sie gestürmt,
mit gezitterter Tarnung das Grinsen zerquetscht,
gewetzt mit scharfen Hieben
die Flügel zersplittert
in ein spitz gezacktes Kreuz,
dran aufgespießt
die breitgespreizten Müllerarme.

Und lallend schreit er:
Christus! und verschied.
Christus! – Da steh ich nun,
von meinem Werk ereilt,
unfroh verwurzelt tiefer in den Grund.
Was soll ich tun? Denn leerer
waren Sinn und Werk noch nie.

Christus! hallt eine Schubertmelodie
in meinen Knochen wieder
und tränkt mich in des Müllers Blut.

Der Name ruft, lockt und fordert: Mahle!
und als ich störrisch bin,
noch einmal: Mahle! – Mahle!
Von jetzt ab sollst DU Müller sein!

Und seitdem mahle ich und mische,
tauch mein Wort in Müllerblut,
träufe alles Korn damit und mahle,
vermahle Wirklichkeit mit Wahrheit;
und draußen wartet schon
ein anderer Don Quijot', Prometheus auch,
und lechzt nach meinem Müllerblut.

Die Ehe

Die Ehe wird deshalb so genannt
weil zwischen Ehefrau und Ehemann
ehe-mals und ehe-dem
ein Liebesband bestand,
das, weil's üblich und bequem,
meist eh' der Ehetag begann,
ein zu maskierndes Ende fand.

Ungereimt und noch böstiger:

Eine Ehe endet nicht selten so wie die Schleppe des Brautkleids: im Schmutz

blumen, hühner und ich

liebe, ist das:
den lebenssaft abschneiden,
frühzeitig welken lassen,
um die frucht bringen,
auf blüte oder ei zurichten,
ins zuchthaus sperren,
gene ziehen?

wollen blumen
geköpft sein?
wollen hühner
in batterien gepfercht sein?
plagt mich immer noch die lust,
in glückshormonen gefangen zu sein?
will ich immer noch sterben?

es heißt: du liebst blumen,
auch geschnitten,
und je runder
das ei,
desto entzückter
dein glücksschrei.
ich habe angst.

enkel und onkel

ich will dem enkel einen onkel zeugen
er heiÙe eugen
er heiÙe eugen
oder eine tante
sie heiÙe xante
sie heiÙe xante
xantippe aus der rippe
von dem eugen
sie wird sich beugen

die oma von dem enkel
die mama von dem onkel
wo ist sie nur geblieben
wo ist sie nur geblieben
sie wird doch nicht den enkel lieben
den enkel lieben
und mit ihm einen onkel kriegen
nein, onkel kriegen
nein, nein, das darf nicht sein.

Fürze

Meine Nichte meint:
In allem, was ich dichte,
mach ich aus jedem Furz
gleich eine Kurzgeschichte.

Meine Nichte weiß,
zu allem, was ich dichte,
sichte ich zuerst das Reimlexikon,
das sie zum Geburtstag kriegte

Meiner Nichte zeige ich,
wie auch sie dichte,
indem sie Fürze in aller Kürze
maßgeschneidert zu Versen verdichte.

Fürze seien kleine Wichte,
die man in einem Gedichte
wie Würze frei vom Kehrichte
zu Gedanken schürze

Zum Schluss halte man Gericht
über sein Gedicht,
erpicht auf den Kuss
eines Geisteslicht(s)

licht(s), t(s), (s), ein umklammertes Nichts
durchbricht, o Jammer, des Nachts
im Eifer des Gefichts
die Regeln des Gedachts

Ja, ja, da krachts
mit Macht im Gebälk des Gedächts.
Rechts und rings
klingts wie Gewölk

oder Ulk in der Tracht
sachten Geschlechts,
Gesocks und Tumult
in den Reihen des Reims.

Erst keimts, dann wucherts,
stochert und rackert
nach dem Sinn
im Beginn.

Was treibt schon

Simonon: Giftschränk

ein Gedicht
als die Fiktion
des Nicht(s)

LINGUISTISCHES

strukturalismus

wie ich bereits früher sagte
bestätige ich hiermit den tod
worauf ich später noch zurückkomme

das andernorts ausgeführte
deutet bereits das netz dessen an
was ich hier zu sagen habe

bestätigungen des früheren
geknüpft mit
andeutungen des späteren

der strick zwischen dem obigen
und der ferne weist mit der nadel
auf den lokus unter mir

der von bahnhof zu bahnhof gehetzte
entleert sich ins abstrakte
totennetz mit weg-weiser

Generativismus

Am Anfang das Nackte,
zu Symbolen veranschaulicht,
gespalten wie ein Baum
in Zweige und Äste.
Daran die Früchte.

Die Früchte
aus der Vorratskammer
säuberlich etikettiert.
Passen nur,
wenn aus der richtigen Schublade.

Dem Kennerauge
genussvoll entwirrbarer
Früchtesalat
angemacht mit
Bonbons aus der Computerindustrie.

Sprechakttheorie

sprech ich über das,
was ich tu, indem ich sprech,
in der gegenwart,
warte, bis er gegen-
spricht, der mir
du und dann

bin nicht ich,
gramm für gramm
grimmig auf grammatik,
viel mehr grammatisch-
allgemeines zielleer
reines ich

ringt wer mit dem wort,
und gings um °mord° oder °nie°,
ist nicht wichtig,
was bedingt,
wenns gelingt,
sondern wie

Energetische Sprachwissenschaft

Wichtig sind nicht
Du oder das Ding,
sind nicht Sie
oder die Sachen,
sondern die Brille
und ihr Schliff.

Kein simples Gestell,
sondern Kraft,
die das Ding
Dir formt und bündelt,
trübt oder färbt,
eben: er- oder verbrillt.

Das Brillen des Dings,
sein Umschaffen in Verfügbares,
ist Dir unentrinnbares Ergebnis
des überkommenen Schliffs
in Deiner artspezifischen
Brillengemeinschaft

Die deutsche Brille,
allen anderen überlegen,
leidet unter Spaltung.
Zurück zur Einheit!
Brillenkämpfe, Grund aller Kriege.
Zündstoff des III. Weltkriegs.

Lust am Verlust

Da ist es wieder,
dieses quirrlich-queikende Erlebnis
mit den Wildfängen von Worten.

Es gerät am beglückendsten,
wenn sie entwischen
und davonflattern wie Schmetterlinge.

Wer von Wortbeherrschung schwärmt,
der kennt nicht die Lust
an löcherter Logik,
am Entgleiten der Gedanken,
an der Ohnmacht,
diese wuseligen Wesen
wieder einzufangen,
das Scheitern der Mühen
am Zurechtstutzen,
am Auf-den-Punkt-Bringen,
der dann in einem schwarzen
Loch entschwindet,
unwiederbringlich und verloren.

Es lebe die Lust am Verlust
des Herrschens
über schwirrende Töne
und tönerne Zeichen,
irrlichternd in Bedeutungen verfangen.

Von der Herrschsucht

zu Knochen zerfressene Worte:
was sind sie gegenüber dem Glück des Loosers
und der Lust am Verlieren,
am Entlassen des Gefassten
in ungehörtem Sinn
an der Grenze zum Unsinn.

Die Worte sind frei
und unbeherrscht
oder sie führen
im Zwinger
ein Schattendasein
mit erstickter Ahnung,
was in ihnen steckt.

Ich bekenne:
Auch ich habe sie geprügelt
und geohrfeigt
und nannte das Liebe.
Jetzt, da sie aus dem Schlund
geflutscht in Freiheit
davon fliegen,
schaue ich ihnen nach
wie der Jüngling,
der nach vielen Abenteuern
erfährt,
was wirklich Liebe ist.

[Dieses Poem habe ich am 12. Oktober 2014 per Roundmail geschickt an die Nehrener sowie an meine Freunde und Bekannte mit folgenden Text:]

vermutlich hat es sich herumgesprochen, dass ich umziehe, von Tübingen nach Nehren, dem Geburtsort des von mir so geschätzten Hans VAIHINGER.

Simonon: Giftschrank

Mitten im Packen konnte ich es nicht lassen, wenigstens ein Gedicht zu schreiben. Es wurde ein Sprachgedicht. Das wäre doch etwas, womit man Nehren begrüßen kann, dachte ich.

Ich weiß, Dichterkollegen behandeln Gedichte über das Dichten wie Onan sein Geschlamp, oder manchmal nur als Alterserscheinung, weil einem nichts anderes mehr einfällt, was man bedichten kann.

Mich schrecken auch nicht die Panegyriken auf die deutsche Sprache, von denen die deutsche Literatur nur so wimmelt. Das alles liegt für mich jenseits des Wurscht-Äquators. Schon eher ärgert mich der notorische Kniefall von Zuhörern vor der angeblichen Wortgewalt. Aber keine Angst: es wird nichts Spöttisches oder gar Despektierliches. Nehren hat etwas Aufrechtes verdient. Natürlich betätige ich mich aber mal wieder als Schriftsteller bzw als Poet. Übrigens keine einfacher Übersetzung, kein simpler Umzug des Schriftgelehrten in ein anderes Genre. s. dazu

<http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/DanebenFormulieren20121004.pdf>

Viel Spaß bei der Lektüre.

Gruß

Gérard

III Ungereimtes

Die hier zusammengestellten Märchen, Anekdoten, Minidramen und Kurzgeschichten stammen von einem Erwachsenen, dem das dunkle Gefühl nicht losließ, nie ganz erwachsen geworden zu sein. Ich habe also nichts dagegen, wenn Erwachsene, die das lesen, sich durch diese Geschichten in die Welt der Kinder versetzt fühlen, oder Kinder, die das verstehen, sich plötzlich erwachsen fühlen. Am liebsten sind mir aber Menschen, die wie ich beides sind und also begierig, von dem zu lernen, was zwischen den Zeilen ungesagt blieb.

Als der Nikolaus einmal verschlafen hatte Ein Märchen

Alljährlich – das weiß jedes Kind – verteilt St. Nikolaus zum 5. Dezember in der ganzen Welt Geschenke. Da das viel Kraft benötigt, sammelt der Nikolaus diese in einem tiefen, langen Jahresschlaf. Dann wacht er einen Tag vor dem Nikolaustag auf, schaut, ob Knecht Ruprecht alles wie gehabt gerichtet hat und macht sich in einem Höllentempo ans Geschäft, lässt Millionen Paare von Schuhen füllen und sinkt abends wieder todmüde in seinen Jahresschlaf.

Eines Jahres aber wachte der Nikolaus zwei Tage vor dem Nikolaustag auf und sagte sich:

„Oh, da habe ich ja noch Zeit. Da gehe ich einmal unter die Menschen und schaue nach, was sie so treiben, während ich schlafe.“

Da geriet der Nikolaus in eine Kneipe, lernte dort einige lustige Gesellen kennen, die zum Ausklang nach der Tagesarbeit noch einen Gute-Nacht-Wein tranken. Als der Nikolaus erwachte, hatte er vom Alkohol immer noch keinen klaren Kopf und dachte nur, es wäre Zeit für den Jahresschlaf. Und so ging es über Jahre. Die Kinder aber, deren Schuhe am darauf folgenden Morgen leer waren, machten sich Gedanken, was sie Böses getan hatten. Aber bis

Simenon: Giftschrank

auf einige wenige, die das auch noch verheimlichten, fiel niemandem so recht etwas ein. So bestürmten sie Knecht Ruprecht. Knecht Ruprecht aber antwortete:

„Ach, lasst doch den Alten. Der ist doch eh nichts als eine Schlafmütze. Ich mache doch seit Jahren all die Arbeit!“

„Aber,“ sagten die Kinder, „er füllt uns die Schuhe!“

„Selbst das mache ich!“

„Aber er bestimmt doch, wer nichts oder weniger bekommt.“

„Quatsch! Der hält sich doch an das, was ihm die Eltern stecken. Der ist doch so blauäugig, der fällt doch auf die simpelsten Tricks rein. Wenn er wenigstens eine Frau wär!“

„Und warum füllst du jetzt nicht die Schuhe?“

„Da muss ich erst den Herrgott fragen.“

Der Herrgott aber entschied, dass das Füllen der Schuhe in Zukunft Sache der Eltern sei. Da er aber auch entschied, dass sie in Zukunft darüber hinaus für die Kosten aufkommen müssten, waren die Eltern verärgert. Sie verstanden einfach nicht diesen Schritt in Richtung Selbstbestimmung und rächen sich bis heute, indem sie gegenüber den Kindern so tun, als wär es nach wie vor St. Nikolaus, der die Schuhe mit Leckereien und zunehmend ungesundem Zeug füllt.

...

Der das wahrheitsgetreu so aufschrieb, schwört, dass ihm St. Nikolaus das gesteckt hat.

Simenon, der Giftzwerg, den man fälschlicherweise auch schon für St. Nikolaus hielt.

HILFE, BIN ICH NOCH ICH?

Neulich fragt mich doch eine langjährige Freundin: Sie blicke bei der Vielzahl und Vielfalt meiner Veröffentlichungen nicht mehr durch, ob ich denn auch ein Buch über Australien verfasst habe. „Wie kommst du denn darauf?“ „Dann schau doch mal bei Google nach. So etwas tut doch jeder.“ Das hatte ich in der Tat versäumt. Und als ich dem Rat folgte, kam ich aus dem Staunen gar nicht mehr heraus: fast 8000 Einträge und was die alles wussten!

Da gibt es sogar Abbildungen, sogar aus meiner bartlosen Zeit. Woher die nur die Fotos haben? Kann schon sein, dass sie das Foto links von Franziska haben. Ein ähnliches hat sie seinerzeit von mir gemacht, wie man es rechts daneben sieht.



Andererseits: das Foto links sei in Österreich entstanden – steht da jedenfalls, – das rechts entstand aber in Bergsteig bei Fridingen 1000 km donauaufwärts. Und ich entsinne mich nicht, in Österreich in eine ähnliche Regentraufe geraten zu sein.

Ja und natürlich das Buch über Australien, sogar noch eins über Hong Kong in China. Die erwähnte langjährige Freundin lebt zwar in Australien. Aber ich bin nie da gewesen. Und in Hong Kong lebt auch ein Freund von mir und auch da bin ich nie gewesen. Ich bin ja nicht nur ein nordischer, sondern auch ein schrecklich bodenständiger Typ. Da gehört einiges dazu, mich überhaupt aus Tübingen herauszulotsen. Natürlich gleiche ich diese Immobilität seit eh und je durch Fantasie und forsche Expeditionen in die weite Welt des Geistes aus. Aber was hätte ich davon, über Australien oder Hong Kong zu schreiben? Ich wette, damit kann man nicht einmal Geld verdienen. Wette verloren, sagt die australische Freundin.

Simenon: Giftschrank

Und dann diese Fehler. Überhaupt Fehler über Fehler: Da werde ich manchmal als Informatiker hingestellt. Ich gebe zu: Manchmal kehre ich heraus, dass ich schon in den 60er Jahren einige Programmierkurse besucht habe, dazu animiert durch Veranstaltungen in der Mathematik über Wahrscheinlichkeitsrechnung. Davon ist aber nur wenig hängen geblieben. Und beruflich habe ich nie etwas mit Informatik zu tun gehabt. Sogar im Umgang mit dem Internet bin ich nicht mehr als ein Benutzeridiot.

Ich soll nach einem weiteren Internet-Eintrag für den FBI in Niedersachsen auf Platz 8 einer Bundesliste kandidieren. Die trauen mir schon einiges zu! Vermutlich kommen sie darauf, weil mehrere meiner Veröffentlichungen über Geheimdienste handeln. Aber doch nicht über den FBI! Da habe ich doch überhaupt keine Ahnung, nicht einmal angelesen. Selbst über deutsche Geheimdienste der Gegenwart bin ich schlechtestens informiert. Meine Texte handeln ausnahmelos über den Sicherheitsdienst im 3. Reich.

Manche Einträge halten mich für einen Arzt. Das passiert mir leider öfter nur wegen meines Dokortitels. Na ja, promoviert habe ich u.a. über Arzt-Dichtungen im 15. Jahrhundert. Wenn mich das zu einem Mediziner qualifiziert haben soll – so steht es in einem Eintrag –, dann schreibe ich irgendetwas demnächst über den amerikanischen Präsidenten und schon bin ich Mr. President. Zum Präsidenten hat mich noch kein Eintrag gemacht, aber immerhin zum Deputy Chairman der amerikanischen Botschaft in Bolivien.

In einigen Einträgen werden Berichte wiedergegeben, wonach ich der „Denker im Team“ einer Werbeagentur sei. Im >Südkurier< werde ich abgebildet, wie ich als Verkehrspolizist mit Hilfe einer Radarfalle Raser überführe und den Führerschein abknüpfe. Woher wissen die, dass ich einmal 1.80 m groß war und kaum mehr als 50 kg wog. Inzwischen wiege ich 110 kg und bin auf 1,75 m geschrumpft.¹

Alles im Schnitt schmeichelhaft. Ich sollte aber darauf hinweisen: Ich werde manchmal auch im Zusammenhang mit Verbrechen erwähnt, verurteilt wurde ich – wenn auch nur einmal – wegen Beihilfe zum Mord. Ich kann mich absolut an nichts dergleichen erinnern. Kann es sein, dass ich dement bin?

Doch, doch jetzt kann ich es mir glücklicherweise wieder einigermaßen zusammenreimen: ich habe in einem Kapitel meines Opus >Buchfieber< einmal einen Fall von Beihilfe zum Mord ausführlich beschrieben. Ich entsinne mich jetzt wieder genau. Zu dem Zeitpunkt, als ich das aufgedeckt hatte, lebte dieser Beihelfer, Rektor einer Universität, noch und ich traf gerade Vorbereitungen, um den Fall zur

¹ Ich versichere hiermit eidesstattlich, dass ich alle Internet-Informationen zum Zeitpunkt der Abfassung dieser Geschichte (Anfang Juli 2009) auch dort fand. Weiß auch nicht, warum mir jeder daher gelaufene Besserwisser immer gleich unterstellt, ich hätte alles erlogen und erstunken. Natürlich steht da noch viel mehr Abenteuerliches.

Simenon: Giftschrank

Anzeige zu bringen, als ich in der Zeitung las, dass er gestorben sei. Das wird es sein: Marathon oder die übliche Verwechslung des Boten mit dem Verbrecher, über den er berichtet.

Ja, und was natürlich nicht fehlen darf: Schwul soll ich sein. Da merke ich gerade, da habe ich ein Zitat einer Krimiautorin vom Bodensee erwischt, die ich wohl vor mehr als zwei Jahrzehnten abblitzen ließ, als ich in Gaienhofen war zu meinen Studien über Ludwig Finckh. Außerdem ein Geheimdienstler. Schwul und Geheimdienst, na ja. Glücklicherweise weiß man vom Fall Martin Walser, dass der berühmte Bodensee-Nebel schon manches an sich helles Gemüt getrübt hat. Alles riecht selbst verdammend nach den üblichen Denunziationen von Geheimdienstlern. Kein Eintrag aber verrät, was ich nun wirklich bin, nämlich maßlos selbstbezogen, eitel und eingebildet, voller versteckter Koketterien und entsprechend leicht zu verunsichern, wenn ein Urteil nicht mit meinem Selbstbild übereinstimmt.

Ach, ist mir übel. Ich werde meiner australischen Freundin einen gepfefferten Brief schreiben, weil sie mich verführt hat, mich mit Hilfe des Internet derart aus dem Gleichgewicht zu bringen, und natürlich auch allen Verfassern dieser Interneteinträge, manchen vielleicht auch eine Beleidigungsklage androhen. Schließlich gibt es für mich kaum ein schlimmeres Verbrechen, als mich dazu zu bringen, mich mit mir selbst zu beschäftigen.

Bei so viel Zerrbilder und Schludrigkeiten habe ich übrigens meinen Versuch, mir über Google mehr Selbsterkenntnis zu verschaffen, nach dem 110. Eintrag entnervt abgebrochen. Einfach deprimierend: Mein Selbstbild schwimmt vor mir in einem deliriumartigen Taumel. Wie wenn ich doch...? Wenn was dran wäre?

Einige Tage später schrieb ich – leicht erholt – an Wikipedia, deren Darstellung meiner Person zwar ziemlich gerippe-artig geraten war, aber meinem Selbstbild und meinem Gedächtnis noch am nächsten kam, mit Vorschlägen, wie man das aufpäppeln könnte. Die haben aber meine Vorschläge nicht einmal unter „Diskussion“ berücksichtigt. So versinke ich weiterhin in Zweifel: Bin ich noch ich?

Nachtrag

Kaum hatte ich diese Geschichte verbreitet, hat man mich schon dezent darauf aufmerksam gemacht, dass es weitere Träger meines Namens gebe, sogar in Tübingen und sogar in meiner Straße. Meine von vielen so gesehene Unart, Persönliches mit Gesellschaftsbewegendem zu verbinden, die Grenzen zwischen Privatem und Öffentlichem ständig zu ignorieren, hat mich offenbar blind gemacht und meinen sonst durchaus vorhandenen Spürsinn in eine Ich-Sackgasse geführt.

Jetzt kann ich mir aber endlich erklären, warum in meinem Briefkasten so häufig Schwulenzeitschriften landen. Da hat sich also die Postbotin, die ohnehin im Verdacht stand für einen Geheimdienst zu arbeiten, einen Scherz erlaubt. Und endlich wird mir auch klar, woher der Schwulverdacht kommt und überhaupt, warum mich ständig auffällig getarnte Geheimdienstler beschatten. In keinem anderen Club sind ja Verwechslungen so an der Tagesordnung wie bei den Geheimdiensten. Hinzu kommt: Nichts ist für diese Sorte Mensch so verdächtig, wie wenn sich bei jemandem absolut nichts Verwertbares findet. Auch diese Geschichte wird sie bestenfalls dazu

Simonon: Giftschränk

veranlassen, mich als raffinierter einzuschätzen, als sie es zuvor taten. Sag ich ja: Es gibt keine lästigeren Plagegeister als die Geheimdienstler.

Öffentlichkeitsscheu

Als ich kaum 4 Jahre alt war, löcherte ich nicht nur meine Eltern, sondern auch wildfremde Erwachsene auf der Straße mit Fragen, insbesondere mit der „Warum?“-Frage und mit Vorliebe mit Fragen, die mir keiner so richtig beantworten konnte, z.B.

„Warum ist der Mond nicht viereckig wie ein Würfel?“ oder

„Warum hat der Mensch nur eine Zunge, warum dagegen zwei Augen und zwei Ohren?“

Und lange bevor man vom 3D-Ton und dreidimensionalem Hören sprach

„warum nicht drei Ohren?“.

„Frag nicht so viel!“

hatten mich meine Eltern frühzeitig ermahnt, und mir, als es ihnen zu bunt wurde, schlicht verboten, die Warum-Frage überhaupt zu stellen. Eine Zeit lang umging ich das Verbot und tauschte z.B. das „Warum?“ aus durch ein „Weshalb?“ Da wussten sich meine Eltern alsbald nicht mehr anders zu helfen, als dass sie mir alles Fragen verboten. Und da ich ein braves Kind war, habe ich nie wieder eine Frage gestellt.

Mehr aber als offenbar sonstwer, war ich wissbegierig. Eine Folge des Frageverbots war, dass sich meine Beobachtungsgabe enorm verschärfte. Allmählich ging ich außerdem dazu über, statt zu fragen, einfach etwas zu behaupten. Überraschenderweise wurde ich, der ohne Schwester aufwuchs, so früh z.B. über das andere Geschlecht (teil-)aufgeklärt. Statt zu fragen:

„Warum pinkeln die Mädchen nicht im Stehen?“

Simenon: Giftschrank

behauptete ich einfach, ich hätte beobachtet, wie die von mir gehasste Nachbarstochter Anke zusammen mit anderen Nachbarjungen einen frisch gepflanzten Baum stehend bepinkelten. Meine Mutter schaute mich nur schief an. Nach einer Weile kam dann fast zurechtweisend:

„Jerry, du tünst mal wieder.“

Sie nannte mich nicht Gérard, sondern wie meine Spielkameraden Jerry. Und tünen ist plattdeutsch und heißt so viel wie ‚lügen‘, ‚spinnen‘, ‚fantasieren‘. Und dann kam einmal wie bei-läufig:

„Das geht doch gar nicht. Die Mädchen haben doch gar keinen Pimmel. Die würden sich doch ans Bein pinkeln.“

Plötzlich wurde mir auch klar, warum mein Onkel Herman die Mädchen „Grasmieger“ nannte. Miegen ist ebenfalls plattdeutsch. Bis heute weiß ich nicht, wie miegen ins Hochdeutsche zu übersetzen ist. Verstanden habe ich es seit dieser Frühaufklärung als ‚in der Hocke pinkeln‘. In einem Plattdeutschen Wörterbuch wird Grasmieger mit plattdeutsch ‚Deern‘ wiedergegeben und ins Hochdeutsche mit ‚Mädchen‘ übersetzt, aber eine Warnung hinzugefügt:

„Vorsicht! Das Wort ist kein ernstgemeinter Ausdruck und sollte in einem ernst gemeinten Kontext besser nicht verwendet werden.“

Ist das Mädchen eigentlich ernst gemeint? Der Artikel das macht es zur Sache wie annodazumal das Weib. Und Magd, von der es abgeleitet ist, habe ich immer als weibliche Variante von Knecht verstanden, wie man seit dem Mittelalter die Sklaven insbesondere von Bauern bezeichnet. Kann man das ernst meinen? Na ja, ich überlasse die Frage lieber den Feministinnen.

Um aus der Schleife in der Schleife zu meiner eigentlichen Anekdote zurückzufinden: Ich wollte mit dieser nur erklären, warum ich sprachgestört, speziell fragegestört bin, warum ich in der Folge meine Umwelt immer wieder mit einer ungewöhnlichen Beobachtungsgabe überraschte und warum mir sehr bald der Ruf vorausging:

„Der Jerry schaut dir, noch bevor du ein Wort sagst, direkt ins Herz. Vor dem kannst du nichts verheimlichen.“ oder in der feministisch despektierlichen Variante:

„Der zieht dich mit seinen Augen aus.“

Es half überhaupt nicht, dass ich das immer zu relativieren suchte. Solche Versuche wirkten wie eine durchsichtige Maske. Im Gegenteil, man fing an, mir zig Sachen zu beichten, die ich nicht einmal wissen wollte. Man bestürmte mich, um herauszubekommen, was ich wirklich wusste. Ich antwortete meistens eher hilflos:

„Leute, ich bin ein Mensch wie ihr,“ und fügte manchmal zur Erläuterung nur hinzu:

„Was mich von euch vielleicht unterscheidet, ist höchstens, dass ich fragegestört bin“.

Das musste ich dann umständlich erklären. Sogar den Linguisten und Logopäden, die sich berufsmäßig mit Sprache und Sprachstörungen befassen, aber sträflicherweise einen Bogen um Frage- und im übrigen auch Antwortstörungen machen, war häufig genug nicht klar, was man darunter verstehen soll. Vielleicht spielt da auch eine in der Antike verbreitete Mär eine Rolle, die Störung sei auf den bacillus quaestionem vel responsionem turbatus zurückzuführen. Noch Louis Pasteur soll im 19. Jahrhundert vergeblich nach diesem Bazillus gesucht haben.

Das wirkte auf meine Umwelt wie ein Aphrodisiakum, ihre Sünden bei mir abzuladen, mich mit allem zu erdrücken, was sie bewegt, von Allerweltsnebensachen bis, ja, bis hin zum Mord.

Nicht nur einmal boten mir Frauen an, mit mir zu schlafen. Mein Freund Michellino klärte mich auf, dass in vielen Sprachen für lieben und erkennen das gleiche Wort benutzt wird. Durch den Beischlaf lerne man Menschen erst richtig kennen. Und wenn ich zum Schluss, wie dereinst Luther erklärte:

„Wir sind allzumal Sünder“, wirkte das wie Vergebung und Erlösung auf einmal.

Mag sein, dass mich manche Priester wegen des Zulaufs und der Beichtbereitschaft der Massen beneidete. Mir wurde das aber zu viel. Ich versuchte, das meiste zu vergessen. Bei gravierenderen Sachen trickste ich meine Wissbegierde dadurch aus, dass ich mir sagte:

„Alles erlogen und erstunken!“ oder „die wollen mich nur testen.“

Ja, und ich sollte die Gelegenheit beim Schopfe ergreifen und hiermit beichten:

„Ich habe das Beischlafangebot mehrfach angenommen. Ich bin auch sicher, dass in der Welt einige Nachkommen von mir herumlaufen, vielleicht sogar unter meinen Le-

sern bzw. Zuhörern. Denn ich habe nie ein Gummi oder gar ein Kindertötungsmittel genommen.“

Puh! Jetzt bin auch ich plötzlich erleichtert. Hätte ich früher machen sollen. Ich meine das Beichten.

Ja, und bei den Fällen von Mord stellte ich sicherheitshalber Nachforschungen an. Meistens wollte sich da in der Tat nur jemand interessant machen. Ein Fall aber ließ mein sehr breit angelegtes Studium alsbald auf das 3. Reich zusteuern. Es handelte sich um Massenmord. Ich ging in die Archive, wälzte Tausende von Akten und merkte bald: Die Geschichtswissenschaft musste, was das 3. Reich anging, in die Hände der Mörder von damals und ihrer Handlanger geraten sein. Es wurden zwar einige Fälle von Mord und sogar Massenmord publik. Aber dass so viele Fälle unentdeckt blieben, konnte nicht mit rechten Dingen zugehen. Mehr als drei Jahrzehnte brachte ich in den Archiven zu, grub eine skandalöse Information nach der anderen aus und wurde so allmählich zu einem der weltweit wenigen wirklichen Experten für die Verbrechen des 3. Reichs.

Aber – fragt sich nun der Leser oder Hörer – warum weiß man von dir so gut wie nichts, lieber Gérard Simenon? Das liegt vor allem an einer andern Folge meiner Fragegestörtheit. Die Bedrängnis, in die mich die Umwelt mit ihrer Beichtwut gebracht hatte, führte nach eine Weile dazu, dass ich mich als Putznickel in eine Einsiedlerklause unterhalb der Teufelsschüssel von Schwarzenberg zurückzog, zunächst einmal von Gott und der Welt nichts mehr wissen wollte, dann aber Pläne schmiedete, wie ich einige Folgen meine Fragegestörtheit und der ihr folgenden Öffentlichkeitsscheu wenigstens z.T. überwinden könnte.

Der Plan, den ich dann ziemlich rigoros durchsetzte, war als erstes: streng monogam werden. Für meine Franziska, dieses fleischgewordene Bündel aus brodelnder Lust und Humor, war das ein – beinahe hätte ich das irreführend als Kinderspiel bezeichnet. Was aber mache ich mit meinem Expertenwissen über die Verbrechen in der Welt, ohne dass ich wieder von Massen bestürmt werde. Morddrohungen nicht eingerechnet; denn wenigstens viele Handlanger der ehemaligen Täter leben ja noch. Bei mir behalten konnte ich dieses Wissen auf keinen Fall. Da machte mir mein unbändiges Mitteilungsbedürfnis einen Strich. Anfangs versuchte ich es mit Veröffentlichungen an möglichst entlegener Stelle oder auf Fachtagungen mit möglichst entlegenem Thema und dort mit Vorträgen möglichst an letzter Stelle, wenn, von weni-

gen Ausnahmen abgesehen, schon alle Teilnehmer abgereist waren. Immer in der Hoffnung, dass ein nicht öffentlichkeitsscheuer Kollege das aufgreift.

Inzwischen kam das Internet auf. Es ist völlig falsch, wenn auch Internetnutzer meinen, das sei eine neue Plattform für die Öffentlichkeit. Nein, es ist umgekehrt ein herrliches Versteck für Geheiminformationen. Als ein solches Versteck sah ich von Anfang an meine Homepage an. Die haben bis heute nur wenige entdeckt als Fundgrube für Nachrichten aus dem Reich des Verbrechens. Achtung! Auf keinen Fall weitersagen. Und vor allem nicht auf Twitter oder Facebook. Sonst fallen diese Massen wieder wie ein Wolkenbruch über mich her. Glaubt lieber denen, die mich als Dilettanten, Spinner oder gar als Rosstäuscher diffamieren. Ich bin z.B. den Kirchen unendlich dankbar, dass sie vor mir warnen, manchmal sogar von der Kanzel herab, und es tut mir wahnsinnig leid, dass ich den Einladungen von Priestern und moslemischen Hasspredigern zur Wahrnehmung ihrer Warnungen bisher nicht Folge leisten konnte, selbst da nicht, wo man mich damit lockte, dass mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nur zwei oder drei andere Zuhörer anwesend sein würden. Am schlimmsten sind übrigens die Kabarettisten, die meine Kurzgeschichten gnadenlos ausschlachten und mich dann auch noch überfallen als hieße ich „Charlie HEBDO“. (Ich fürchte, der Vergleich hinkt mal wieder)

Glücklicherweise hat mein Server auf Anweisung der Unileitung meiner Homepage eine Spam-Warnung vorangesetzt. Falls das beim Leser nicht funktioniert, bitte ich, sich umgehend zu beschweren. Der Server versprach sogar eine direkte Abwehr aller Aspiranten, die von dieser Ansammlung von Aberwitz und Radikalität gehört hatten. Und natürlich gehörte Google zu den ersten (noch vor dem In-die-Knie-Gehen vor Diktatoren wie denen in China und anderswo), die meine Homepage sperrten. Seitdem verbirgt diese sich regelmäßig hinter der Bemerkung:

„Aus Rechtsgründen hat Google 1 Ergebnis von dieser Seite entfernt. Weitere Informationen über diese Rechtsgründe finden Sie unter ChillingEffects.org.“

Nadelstiche setzen, nannte ich das früh. Dann versuchte ich es damit, den Hofnarren zu spielen, z.B. Kurzgeschichten zu schreiben wie diese. Dazu suchte ich lange Zeit nach einem Dorf, an dessen Rand ich meiner Fantasie freien Lauf lassen könnte, ohne dass mir der Bürgermeister gleich wieder meine Frechheiten verbietet wie seinerzeit meine Eltern die Fragen. Ja, so etwas wie das gallische Dorf von Asterix und Obelix. Mein Freund Jonas kannte den

Autor Uderzo persönlich und verriet mir mit der Auflage, es keinem weiterzusagen, dass dieser dem gallischen Dorf bewusst keinen Namen gegeben habe, weil es

1. gar nicht in der Bretagne oder überhaupt in Gallien zu suchen sei und

2. weil er auch nicht wollte, dass die Massen jetzt Nehren in einen Wallfahrtsort verwandeln.

Also zog ich aus meiner Putznickelklause nach Nehren unter der Voraussetzung, dass zumindest bis zu meinem (leider allzu nahen) Tod außerhalb Nehrens keiner erfährt, was für ein tolles Dorf das ist – und wie geschaffen für alle fragegestörten und öffentlichkeitsscheuen Elemente, die trotzdem gerne die Öffentlichkeit mit Nadelstichen ärgern oder gar mit Kurzgeschichten strafen, die natürlich zuvor zur Tarnung in Zaubertrank getunkt wurden.

Natürlich höre ich schon den ersten Leser fragen:

„Warum, wenn du den Massen entfliehen willst, bist du denn nicht in der Putznickelklause geblieben?“

Dankbar insbesondere für alle „Warum-Fragen“, weil mir diese ja nicht erlaubt sind, muss ich leider, obwohl ich alles Vertrösten hasse wie Verschiebebahnhöfe, wie meine Mutter antworten:

„Das kannst du noch nicht verstehen, das kommt erst in einer späteren Kurzgeschichte.“

Ein Guru namens Putznickel

Franziskas Hütte stand im Dreiländereck Tschechien – Österreich – Deutschland an einem Berg, der seit Alters Teufelsschüssel hieß. Ein eher unauffälliger Rundberg, nicht einmal tausend Meter hoch, jedenfalls aus dem Tal betrachtet, in dem ein Bach durch die Findlinge stürzte, der offiziell den Namen Gegenbach führte, den wir aber nur Grenzbach nannten, weil er Österreich von Bayern trennte. Manche waren sogar der Meinung, dass dieser Bach noch internationaler war, und behaupteten, er würde in Tschechien entspringen.

Auf dem Weg zur höchsten Stelle der >Teufelsschüssel< begegnete uns kein Mensch. Zwischen den Bäumen des Waldes nur Heidel-, Him- und Brombeeren und je und dann einer dieser schmackhaften Maronenpilze und natürlich auch einer dieser wunderschönen weißgetupften knallroten Fliegenpilze, den ich nicht einmal anrühren durfte. „Teufelszeug!“ hatte mich Franziska gewarnt.

Und dann kamen wir auf halbem Wege an einer Formation von Findlingen vorbei, die die Natur so übereinandergestapelt hatte, dass sich unter ihnen eine Höhle bildete, in der wir uns, gerade von einem Regenschauer überrascht, unterstellen konnten, ohne nass zu werden. Hier habe im 30jährigen Krieg im 17. Jahrhundert nach einer Sage, die noch heute am Ort erzählt werde, ein Einsiedler (manche Quellen behaupten: aus purem Pazifismus) gehaust, den sie „Putznickel“ nannten.

Wie die größeren und bekannteren der umliegenden Berge, den >Dreisessel< und den >Plöckenstein<, krönten die >Teufelsschüssel< eine Reihe wie Türme aufragende, manchmal wie Riesenpfannkuchen aufeinandergestapelte Felsen. Spontan und daher voll daneben nannte ich sie Wurmfortsätze. Wir kletterten den höchsten dieser Felsen hinauf. Dieser hatte in der Mitte eine Mulde von der Größe einer Schüssel, worin sich Regenwasser gesammelt hatte. Hier trafen sich also der Sage nach die Teufel mit ihren Hexen, wenn sie sich, in der Walpurgisnacht direkt aus der Hölle kommend, ansickerten, die Erdbewohner mit den wunderschönen Fliegenpilzen, die sie in dem Wasser der Schüssel zu einem wohlschmeckenden Sud kochten, zu vergiften.

Franziska machte wie auch sonst Fotos, diesmal auch von einem Felsen, der gefährlich über einem anderen so zu liegen kam, dass er eigentlich sofort danach hinunterstürzen musste, dorthin wo unsere Hütte lag. (s. Foto)



Der auferstandene Putznickel unter dem gerade herabstürzenden Felsen der Teufelsschüssel

Es kam die Walpurgisnacht. Franziska, die alle diese Sagen von Ernas Mutter erfahren hatte, der zu Ehren sie den Namen Franziska angenommen hatte (denn eigentlich hieß sie Else), schlief fest. Ich aber konnte nicht schlafen. Von Kindheit an hatte mich alles Verbotene und Giftige angezogen. Mit einem Fliegenpilz stahl ich mich heimlich davon zur Teufelsschüssel, tunkte diesen in das dort angesammelte Regenwasser und schöpfte daraus mit beiden Händen nur einen Schluck. Flugs war ich im Himmel, jedenfalls in einer anderen Welt, unbeschreiblich mitgerissen in die Blumen der Fantasie.

„Bist du des Teufels?“ hörte ich Franziska schreien und fühlte noch den Schmerz einiger Maultaschen, die sie mir vermutlich verpasst hatte, um mich wieder zu Bewusstsein in die Runde einiger sie umgebender Erdbewohner zu bringen. Sie hatte mich also suchen lassen und neben der Teufelsschüssel gefunden, in der noch der Fliegenpilz schwamm.

„Tot hättest du sein können.“ Und der Arzt bestätigte später:

„Er war nicht einen Millimeter vom Jenseits entfernt.“

Inzwischen hatte Franziska die Fotos von der Teufelsschüssel vervielfältigen lassen und zeigte mir lachend und später anderen Schwarzenbergern das Foto, wo ich mit Wanderstab in ein Keep gehüllt, das den Regen abhalten sollte, wie ein gleichmütiger Mönch unter eben dem Felsen stand, der gerade auf unsere Hütte zu stürzen drohte, das aber wohl schon seit über Zehntausend Jahren.

„Was ist denn das für ein Guru?“ rief Franziskas Enkel aus, als er das Bild sah. So stellte er sich vermutlich Bhagwahn vor, den seine Mutter in ihrer Jugend so verehrt hatte. Und in Schwarzenberg hieß es nur: „Der Putznickel ist wieder auferstanden!“ Hinfort musste ich zur Walpurgisnacht in der Höhle auf dem Weg zur Teufelsschüssel, der „Putznickelklaus“ – wie inzwischen ein Wegweiser verriet –, zuerst scherzhaft an alle Kinder, die krank waren, Tropfen einer Tinktur ausgeben, angeblich mit Spuren von Fliegenpilzen hergestellt, in Wahrheit aber reines Wasser aus der Quelle, die bei unserer Hütte entsprang. Und wen wundert es da, dass auch einige dieser Kinder wieder gesund wurden.

Daraufhin verbot die Kirche den Kindern, zu dem Guru in der Putznickelklaus zu wallfahren. Und wie alle Verbote bewirkte das das Gegenteil. Binnen kurzem wurde der Berg, der von Alters >Teufelsschüssel< hieß, schwarz von Menschen, die nach dem Wasser des Gurus gierten. Der Guru selbst kam sich aber nach einer Weile wie im Alptraum und als Betrüger vor, versuchte den Erdbewohnern anfangs noch zu erklären, was es wahrhaftig mit dem Wasser auf sich hatte, und zog sich dann, als niemand das wissen wollte, entnervt zurück. Und selbst als der Guru Schwarzenberg für immer verließ, blieb die Teufelsschüssel ein schwarzer Berg, schwarz von Menschen, die den Putznickel suchten.

Der Fund

Eine Schwarzenberger Kurzgeschichte

Es war ein Pilzjahr. Also gingen wir Pilze sammeln, Franziska und ich. An sich bin ich das Gegenteil von einem Pilzkenner. Trotzdem: ich fand auch einen Pilz und war ganz begeistert: wunderschön weiß mit einer bildhübschen Manchette um den langen Stiel, kein Wurm, der ihn zersetzt, kein Tier des Waldes, das ihn angefressen, nichts, was seinen vollendeten Glanz in irgendeiner Weise beeinträchtigt hätte. Ich drehte ihn, wie es mir Franziska gezeigt hatte, aus der Erde und lief mit ihm und stolzer Brust in die strahlende Sonne und rief:

"Schau, Franziska, was ich gefunden habe! Ist das nicht ein Prachtexemplar!"

Und sie, die gleichsam mit Pilzen aufwuchs, dreht sich um, und schon schallt ihr Schrei durch den Wald:

"Wirf den weg! Nichts wie weg damit! Bist du wahnsinnig?"

"Aber warum denn?" verschlug es mir die Begeisterung. "Warum in aller Welt? Gibt es denn etwas Schöneres als diesen Pilz?" stammelte ich trotzig gegen meine Enttäuschung.

"Das ist ein Knoll..."

"Ein Knoll...?"

"Ja, ein Knollenblätterpilz, das Giftigste, was du dir denken kannst. Ein Molekül davon und du bist tot. Alles, womit du ihn in Berührung gebracht hast, wirf es weg!"

"Muss ich mich dann auch wegwerfen?"

"Natürlich nicht, aber schrubb dir die Hände gründlichst und wage nicht, mich damit anzurühren!"

Franziskas Korb war leidlich voll. Sie kannte die Gegend nicht und wußte also nicht, wo die Pilze genau stehen, insbesondere die Leckerbissen unter ihnen, die Herrenpilze. Es reichte aber für eine Mahlzeit. Die schlummerte längst in unseren Mägen oder gar im Gedärm. Da kam Otto, unser Nachbar, der uns den Tipp gegeben hatte, wo man Pilze fände. Ohne dass wir es wussten, war er gleichzeitig im gleichen Wald Pilze sammeln gewesen. Ob er vor uns da war oder besser Bescheid wusste oder den zielsicheren Blick hatte, jedenfalls hatte er einen

Simenon: Giftschränk

Riesensack mit Pilzen gefunden, darunter 85 Herrenpilze und schenkte uns nun 15 junge, große Exemplare, so dass wir noch die nächsten Tage davon satt wurden.

Und als beim Abschied eine Pause entstand, begann ich kleinlaut zu erzählen:

"Ich habe auch einen Pilz gefunden, ein Prachtexemplar. Aber Franziska..."

Und Franziska unterbrach mich: "Stell dir vor, Otto, ein Knoll..."

"Was?" schrie der, "einen Knoll..."

Und beide rückten einen Moment von mir weg, als sei ich ein Aussätziger, lachten dann aber und lästerten: "Du findest sicher auch noch mal einen essbaren!"

Spielkameraden hatten mir früh beigebracht, dass ich auf solche Bemerkungen beleidigt, zumindest trübsinnig zu sein habe. Also kroch ich in meinen giftigen Maulwurfshügel zurück und würdigte die Zugspitze und den Mount Everest keines Blickes. Lästermäuler, die! Nichts als Lästermäuler.



Jahre, nachdem diese Kurzgeschichte verfasst wurde, fand ich dann doch noch einen Herrenpilz

In der Schaudinnerie

Schaudinn stand an ihrer Tür, außerdem *Sekretariat des Seminars für Allgemeine Rhetorik*. *Allgemein* groß, wie der *Heilige Vater* und Rhetorik mit *Rh.* Ziemlich respektheischend, dachte ich.

Hier hatte irgendjemand etwas gegen die neue Rechtschreibung. *Schaudinn*, das hatte ich schon in der Schule gelernt, war der Entdecker des Syphilis-Erregers. Was ich in diesem Sekretariat finden würde, könnte – bei der Seltenheit des Namens, preußisch, vielleicht sogar slawisch – seine Urenkelin sein.

Die Tür war offen und ich hatte – eigentlich wollte ich mich nur bei ihrem Chef für etwas bedanken, das mit meinem Zimmerschlüssel zu tun hatte – schon die blöde Frage auf den Lippen: „Wo ist denn hier das Seminar für *Spezielle* Rhetorik?“ Da wurde ich in ein Meer von Zuwendung, Spaß und Gelächter und in eine Stimme getaucht, die scheinbar mühelos jubilierend von den höchsten Tönen in brummigen Bass wechseln konnte.



Franziska in ihrem Garten in Winterlingen

Ehe ich meine mir schnell als deplaziert vorkommende Frage loswerden konnte, erschien hinter mir eine junge Mutter mit ihrem Kind. Und schon trat das Meer von Zuwendung, Spaß und Gelächter wieder in Aktion. Spielzeug wurde aus dem Schrank geholt, Malstifte und Papier und – als die Kleine, die wohl nicht das erste Mal hier war, nur sagte: „Bonbon!“ – eben diese.

„Ach, Sie kennen sich?“ fragte Frau Schaudinn, als die Mutter mich begrüßte, und schon erfüllte sie spielend der quengelnden Kleinen den nächsten Wunsch, überließ ihr ihren Computer und amüsierte sich, als die Kleine den gerade für den Chef getippten Text durch einen schier endlosen Buchstabensalat ergänzte.

„Nachbarn sind wir“, sagte die Mutter. „Was kann ich für Sie tun“, wandte sich Frau Schaudinn etwas ernsthafter, aber weiterhin Freundlichkeit ausströmend, wieder an mich. Ich aber hatte meine Frage völlig vergessen, stotterte etwas über meinen Zimmerschlüssel zusammen und verabschiedete mich, ohne eine Antwort abzuwarten.

„Schaudinnerie“, klärte mich die Nachbarin tags darauf auf, würden die Studenten diese „Klimazone“ im Brechtbau nennen, die sogar weit über das *Rhetorische Seminar* hinaus die umliegenden Nachbar-Institute angesteckt hätte. Seine Seele, Frau Schaudinn, erfuhr ich nebenbei, sei geschieden und lebe mit einem verheirateten Lebenspartner zusammen. Was müssen das für Männer sein, dachte ich, die sich ihretwegen scheiden lassen, oder – schlimmer noch – ihretwegen nicht scheiden lassen. Sie sei weit und breit die beliebteste Person und es gäbe nur wenige, die das nicht so sähen, so ein Psychiater, der sie, als sie in einem Prozess als Zeugin auftrat, als „extrem distanzlos“ abqualifiziert habe. Sogar der Richter habe daraufhin eingewandt, ob er – der Sachverständige – mit dieser Abqualifizierung mehr über sich selbst als über die Zeugin geurteilt habe. Anscheinend aber habe diese Kritik durchaus Wirkung gehabt. So sieze sie auch heute noch ihren Lebenspartner.

Monate später umgab mich – von hinten her kommend – diese unverwechselbar erwärmende Stimme: „Was macht denn Ihr Zimmerschlüssel?“ – „Oh“, stotterte ich ein weiteres Mal, „den habe ich inzwischen sogar verloren.“

„Was war denn überhaupt mit dem Schlüssel?“

Ich erzählte ihr auf meine umständliche Art, dass mir mein Chef besagten Zimmerschlüssel wegnehmen wollte und mir auf meine Gründe, dass ich aus vielen, detailliert angegebenen

Simonon: Giftschrank

Notwendigkeiten auf das Zimmer und also auch diesen Schlüssel angewiesen sei, nur geschrieben hatte: „Ihre Gründe sind nicht überzeugend.“ Ohne meine Gründe zu entkräften oder Gegen Gründe zu nennen. Einfach so.

Auf ihre Nachfrage rückte ich auch damit heraus, dass mich eben dieser Chef, kurz bevor ich sie kennen lernte, aus Altersgründen gefeuert hatte, dann aber auf Einwirken der Gewerkschaft auf teilzeitlicher Basis wieder eingestellt hatte. Aus auch mir nicht verständlichen Motiven heraus habe er aber auf der Rückgabe des Schlüssels bestanden. Da ich den Schlüssel einfach nicht zurückgab, habe er sich protestierend an die nächst höhere Instanz gewandt – das war Frau Schaudinns Chef – und der habe ihm einen für alle Seiten akzeptablen Gegenvorschlag gemacht. Dafür habe ich mich neulich bei ihm bedanken wollen. Verloren hätte ich den Schlüssel erst kürzlich. „Melden Sie sich doch bei mir!“ meinte sie, „ich habe einen Generalschlüssel. Der passt bestimmt auch zu Ihrem Zimmer.“

Wenig später bekam ich aus der Ferne mit, wie Frau Schaudinn lautstark in heller Entrüstung meinen Chef wegen irgend etwas zur Rede stellte. Ich hörte nur noch meinen Namen und das Wort „Zimmerschlüssel“, als beide im Fahrstuhl verschwanden. Ich fuhr sofort hinterher. Sie sollte sich, wollte ich sagen, als ich sie in der Schaudinnerie ohne meinen Chef antraf, doch um Himmels- und meinetwegen auch der Hölle willen nicht in diese Sache einmischen, da berichtete sie mir freudestrahlend, wie sprachlos und verdattert mein sonst so knallharter Chef gewesen sei.

Eines Tages kam ich dazu, wie sich in der Schaudinnerie eine ziemliche Menschenmenge staute. Blumen und Geschenke wohin man schaute. Gedichte wurden aufgesagt. Ansprachen und Musik. Meine Nachbarin, die ich unter den Umstehenden fand, wusste auch nicht so genau, was los war, gekündigt habe sie und das sei die Abschiedsfeier. Vermutlich habe sie im Lotto gewonnen oder so etwas. Vielleicht sei sie auch nur schwer krank. Jedenfalls habe sie gesagt, sie ziehe weg und zwar an einen Ort, wo sie niemand wiederfinden werde. Sie wolle jetzt nichts als allein sein.

Erschrocken fuhr ich nach Hause. Am gleichen Tag fand ich meinen Zimmerschlüssel wieder. Er lag in meiner Waschmaschine.

Zwischenzeilenbericht

für die oberste franziskanische Kontrollbehörde

Da ich zur Zeit wenig mehr als einen Stillstands- bzw. Stillsitz- oder Schlafbericht als „Reisebericht“ zu tarnen imstande wäre, und da mir zu Ohren gekommen ist, daß die Behörde die Zwischenzeilensprache nicht entziffern kann, hier ein Versuch, aus der Erinnerung heraus – denn der Text liegt ja inzwischen (sicher schon) in Ihren und also nicht mehr in meinen Händen – das Zwischen-den-Zeilen-Versteckte wie einen Hasen aus einem nicht mehr vorhandenen Hut zu nesteln.

Moment! Unvorhergesehenerweise klemmt es noch ein bißchen, vor allem weil mir natürlich eingefallen ist, daß auch in den Zeilen zwischen diesen Zwischenzeilenbericht ein nichtsdestoweniger manchmal putzmunterer Zwischenzeilensinn schlummert. Vielleicht schaffe ich es bis Redaktionsschluß, auch diesen irgendwo zu schnappen und so zu wenden, daß er seine unverhüllte Wahrheit zeigt. Zunächst aber erst einmal das Zwischenzeilenentborgene des Reiseberichts.

Als erstes kriege ich da ein rotzfreches „dich“ zu fassen, fürchte aber, das hat sich nur vorgedrängelt. Da ich nämlich auch noch ein – warte, gleich hab ichs, wenn es mir nicht schwupps zwischen den Wörtern entschlüpft wäre, aber da ist es ja – ein „Ich“, das nur bescheidenheitsverziert so tut, als wär es nicht das Wichtigste.

Das dritte ist aber am schwersten aus den Zeilen herauszudestillieren, weil es in jeder Zeile und in jeder anders lebt, webt und bebt, ein furchtbar zähes Zeug, das fast an jedem Buchstaben klebt und dann wieder Wörter ja ganze Sätze durchwurmt, sich vereinzelt auch manchmal stumm wie auf Stelzen zwischen ihnen hindurchbewegt, um schließlich unerwartet aus einem Worthinterhalt heraus die lesenden Augen im Sturm zu erobern.

Mein Rekonstruktionsversuch ist – so vermute ich – auf halber Strecke stecken geblieben. Sicher kann ich aus der Erinnerung aus den Zeilen herausfiltern: so etwas wie ein L. Dann sind da noch zwei E und möglicherweise noch ein B und dahinter – das ist nur schwer erkennbar – eine Art tanzender Kobold, irrlichternd mal hier mal da auftauchend; nein in Wahrheit auch den Zwischenzeilensinn durchdringend, das Band, das alles zusammenhält, ein Vokal, das

Simonon: Giftschränk

sehe ich jetzt genau, hell und eben: durchdringend, sich selbst über sich auf den Punkt bringend. Aber ich habe den Mund offenbar zu voll genommen. Ich schaffe es nicht. Ich war schon immer ein Versager. Die franziskanische Kontrollbehörde möge noch einmal Nachsicht mit mir haben.

Dafür habe ich überraschend schnell einen wichtigen Teil des Zwischenzeilensinns dieses Zwischenzeilenberichts erwischt. Danach ist ganz sicher, dass die Bedeutungskomponente ‚fehlen‘ in ihm versteckt. Irgendwie erkenne ich auch ganz klar die Konturen der Amtsleiterin der franziskanischen Kontrollbehörde. Mir ist freilich, als wenn mir mein „Ich“ abhanden gekommen ist, durchwurt und umtanzt von einem irrlichternden i.

Bitte, entlassen Sie mich nicht, nur wegen meines mir unverständlichen, und sicher nur vorübergehenden Versagens.

29.12.1988

Xander Y. Süßmolch von Zotteln

Die Ameisen

Eine Schwarzenberger Kurzgeschichte

Zu irgendeinem Feiertag im Spätfrühling hörten wir die Rasseln einiger Schwarzenberger Kinder, die – einem älteren Brauchtum folgend – von Haus zu Haus zogen, um mit ihren Rasseln und einigen auswendig gelernten Sprüchen von den Bewohnern Gaben erwarteten, Eier oder – was Franziska schon vorbereitet hatte – Marmeladen-Gläser, am liebsten aber – das hatten sie schon anfangs durchblicken lassen – Geld. Eines der vor unserer Hütte aufgestellten Kinder, wohl schon zweistelliger Jahrgang, ein Junge, unterbrach plötzlich seinen Vortrag, sprang wild fluchend mehrfach sich schüttelnd auf und schrie:

„Scheiß-Ameisen!“

Er stand da in einer deutlich sichtbaren Hauptstraße der Ameisen, die jenseits des Weges, der an der Hütte vorbei führte, unterhalb einer Holzskulptur – wie sie in Schwarzenberg vor Jahren von Künstlern aus der ganzen Welt an unzähligen Stellen errichtet worden waren, eine Hauptattraktion des Ortes – einen Prachtbau von Ameisenhaufen aufgebaut hatten. Es waren die größten Ameisen, die ich in Europa je gesehen hatte.



Katzenskulptur in Oberschwarzenberg, unter der die Ameisen ihr Domizil errichteten

„Warum muss es überhaupt solche Viecher geben?“

fügte der Junge etwas kleinlauter hinzu. Ich behauptete einfach – Oberlehrer-Allüren lagen mir nie sehr fern –, dass die Ameisen die Müllabfuhr des Waldes seien usw.

„Stell dir vor“, versuchte ich es ihm darüber hinaus auf meine berüchtigt umständlich-barocke Art das Verwerfliche an seinem Verhalten zu verklickern, „dein Vater fährt mit dir und deiner Familie nichtsahnend auf der Autobahn. Plötzlich taucht da ein Riese auf und setzt seine Pranken, jede so groß wie die Schwarzenberger Kirche, quer auf die Autobahn, so dass der ganze Verkehr zum Erliegen kommt, und bleibt da auch noch stehen. Dass der Riese da einen Kilometer höher etwas singt oder ein Instrument spielt, kriegt man da unten auf der Autobahn doch gar nicht mit. Wenn du nun einzig die Möglichkeit hast, den Riesen mit Hilfe einer Spritze kitzlicher Säure dazu zu bewegen, weiterzugehen, würdest du diese dann nicht wahrnehmen?“

Missmutig zog die Bande weiter zu Otto und Erna, einige Klafter Richtung Grenzbach.

Auf dem Rückweg bekam die Bande mit, wie Franziska mich „Bussi-Bär“ rief. Mir waren solche Kosenamen eigentlich immer peinlich, zumal sie auch noch andere männliche Wesen, unter anderem ihren Enkel, genauso zu rufen pflegte. Daraus machte der zuvor von den Ameisen gepiesackte Junge „Ameisenbär“. Und als ich aus dem Wald, der die Hütte und ihren Garten umgab, heraustrat und der Bande verdutzt nachschaute, liefen diese Krakehler mit gelegentlichen Rückblicken laut lachend weg und riefen, allmählich mit dem Horizont verhandelnd:

„Ameisenbär! Ameisenbär! Ameisenbär!“

„Aber ich mag doch die Ameisen!“ sagte ich zu Franziska, „ich würde die doch nie wie ein Ameisenbär vertilgen.“

„Lass doch den Jungen ihren Spaß, die wissen nicht, was Ameisen sind, dann wissen sie erst recht nicht, was ein Ameisenbär ist,“ versuchte mich Franziska zu trösten, „Regenwürmer müssen sich auch diesen Namen gefallen lassen, obwohl sie Regen überhaupt nicht mögen.“

Das Horoskop

„Volltreffer“ rief meine Oma aus, als ich vor ihrer Tür stand mit einem selbst gebackenen Apfelkuchen. Sie war eigentlich immer auf ihre wunderliche Art fröhlich. Also dachte ich mir nichts dabei, obwohl ich den Sinn nicht erfasste.

Oma war berühmt für ihre heiße Schokolade, deren Geschmack sie zum Kuchen passend erfinderisch abwandeln konnte. Überhaupt war sie die einzige in meiner weitläufigen Verwandtschaft, bei der ich mich wohl fühlte. Niemand sonst hatte so viel Verständnis für mich. Auch meine Eltern nicht, die sich immer gleich einmischten, wenn sie „zufällig“ in Erfahrung gebrachte hatten, dass ich einen neuen Freund hatte. Keiner konnte es ihnen recht machen. Am schlimmsten war aber mein älterer Bruder. Hinterrücks durchkreuzte er fast alle meine Vorhaben, mit Vorliebe, wenn er mitbekam, dass ich jemanden gern mochte. Dann zog er über seine kleine Schwester her, wie das nur ältere Brüder können, mit einer ironisch ausgebreiteten Verächtlichkeit, durchtrieben mit Halbwahrheiten, so dass immer irgendetwas an mir hängen blieb. Nichts war ihm heilig.

„Da ist er ja endlich“, murmelte ich nichtsahnend vor mich hin, als es klingelte. Ich wollte mich eigentlich schon vorher mit meinem neuen Freund treffen, um zusammen mit ihm die Oma zu besuchen. Als er aber auf sich warten ließ, war ich allein losgezogen. Ich hätte es mir denken können: Als ich die Tür öffnete, war es mein Bruder.

„Doppelt Volltreffer,“ rief Oma aus, als sie meinen Bruder erblickte, obwohl er keinen Kuchen mitgebracht hatte, ja, nichts vorzuweisen hatte als sein hässliches Gesicht.

Später stellte sich heraus, dass er unterwegs meinem neuen Freund begegnet war. Dieser hatte ihn gefragt, wo denn unsere Oma wohne. Mein Bruder aber zeigte ihm den Weg zu einer Exfreundin von mir, die bekannt dafür war, dass sie sich notorisch in die Freunde ihrer Freundinnen verliebte. Jetzt machte sich mein Bruder in seinem unnachahmlichen Fresstempo über den von mir mitgebrachten Apfelkuchen und die von Oma so erfinderisch zubereitete Schokolade her, so dass Oma und ich schon befürchten mussten, dass wir gar nichts davon abbekamen.

„Was meinst du eigentlich damit: Volltreffer.“

Simonon: Giftschrank

„O, das stand doch für heute in meinem Horoskop. Schau, hier“, fuhr sie fort und las uns die Passage aus dem Horoskop einer Boulevard-Zeitung vor, die mit „Widder“ überschrieben war, und in der tatsächlich von einem Volltreffer die Rede war, plötzlich wurde sie stutzig.

„aber da stand doch gar nichts von einem doppelten Volltreffer.“ Nach einer Weile fügte sie, sich selbst beruhigend, hinzu: „Na ja, kann ja mal passieren. Wahrscheinlich hat der zuständige Redakteur wieder einmal gekürzt. War ja auch nicht viel Platz.“

„Udo“, wandte sich Oma an meinen Bruder, „du machst da doch seit einer Weile an der Zeitung mit. Weißt du denn, wer da die Horoskope betreut.“ Udos todernstes Gesicht entschlüpfte ein verschmitztes Geräusch. „Werde mich mal kundig machen“.

"Oma“, warf ich ein, "diese Horoskope sind doch nichts als Hokuspokus. Die sind doch stets so allgemein gehalten, dass die vorhergesagten Ereignisse zu zwei Dritteln ohnehin eintreten. Schlimmstenfalls vermiesen sie dir die Laune.“

„Nein, nein“, bestand Oma auf ihrer Überzeugung. „da steht immer haargenau, was dann auch eintritt.“

Eines Sonntags, es war sicher ein Monat vergangen, stand ich einmal wieder, diesmal mit einem Pflaumenkuchen, vor Omas Tür, als sie mir mit verweinten Augen öffnete. Bevor sie die zu einem Pflaumenkuchen passende Schokolade in Angriff nahm, brach es aus ihr heraus:

„Franziska, stell dir vor, ich habe eine schreckliche Nachricht erhalten.“ Sie faltet ein Schreiben auseinander mit einem gedruckten Briefkopf, wie ihn Behörden haben. „Hier steht“, seufzte sie, "dass ich gar nicht die Tochter meiner Eltern bin“.

Meine Oma war Jahrgang 1945 in den letzten Tagen des Krieges geboren. Von ihrer Mutter wusste sie, dass das während eines Bombenangriffs geschah, nachdem sie gerade zusammen in die Klinik eingeliefert worden waren. Die Krankenschwestern hätten die frisch geborenen Kinder, meist als das Pfeifen und Platzen der Bomben schon in vollem Gange war, flugs in Deckeln gewickelt mit in den Luftschutzkeller gebracht. Glücklicherweise blieb die Klinik verschont. Nach einem dieser Angriffe hätten – so die Vermutung der Behörden – die Krankenschwestern in der allgemeinen Verwirrung einige Kinder vertauscht. Eines dieser Kinder

Simenon: Giftschrank

hätte nach einem Vergleich der DNA-Werte herausbekommen, dass es als Tochter der Mutter meiner Oma zur Welt kam. Omas leibliche Mutter sei aber die Gerlinde Sowieso.

Oma schloss ihre Schilderung mit glasigen Augen. „Es kommt hinzu, dass ich gar nicht am 22. März geboren bin, sondern schon am 20. März. Stell dir vor: ich bin gar kein Widder, sondern ein Fisch. Ich bin also einer dieser unausstehlichen Fische!“

Ich verschonte meine Oma mit meiner üblichen Polemik, dass Tag und Stunde der Zeugung wohl prägendere Bedeutung hätten für das Leben eines Menschen als die der Geburt. Sie war untröstlich.

Tags darauf schaute ich nochmals bei der Oma herein. Sie hatte sich schon wieder etwas beruhigt, wohl auch, weil im Horoskop stand, sie solle alle ihre Kräfte zusammennehmen, um eine katastrophale Nachricht verdauen zu können. Diesmal aber unter „Fische“. Sie hätte aber nochmals auch unter „Widder“ geschaut. Da hätte gestanden, sie solle nicht immer alles glauben, was der Nachwuchs behauptet. Ihrem Blick entnahm ich, dass sie mir nicht mehr völlig über den Weg traute.

Von da ab verfolgte ich die Horoskope regelmäßig, jedenfalls die für „Fische“ und sicherheitshalber auch die für „Widder“. Als da eines Tages unter „Fische“ stand, sie solle ihren weiblichen Nachwuchs so gründlich, wie es geht, enterben, hatte ich einen Verdacht. Schließlich war ich die einzige Frau in unserer Verwandtschaft, jedenfalls unter Omas direkten Nachkommen. Das Erbe war mir eigentlich gleichgültig. Aber das war ein Horoskop, das exakt gegen mich gerichtet war.

Ich ging in die Zeitungsredaktion, um dort zu ermitteln, wer für die Horoskope zuständig war. Den Namen, der mir genannt wurde, hatte ich noch nie gehört. Aber der würde die Horoskope gar nicht schreiben. Schreiben würde sie ein gewisser Udo, hoppla, der heißt ja so wie Sie!

Mein Bruder wurde daraufhin zum Chefredakteur der Zeitung zitiert. Er gestand, dass er die einzelnen Horoskope jeweils auf ihm bekannte Personen zugeschnitten hätte, unter anderem auch auf den Chefredakteur.

Als Oma in der Zeitung nicht nur erfuhr, dass Udo fristlos entlassen war, sondern auch den Grund, wobei sie namentlich genannt wurde, entfuhr es ihr:

Simenon: Giftschränk

„Volltreffer?? Erbschleicher werde ich ihn hinfort nennen.“

Und zu mir nach einer Weile: „Horoskope sind wirklich Hokuspokus!“

Ob meine Oma durch diese Geschichte wirklich immun wurde gegen alle Propheterei, bezweifle ich. Wenn ich lese, dass jetzt sogar der US-amerikanische Geheimdienst sich daran beteiligt, das Ende der Erde vorherzusagen, dann wundere ich mich über nichts mehr. Da kennt man ja nicht einmal den Tag oder nur das Jahr ihrer Geburt, geschweige denn das Sternbild, in dem das geschah.

Der Lottogewinn

Wer 77 ist, hat ein Recht darauf, sein Schweigen zu brechen. Ich bin demnächst 77. Also fang ich schon einmal mit dem Schweigbruch an. Das da ein ganzer Staudamm bricht, erwartet niemand, der mich kennt. Eine Sache aber muss jetzt endlich einmal unter die Sonne: Ich war einmal ein Hacker, ja, einer der in die NSA einbrach und die dort gesammelten Daten für politische Hintergründtäterei zu nutzen verstand. Viele wussten, dass ich in meinem 1956 beginnenden Studium auch Mathematik und dort Wahrscheinlichkeitsrechnung und Informatik wenn auch nur nebenbei kennen gelernt hatte. Aber von da aus führt ein ziemlicher Umweg zum Hacker, und da ich hier keinen Roman schreiben will, zeichne ich auch diesen Umweg nicht nach. Hier nur die Geschichte meines größten Hacker-Erfolgs.

Ich weiß noch, als zu Beginn meiner Pubertät (ich bin felsenfest davon überzeugt, dass diese wundersame Zeit auch heute noch währt) das Lotto aufkam. Ich bekenne: Ich habe nie Lotto gespielt. Obwohl ich damals noch nicht einmal die Anfangsgründe der Wahrscheinlichkeitsrechnung kannte, die meine Ahnung, da würden nur irgendwelche Leute auf krumme Touren auf Kosten der Allgemeinheit ihren Reibach machen, später nur festigte, begann ich schon damals zu überlegen, wie man dieses korrupte System lahm legen kann.

Als das Fernsehen so weit entwickelt war, dass sich das gemeine Volk Geräte leisten konnte, die das weitaus ältere Kino und wenig später auch die Ziehung der Lottozahlen in sein Wohnzimmer brachten, war eine wichtige Voraussetzung für meinen Hacker-Coup geschaffen. Nachdem überdies Lesegeräte entwickelt waren, an deren theoretischen Grundlagen ich im Übrigen als Student schon mitgewirkt hatte, die, angeschlossen an damals noch riesige Computer, handschriftlich in einen Lottoschein eingetragene Zeichen elektronisch entziffern konnten, war es soweit.

Ich freundete mich mit einer Dame an, die regelmäßig die Ziehung der Lottozahlen im Fernsehen präsentierte. Ich gewann ihr Vertrauen, indem ich erriet, wie sie zu ihrem Job kam. Sie war ausgebildete Schauspielerin, dazu bildhübsch, war aber nicht erpressbar, schloß also nicht karrierefördernd mit den Intendanten und Regisseuren und hatte sich auch Lesbierinnen in führenden Positionen permanent verweigert, betonte in einer Nebenrolle den Namen der griechischen Halbinsel Pelóponnes beharrlich auf der drittletzten Silbe, weil sie in der Kindheit gelernt hatte, das „Po“ ein unfeines Wort und also zu meiden, zumindest nicht zu betonen sei, kam dann aber der Kündigung zuvor, indem sie sich bereit erklärte, den ungeliebten Job zu übernehmen, die Ziehung der Lottozahlen zu präsentieren. Der Schreiber des Drehbuchs und der Regisseur waren schnell gewonnen für einen Text, den sie aufzusagen hatte – das war ihre Bedingung –, der also kein „Po“ enthielt. Die Einzelheiten habe ich den Lottogesellschaften versprochen nicht zu verraten. Und auch Hacker haben ein Ehrgefühl. Außerdem muss ich damit rechnen, dass man mich umbringen lässt, wenn ich solche Versprechen nicht halte. Nur nebenbei: Es ist ein Märchen, dass es keine unaufklärbaren Mordfälle gibt.

Aber so viel kann ich verraten: Die Dame ermittelte für mich, wer die Tennisbälle mit den Lottozahlen herstellte, die in der Sendung verwendet wurden. Es gelang mir über Angestellte der betroffenen Firma, sogar ohne dass sie selbst es merkten, molekülgroße Magnetteile in die Tennisbälle zu implantieren, und zwar so viele wie die Zahl, die auf ihnen stand. Damals war die Schleuse der Lottozahlenwahlmaschine noch mit einem Computer verbunden, weil man so schneller die Gewinner ermitteln konnte. Zusatz zur Beruhigung des Präsidenten der Lottogesellschaften, die den Mechanismus ja selbst gar nicht zu kennen pflegen: Es ist weitaus raffinierter, als es hier klingt. Aber Einzelheiten kann ich ja nicht verraten. Überdies hat man inzwischen diese Schwachstelle eliminiert. Die externen Prüfer der Anlage dürften das Verfahren ohnehin kaum mitbekommen haben. Ich war kurze Zeit vorher Prüfer in einem ver-

gleichbaren Fall und das bestärkte mich in dem Verdacht, dass das ein Menschenschlag ist, der am wenigsten dahinter kommen würde.

Leser, die jetzt denken, ich hätte meine Kenntnisse dazu genützt, mein Gehalt aufzubessern bzw. zu potenzieren, kennen mich schlecht, muss ich jedenfalls enttäuschen. Ich habe damit nicht eine einzige müde Mark verdient. Wenn jemand mich also anzupumpen gedenkt, muss er damit rechnen, dass ich ihn frage, ob er vorhat, einige meiner Schulden zu übernehmen. So etwas wäre übrigens auch weitaus schneller aufgefliegen. Ich habe umgekehrt zumindest für eine breitere Streuung der Gewinne gesorgt. Ich schrieb ein (übrigens sehr einfaches) Programm, das die Zahlenkombinationen ausfindig machte, die keiner gewählt hatte, und veranlasste den Mechanismus über die Magnete diese „gewinnen“ zu lassen. Monate lang hatte keiner 6, alsbald nicht einmal 5, dann 4 Richtige.

Als ich dazu überging, was weitaus schwieriger war, zu verhindern, dass es darüber hinaus sogar nur 3 Richtige gab, müssen die Verantwortlichen Verdacht geschöpft haben. Ich denke, Sie beauftragten eine andere Firma mit der Bereitstellung einer anders konstruierten Lottozahlenwahlmaschine. Jedenfalls verlor ich die Lust, die Prozedur von vorne beginnen zu lassen.

Es lag nicht im Interesse der Lottogesellschaften, dieses Ereignis, weil es auch monatelang dauerte, an die Glocke der Öffentlichkeit zu hängen. Schon weil auf Grund des Ausbleibens der Spitzengewinne immer weniger Menschen Lotto spielten. Der zu erwartende Schaden war nicht auszudenken. Darum wussten außer mir bis heute nur wenige davon. Aber diese haben vermutlich die Idee mit dem Jackpot gehabt. Trotzdem dürfen sie sich gerne gewarnt fühlen: Ich kann auch anders. Sie dürfen das getrost als eine meiner Kampfansagen gegen korrupte Systeme lesen.

Ja, um die (die meisten meiner Kurzgeschichten abschließenden) Wahrheits-, genauer Lügenbeteuerungen erneut zu variieren: In diesem Sinne ist mein Schweigbruch nichts als Hackerlatein. Und ebenso natürlich bin ich gar kein Hacker. Ein echter Hacker hätte gleich gemerkt, dass mit den Geschichte etwas nicht stimmt. Aber was, verrät ich nicht. Versprochen. Ein 77jähriger bricht zwar sein Schweigen, aber nie sein Versprechen.

Papalagi

Die Zählweise

Vor gut hundert Jahren kam ein Buch heraus, das einem gewissen TUIAVII aus TIAVEA in den Mund gelegt wurde. Einige Wichtigtuer unter den europäischen Ungläubigen verbreiteten die Auffassung, dass diese Texte gar nicht von ihm stammten. Da es sich bei Tuiavii aber um meinen Großvater handelt, dessen Erzählungen ich als Kind noch lauschen konnte, kann ich bezeugen, dass die unter dem Titel >Papalagi< erschienenen Texte wirklich von ihm stammten, wenn auch deren Übersetzung manches zu wünschen übrig lässt. Leider hat der deutsche Herausgeber auch eine Reihe dieser Erzählungen beiseite gelassen, vermutlich weil sie für Europäer nicht sonderlich genießbar waren oder unter Umständen auch, weil sie ohne viel Erklärungen für Europäer nicht akzeptabel sind. Hier vorerst nur eine solche Erzählung, die ich als Kind noch aus Tuiaviis Mund vernehmen konnte.

Unsere Vorfahren zählten: eins, zwei und viele. Wir sind dazu übergegangen, daraus alle möglichen Zahlen genau zu benennen: An sich braucht man dazu nur zwei Ziffern: 1 und 2. Drei wäre dann 11 zu schreiben. Da wir lange Ziffernfolgen schlecht übersehen, wenn wir sie nur mit zwei Ziffern ausdrücken, haben wir es zuerst mit zwei weiteren Ziffern, also insgesamt vier versucht: 1, 2, 3, 4, Die Kinder zählten das an den Fingern ihrer Hand ab. Als bald hatten wir heraus, dass unser Kopf am schnellsten noch zweimal mehr als 4 Ziffern erfasst: 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8. Die Kinder nahmen dazu auch die Finger der anderen Hand hinzu. Dann setzten wir die Reihe fort mit Zahlen, die wir durch zwei Ziffern ausdrückten: 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18. Nach weiteren zweiziffrigen Zahlen wie 21, 2228, 31...38, 41...48, 51...58, 61...68, 71...78 und 81...88 folgten die dreiziffrigen Zahlen 111, 112 ...118, 121...128 usw.

Die Europäer sind fasziniert von ihren Händen. Anders als wir sehen sie dabei den Daumen, der doch eine andere Gestalt und auch andere Funktionen hat, auch als Finger. Während wir mit unseren acht Fingern wunderbar zählen lernten, bringt bei Ihnen der Daumen die ganze Zählweise durcheinander. Was wir Einseins nennen, nennen sie Neun, Einszwei bedeutet Zehn. Erst dann schreiben sie 11, nennen das aber Elf, sowie 12 und nennen das Zwölf. Das sind offenbar Reste einer früheren Zählweise, als es noch Europäer gab, die fünf Finger und darüber hinaus noch einen Daumen hatten. Ich halte es auch für möglich, dass sie sich beim Abzählen der Finger zuerst eine Weile verzählten oder weil sie große Angeber sind bzw. Fin-

Simonon: Giftschränk

gierer – wie es bei ihnen heißt –, dass sie einfach über den Daumen hinaus noch einen Finger hinzu flunkerten.

Erst als die Europäer vor mehr als 200 Jahren den elektrischen Strom entdeckten und damit Zeichen über weite Entfernungen entsandten – sie nannten das Morsen –, ähnlich wie wir mit Trommeln unsere Stammesgenossen unterrichten können, ohne dass wir sie sehen, dämmerte es ihnen, wie dämlich ihre Zählweise war. Trotzdem schafften sie es nicht, ihre verkorkste Zählweise durch eine so klare wie die unsere zu ersetzen.

Typisch für die Europäer ist, dass sie irgendwann anfangen, in ihr ohnehin undurchsichtiges Zählsystem etwas einzubauen, was es gar nicht gibt. Sie nennen es Null. Sie bauen es so ein, wie wenn wir die Pausen zwischen den Trommelschlägen mitzählen würden. Dabei sind sie wahre Weltmeister im Raffinieren dieses Schwachsinn. Sie verstehen es mehrere derartige Zeichen für Nichts aneinanderzureihen; dann setzen sie davor nur eine 1 und schon glauben sie fest, dass sie statt lauter nicht vorhandener Rinder plötzlich eine ganze Herde auf der Weide haben. Tausend nennen sie das dann oder manchmal Million oder so, je nachdem wie viele Nichtse sie aneinandergereiht hatten. Auf die Idee muss man erst einmal kommen. Aber vielleicht verdanken sie ja diesem Schwachsinn ihre weltweite Verbreitung. Meine Frau hält sie mit einem gewissen Recht für Zauberer.

P.S. Der Emigrant und Zahlforscher Alfons Nehring belehrt mich, dass die Zählweise der Papalagi schon bei den alten Ägyptern bekannt war. Der nannte sie Vierersystem, weil bei ihnen die Zahlen 4,8,16 etc. heilige Zahlen waren. Morse und Boole haben also im 19. Jh. ihre Binärzahlen gar nicht von den Papalagi, sondern von den alten Ägyptern. Oder waren damals die Hieroglyphen von Jean-François Champollion noch nicht entziffert? Natürlich kennen selbst Wiki und die neueren Zahlforscher Nehring nicht. (Beleg kann ich mailen: Alfons Nehring: Zahlwort und Zahlbegriff im Indogermanischen. Wörter und Sachen 12,1929,253-288. Bitte Code-Nr. 087990-92 angeben)

Der verkehrtrumme Deutsche

Eine Schwarzenberger Minikomödie

(An der dt.-österreich. Grenze, als Österreich noch nicht der europäischen Union angehörte. Nach einer wahren Begebenheit)

Zöllner

(an der deutschen Grenze): He, Sie, Sie haben da kein Deutschland-Schild

Deutscher

(im Auto): Wo?

Zöllner: Des kost in Östreich 300 Schilling

Deutscher: Ja, aber warum denn?

Zöllner: Weil's kein Deutschland-Schild ham. I kann Ehnahns verkaufen

Deutscher: Was koschst denn das?

Zöllner: 2 Mark

Deutscher: Ja, wenss nur keine Schillinge sind. Das ist denn immer gleich so viel mehr.

(Klebt das D-Schild verkehrt herum an sein Auto und fährt zum nächsten Schlagbaum)

Zöllner

(an der österreichischen Grenze): He, Sie, Ihr Autokennzeichen

Deutscher: Ja, was ist mit dem?

Zöllner: Es ist ein verkehrtrummes Schild

Deutscher: Was für ein Schild?

Zöllner: Ein verkehrtrummes Schild

Deutscher: ... verkehrtrummes. Was ist denn das für ein Deutsch? Wär wohl mal wieder ein Einmarsch fällig, damit Ihr mal wieder lernt, was deutsch ist!

Zöllner: Des kost in Östreich 300 Schilling

Deutscher: Aber ich hab doch erst... Das haben Sie oder ... hat mir doch Ihr Kollege grad eben verkauft.

Zöllner: Aber ist verkehrt rum

Deutscher: Wieso verkehrt. Hat mir doch Ihr Kollege so verkauft

Zöllner: Aber Se hams verkehrt draufbeppt

Deutscher:...deppt, deppt, depp...!

Zöllner:He Sie, des ist Beamtenbeleidigung

Deutscher:Was ist Beamtenbeleidigung?

Zöllner:Sie Depp

Deutscher:Das ist aber jetzt Deutschen-Beleidigung

Zöllner:Entweder Se zahlens oder...

Deutscher:Was soll ich denn zahlen?

Zöllner:Das neue Deutschland-Schild.

Deutscher:Was kost das?

Zöllner:Zwei Mark

Deutscher:Na, dann...Wenns nur keine Schillinge...

Anderer Grenzgänger zu seiner Beifahrerin: Haha! Ein verkehrtrummer Deutscher (dann sehr ernst). He Sie, wo kann man denn das tolle Schild kaufen?

Der Feuerschlucker

Mehrfach habe ich herausposaunt, wie sparsam ich mit Fluchen umgehe. Spätestens nachdem meine Oma mütterlicherseits mir, als ich vier Jahre alt war, mein Neu-Neu, eine Gummiunterlage, die ich als Ersatz der Mutterbrust zum Lutschobjekt erkoren hatte, wegnahm und in den brennenden Ofen steckte, und diese Frevlerin – wie ich es damals deutetet – in Folge meiner Verfluchung starb, schwor ich mir, nie wieder zu fluchen. Weitere ganz ähnliche Erlebnisse bestärkten mich in der Überzeugung: Fluchen kann tödlich sein. Jedenfalls hatten es alle Missetäter, die mir irgendwie schaden, über kurz oder lang zu bereuen sogar ohne, dass ich in Erinnerung hatte, dass mir trotz aller Vorsätze ein Fluch entfuhr. Wer mit dem Leben davon kam, erschrak zumindest, wenn ich ihm auf der Straße begegnete, wurde todkrank, alkoholsüchtig oder geriet heillos in eine Schuldenfalle. Am schlimmsten wurden die bestraft, die sich hinfort mit Spielsucht oder todernster Religiosität herumquälten, schlimm, wenn sie diese

auch noch durch die Brille von Lust und Glück sahen. Denn schlimmer als die Sklaven im Altertum oder die Leibeigenen im Mittelalter sind die heute dran, die nicht einmal die Drahtzieher kennen, die sie mit ihren Marionettendrähten – versüßt mit Lustgefühlen – alles tun lassen, was ihnen nützt und ihre Opfer langfristig verdirbt. Für diese Anekdote ist auch nicht wichtig zu schildern, in welcher Hölle die Prüfer landeten, die mich durchfallen ließen.

Nachdem mich eine Universität als Forscher und Lehrer einstellte, geriet ich selbst unfreiwillig in die Lage, prüfen zu müssen. Man kennt den Revolutscher Simenon schlecht, wenn er seine Kreativität nicht auch am Prüfungswesen ausließ. Ein Prüfer ist so frei nicht, wie Prüflinge immer denken. Aber die Prüfer aus den Universitäten haben gegenüber denen in anderen Einrichtungen doch deutlich mehr Freiheiten, als sogar ihre Prüfer wahrnehmen (wollen), zumindest wenn man wie ich sogenannten Grauzonen auszunutzen wusste.

Eingedenk des (verbreiteten und auch mich selbst plagenden) Umstandes, dass Prüflinge sich selbst in der Prüfungssituation nicht wiedererkennen, mit Vorliebe in ihr frühes Kindverhalten zurückfallen, übertriebene Ängste über sich herrschen lassen oder einfach einen Block haben, die Prüfungsfragen sofort, nachdem sie die Lippen des Prüfers verlassen haben, vergessen, dachte ich darüber nach, wie man die Prüfungssituation entschärfen könne.

Gut, ich wollte nicht vergessen, dass ich nicht nur aus biografischen Gründen etwas gegen Prüfungen und überhaupt gegen die Verwandlung von Leistungen in Zahlen habe. Wie ich über jemanden denke, habe ich nie von Prüfungsergebnissen abhängig gemacht. Aber ich denke praktisch genug, um zu wissen, dass so etwas wie Prüfungsverweigerung niemandem etwas bringt. Wie also als Prüfer vorgehen?

Vor allem wollte ich viele Prüfungselemente in die Zeit vor der Prüfung, also in die Vorbereitungsphasen verlagern. Ich griff dazu ein Verfahren auf, das schon vor meiner Zeit von Prüfern praktiziert wurde. Diese ließen sich pro Prüfungsgebiet von den Kandidaten in Stichworten aufschreiben, auf was sie sich schwerpunktmäßig vorbereitet hatten bzw. vorbereiten wollten. Mehr als eine Seite Stichworte pro Gebiet war selten oder wurde gar untersagt. Ich intensivierte und kehrte manches an diesem Verfahren um. Bei mir mussten die Prüflinge in dem, was ich Disposition nannte, pro Gebiet zu (aus Standardfragen gewonnenen) Stichworten auf ca. 5 Seiten ausführen, was sie antworten würden. Diese Antworten besprach ich dann

in einer Vorbesprechung mit dem Kandidaten. In der Prüfung rückverwandelte ich die Stichworte in Standardfragen. Die damit gegebene Vorhersagbarkeit der Prüfungsverlaufs war also gewollt. In diesem Verfahren erfuhr ich fundierter als in der Prüfung selbst, wie gut jemand vorbereitet war und was er sonst etwa in Sachen Kreativität drauf hatte. Der Kandidat konnte sich seinerzeit ziemlich genau zusammenreimen, mit welchem Urteil er in der Prüfung zu rechnen hatte.¹ Gar nicht so wenige Kandidaten stöhnten über dieses Prüfung vor der Prüfung, die ich Probeprüfung nannte. Manche stiegen aus oder wechselten gar den Prüfer. Denen war aus meiner Sicht grundsätzlich nicht zu helfen, waren zu lebenslanger Unselbständigkeit verdammt oder sahen Möglichkeiten, anderwärtig leichter mit Lug und Trug durch die Prüfung zu kommen.

Mit Lug und Trug muss man im Leben eigentlich ständig rechnen. Auch mein Prüfungsverfahren war davor nicht gefeit. Einmal meldete sich ein Kandidat zur Prüfung bei mir, der mir zuvor so gut wie unbekannt war. Ich wusste, dass er in einer WG wohnte, in der auch ein anderer Prüfling von mir ein Zimmer hatte. Er lieferte eine brauchbare Prüfungsdisposition ab. Im Vorgespräch schärfte ich ihm ein, dass er zu einigen Stichworten noch mehr machen müsse. Das versprach er hoch und heilig. In der Prüfung konnte er aber nicht eine einzige Frage vernünftig beantworten. Ich konnte mir das überhaupt nicht erklären. Gegenüber den anderen beiden Prüfern nahm ich die ganze Schuld auf mich: Ich müsse ja wohl die Disposition mit einer anderen vertauscht haben. Mit Zustimmung der Ko-Prüfer bestand der Kandidat also die Prüfung mit der Note „gut“ (=2).

Eine Woche später wollte ich den Prüfling in seiner WG zur Rede stellen: was denn an den kursierenden Gerüchten dran sei. Der andere Prüfling in seiner WG erklärte mir kleinlaut, warum ich den problematischen Kandidaten nicht antraf. In der Tat habe dieser seine Disposition von einem anderen schreiben lassen (er sagte nicht, dass er es selbst war), habe vor seinen zahlreichen Freunden auf einem Examensfest geprahlt, wie leicht er zu seinem Examenszeugnis gekommen sei, dass er dazu nahezu nichts getan habe. Er lud zu diesem Fest einen Feuerschlucker ein, der dort seine Künste zum Besten gab. Inzwischen ziemlich betrunken, habe er es auch einmal mit dem Feuerschlucken versuchen wollen, machte aber den Fehler, an der

¹ Wer mehr über dieses Prüfungsverfahren wissen will, insbesondere zu den theoretischen Grundlagen, sei verwiesen auf <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:21-opus-36840>
<http://hdl.handle.net/10900/46314>

falschen Stelle tief Luft zu holen. Die schnell gerufene Sanka brachte ihn in die Klinik. Aber die Lunge war nicht mehr zu retten. Tags darauf sei er gestorben.

Manchmal gab ich hinfort diese Anekdote in Vorgesprächen mit Prüfungskandidaten preis. Ich wette, danach hat mich keiner mehr betrogen. Dabei erinnere ich mich gar nicht an einen Fluch, den ich vorher ausstieß. Ein Traum verrät mir jetzt, dass ich mich sozusagen im Unterbewusstsein schuldig fühle.

Der Preis

Ich hatte mein Pseudonym sorgfältig ausgewählt.

„Simenon,“ hatte mein Freund Herman ausgerufen, „das ist ja wohl ein Tippfehler. Oder willst du unbedingt mit einem Krimi-Autor verwechselt werden.“

Wir kannten beide die Krimis des belgischen Autors Simenon. Herman wusste: Ich hatte keine Begabung für das Schreiben von Krimis. In der Tat verriet ich schon bei meinen ersten Versuchen zu früh, wer der Täter ist, oder umgekehrt, wenn der Täter anfangs bekannt sein sollte, wie man ihn überführt. Schon als Kind vermasselte ich ein Vorhaben, indem ich zum Beispiel einer Spielkameradin, die mich „Schlappschwanz“ genannt hatte, eine Tracht Prügel ankündigte: „Komm mal her, ich will dich verhauen!“ und mich dann wunderte, dass die einfach weglief. Als Krimi-Autor muss man falsche Fährten legen können. Man muss tricksen und täuschen, ja fälschen können. Mit der Wahrheit stand ich nur in einer Hinsicht auf dem Kriegsfuß: Sie platzte mir wie eine Ejakulatio Präkox heraus.

Kurz: Ich habe den Preis doch angenommen. Ich fürchte nur, jetzt ist mir schon wieder so ein verfrühter Orgasmus passiert. Dabei ist es ein ungeschriebenes Gesetz von Kurzgeschichten, dass die Pointe erst im letzten Satz kommen darf. Was mache ich da nur, bevor der Spannungsbogen zu früh erschlafft?

Schnell noch eine Wahrheit nachschieben? Manchmal ist mir das schon gelungen. Aber das dauert schon deswegen, weil ich nicht darum herum komme zu erklären, worum es ging. Denn das gelang mir nie anders als barock und umständlich (eben „umwegelagerisch“), und das heißt vor allem langatmig, Anlass zu weltweisem Gähnen.

Herman hat das nie gesagt; aber ich bin sicher: Gedacht hat er es schon längst: Ich sei nicht nur als Krimi-Autor unbegabt. Ich sei auch sonst unbegabt. Und wenn ich so mein Leben passieren lasse: Er hat nicht ganz unrecht. Zumindest als Politiker bin ich völlig ungeeignet. Da muss man mehr als ein Rosshändler oder auch ein Krimi-Autor tricksen und flunkern können, andere regelrecht hinter Licht führen, reinlegen, in Fallstricke lotsen und natürlich die Unwahrheit sagen oder besser – weil Unwahrheiten zu leicht als solche durchschaubar sind – Halb- bzw Zehntelwahrheiten, in die jedes Publikum wie Schneewittchen gierig in den Apfel beißt.

Einmal hatte ich mich aber doch in die Niederungen der Alltagspolitik begeben. Ich glaubte – das muss ich zu meiner Rechtfertigung betonen – ein politisches Thema selbst angestoßen zu haben. Es ging um das Thema „Altersgrenze.“

Von Dichtung allein kann man endgültig seit Adalbert Stifter und Theodor Fontane nicht leben. Man muss ja nicht gleich Hofrat werden wie annodazumal Goethe oder als Soldat den Helden spielen wie dessen Widerpart Kleist. Im Wissen um meine Schwächen in Sachen Wahrheit wurde ich nur Wissenschaftler, ein Beruf, der nach wie vor trotz mancher Verwicklungen in die Verbrechen von Auschwitz und Hiroshima im Verdacht steht, sich zentral um so etwas wie Wahrheit zu kümmern. Und in Deutschland ist ein Wissenschaftler verbeamtet. Und als Beamter wird er eines Tages pensioniert, das heißt: in den bezahlten Ruhestand entlassen. Das ist zwar nur in Deutschland so und das seit Kaisers Zeiten. Allein: **wann** ein Beamter pensioniert wird, allgemein: wann man in welchem Beruf in Rente geht, das heißt: untätig herumsitzen und –liegen darf und dafür vom Staat Alimente bezieht, ändert sich von Zeit zu Zeit und ist daher immer wieder umstritten.

So auch im Sommerloch 2010. Da war es acht Jahre her, dass ich pensioniert wurde. Obwohl damals schon 65, fühlte ich mich wie 25. Na ja, im Fußballspie-

len war ich zumindest läuferisch nicht mehr der junge von Annodazumal. Auch sonst hatte mich der Kalk anfällig gemacht für Unfälle und Fehlhandlungen aller Art. Aber hatte ich nicht umgekehrt an Weisheit und Fülle zugenommen?

„Fülle schon,“ Herman ließ bei diesen Worten seine linke Hand mit gehörigem Abstand über seinem Bauch kreisen, „aber Weisheit...?“ Die Frage ging in Lächeln und verdrehte Augen über.

Ich denke, Herman bezog seine Zweifel allein auf den Vorgang, auf den ich hier leider ausführlicher zu sprechen kommen muss. Wenn er das allgemeiner meinte, werde ich ihm vorwerfen, dass er sich der unerlaubten Verallgemeinerung eines Einzelfalls schuldig gemacht hätte. Jedenfalls habe ich meinen Beruf (im Unterschied zu anderen, meist Burn-out-Fälle) bis zum 65. Lebensjahr ausgeübt. Ich hatte sogar einen Verlängerungsantrag gestellt, und diesen Beruf, obwohl dieser Antrag abgelehnt wurde, einfach weiter ausgeübt. Allerdings ohne einen Cent dafür zu bekommen. Naiverweise und nichtsahnend oder – wie Herman das sah – aus purer Blödheit. Ich würde eine Lawine lostreten, hatte er gemeint. Nicht nur die Gewerkschaften würden über mich herfallen. Herman hatte, seit ich ihn kenne, immer mit seinen Prophezeihungen recht gehabt. So auch hier.

Kaum ein Jahr, nachdem ich den Antrag gestellt hatte und er flugs abgelehnt worden war, wurde im Wissenschaftsministerium, an das ich den Antrag adressiert hatte, die Forderung laut, die Altersgrenze, bis zu der man zur Arbeit verpflichtet wurde, von 65 auf 67 anzuheben. Aber so hatte ich das doch gar nicht gemeint! Ich hatte sofort den Verdacht, dass man mich gezielt missverstanden, spürte aber auch, dass mich das umso mehr in Erklärungsnot brachte. Konnte ich ahnen, wie recht Herman damit hatte, welche Lawine ich damit lostreten würde?

Ich nehme die Gelegenheit wahr, allen, die ich damals mit meinem Antrag enttäuschte, die Gründe zu nennen, die mich seinerzeit bewegten.

„Gut Ding will Weile haben.“ Der Spruch ist sicher älter als die Beamten. Aber diese könnten ihn erfunden haben. Zu ihrer Rechtfertigung muss ich sagen: Wenn man bestimmte Aufgaben erledigen will oder muss, kommt man in Deutschland kaum darum herum, Beamter zu werden, was immer man von diesem Stand hält.

Meine Aufgabe war es zum Beispiel, in den Archiven die Reste von Informationen zur Geschichte der Kulturwissenschaften zu ermitteln, die dort mehr beiläufig wie auf Opas Dachkammer durcheinander gelagert sind, und die Ergebnisse zu veröffentlichen. Ich arbeite inzwischen fast 40 Jahre daran mit vielen Mitarbeitern und immer ist noch kein Ende in Sicht. Das war anfangs nicht als Riesenprojekt vorherzusehen. Aber es war schon damals klar: Übernehmen kann eine solche Aufgabe nur jemand, der über die nötige Qualifikation hinaus längere Zeit ununterbrochen damit befasst werden kann, dessen berufliche Tätigkeit nicht befristet ist oder sonst nicht leicht kündbar ist. Das von diesem erworbene Wissen und das Knowhow sind nicht einfach zu übertragen und dann erst nach jahrelanger Mitarbeit. Da Forschungsförderung in Deutschland meistens auf zwei, höchstens vier Jahre begrenzt ist, kann eine solche Aufgabe also nur ein unkündbarer Beamter übernehmen. Andernfalls kommt Forschung nicht über Klein-Kleckerles-Ergebnisse hinaus. Einer der Gründe, warum deutsche Forschung inzwischen international so heillos ins Hintertreffen geriet.

Aber so einfach ist es gar nicht, in Deutschland Beamter zu werden. Und da liegt ein weiterer Grund für meinen Verlängerungsantrag. Ich hatte nämlich noch eine Rechnung offen mit einem Medizinalrat eines Gesundheitsamts. Der musste mir nämlich seinerzeit bescheinigen, dass ich gesundheitlich für die Stelle als Beamter tauglich bin, tat das aber nicht. Grund: Schweißfüße. Ich trug damals noch Strümpfe und Schuhe, war noch nicht der „Barfüßer von Tübingen“, wie ich später titulierte wurde. Auf Grund eines Trotz-Gens, das auch sonst in der Familie meines Vaters verbreitet war, entwickelte ich im Gegensatz zu meiner Mutter, die an zu kalten Füßen litt, entschieden zu viel Hitze. Das war jedenfalls für diesen Medizinalrat zu viel. Er prophezeite: Ich würde spätestens mit 40 nicht mehr fit sein für diesen Beruf.

Auf Anraten meines künftigen Chefs ging ich darauf zu einem anderen Gesundheitsamt, dessen Gutachter meine Schweißfüße nicht einmal auffielen. So wurde ich dann doch Beamter. Zu gerne hätte ich mich mit 65 nochmals von dem ersten Medizinalrat untersuchen lassen. Aber leider lebte er nicht mehr. Hätte ich mir eigentlich denken können. Bis heute können mir Ärzte nicht die Frage beantworten: Sind Schweißfüße eigentlich eine Schwäche, eine Krankheit oder im Gegenteil ein Segen?

Eine andere Frage konnte mir bisher auch niemand befriedigend beantworten: Warum legt man die Altersgrenze pauschal fest? Warum handhabt man das nicht von Fall zu Fall flexibel?

In einzelnen Berufssparten – zum Beispiel bei den Bergleuten; von den Fußballern sehe ich einmal ab – hat man schon lange erkannt, dass die meisten diesen Beruf schon mit 50 kaum noch ausüben können. Ansätze zur Flexibilisierung der Altersgrenze gibt es auch bei der Teilzeitarbeit. Wieso sind über diese Regelungen hinaus nicht Lösungen möglich, die auf Individualfälle zugeschnitten sind, wie lange, unter welchen Bedingungen, vor allem gegen welche Bezahlung jemand in seinem Beruf tätig sein will? Warum sind keine Verträge möglich, die auf Wunsch der Einzelperson auch später änderbar sind? Das gibt es doch schon heute bei Managern und Politikern. Ich höre als Gegenargument: Unternehmer und Ministerien müssten planen können. Gegenfrage: Konnten die das schon jemals? Und haben denn die keinen Computer?

Selbst die SPD, die ja seit Willy Brandt nahezu kein Fettnäpfchen ausließ und sich nichtsdestotrotz weiterhin wundert, dass ihre Resonanz in der Bevölkerung ins Bodenlose versinkt, hatte an dem Vorhaben „Rente mit 67“ nur Kleinigkeiten auszusetzen, was die CDU dazu anregte, ihre Vorstellungen weiter nach oben zu korrigieren: „Rente mit 70“ war der Stand bei Redaktionsschluss.

Ich schickte meinen Vorschlag, die Altersgrenze zu flexibilisieren, also an die Konkurrenz, unter anderem an Grüne, darunter an die Tochter der erwähnten Spielkameradin, die inzwischen in meiner Heimatstadt Kultursenatorin geworden war. Natürlich kam keine Antwort. Herman meinte überraschenderweise: „Wart’s ab!“

Eines Tages erhielt ich eine Einladung zur Verleihung eines Preises. Ich bezog das ausnahmsweise mal nicht auf mich, dachte, ich sollte nur zuschauen, wie der Preis einem übergeben würde, den ich kannte. Ich fragte Herman, ob er auch eine solche Einladung erhalten habe.

„Bist du verrückt,“ rief er aus, nachdem ich andeutete, alles kommentarlos mit Schweigen übergehen zu wollen, „der Preis ist für dich!“

Ich fiel aus allen Wolken, aber nicht, weil ich das erfreulich fand, sondern weil ich – wie immer, wenn ich gelobt werde – erst einmal gründlich nach dem Haken suchte.

„Von was soll ich da abgelenkt werden?“ antwortete ich, „zu was wollen die mich vereinnahmen?“

Ich hatte erst einen Herzinfarkt hinter mir und schwor mir seitdem, mich nur noch Aufgaben zu widmen, die mir wirklich wichtig erschienen.

„Aber der Heinrich-Böll-Preis!“ Herman wusste, dass Böll der erste Autor war, den ich aus eigenen Stücken also neben der schulischen Pflichtlektüre in mich hineingelesen hatte. Aber ich hatte schon gelästert, als ich erstmals vom Böll-Preis hörte: „Das hat Böll nicht verdient!“

Und überhaupt Preise. In meinem >Giftschrank< hatte ich schon vor Jahren bitterböse Aphorismen publiziert, unter anderem einen dialogischen Aphorismus:

Herman: Wie ich höre, bist du für den Nobelpreis vorgeschlagen worden.

Lewi: Und du meinst, ich soll erst einmal die Jury überprüfen, die solche Preise vergibt?

Herman: Sie wurde letztlich von Spitzenpolitikern zusammengestellt.

Lewi: Da prüfe ich lieber erst einmal, ob die zu erwartende Summe dafür reicht, hundert Leute zu beschäftigen, deren Arbeitsergebnisse dann in zehn Jahren wert sind, so viel zu verdienen. Fällt diese Prüfung positiv aus, stört mich auch nur wenig, welches Gelichter – man denke an die Physiker Lenard und Stark – solche Preise bisher erhalten hat.

Herman: Ich ahnte ja immer, dass du – einsam auf einem Gipfel der Selbstüberschätzung thronend – in Wahrheit an einem Schachertrieb leidest.

Wenn ich von meinem >Fälschungs<-Buch absehe, hatte ich unter dem Pseudonym Simenon alles im Internet publiziert. Da die >Fälschung< mehr Philosophie als Dichtung war, konnte ich den Preis nur für Sachen bekommen haben, die jeder im Internet nachlesen kann. Der Jury musste also auch klar sein, was ich über sie dachte.

Wir wissen, dass Handke mit seiner >Publikumsbeschimpfung< durchaus genau den Beifall bezweckte, den das Publikum dafür brav erteilte. Ich aber hatte das doch ehrlich gemeint!

„Also,“ sagte ich zu Herman, „will die Jury, dass ich den Preis ablehne. Die hat sich nicht auf einen Kandidaten einigen können und wählte als Ausweg eine Lösung, die außerdem noch kostengünstig ist.“

„Tu denen nicht den Gefallen.“ Herman wusste, wie er mich zu nehmen hatte: „Meinst du nicht, Böll hätte das verdient?“ Er sagte nicht: „Böll hätte das sicher gewollt.“ Auch mit verstecktem Lob konnte man mir nicht kommen.

Da zog weitaus mehr etwas Banales. Vielleicht hatte er auch den oben zitierten Aphorismus im Hinterkopf. Jedenfalls wies Herman schlicht darauf hin, dass die von uns geleitete Gesellschaft hoch verschuldet sei und dass ich auch sonst Resonanz für das gebrauchen könne, was ich für wichtig halte. Meine vorgegebene Öffentlichkeitsscheu sei doch ohnehin nichts anderes als Eitelkeit und Kritikempfindlichkeit.

Mit einem ziemlich unguuten Gefühl schrieb ich der Jury: „Ich nehme die Einladung an.“ Ich weiß nicht, ob der Jury klar war, dass ich mit dieser Formulierung die Option offen gelassen hatte, noch bei der Preisverleihung abzulehnen.

Zur feierlichen Verleihung des Preises trat ich in Teashirt, Jeans und natürlich barfuß auf. Auch sonst fiel es mir nicht schwer, den Trotzkopf zu spielen, der in seinen Barfüßen einen Magnet für Fettnäpfchen zu haben schien. Die Zuhörer bekamen immer längere Gesichter. Nur einige schmunzelten vor sich hin; das waren dann wohl die Jury-Mitglieder.

Dann aber distanzierte ich mich gedankenverloren von Handkes >Publikumsbeschimpfung<, sprach von Ichbezogenheit unter dem Mantel des Gegenteils und lobte die Jury für den Mut und die Risikobereitschaft, jemanden mit einem Preis auszuzeichnen, der sich so kritisch zu Preisen und Jurys geäußert hatte.

Erst auf der Feier danach schwante mir, wer mich bei der Jury ins Gespräch gebracht hatte, weil sie sich selbst als Jury-Mitglied vorstellte: die Tochter meiner Spielkameradin.

Mir kam in den Sinn, dass ich einmal einen Kollegen, der mehr Ehrendoktor-Titel erhalten hatte als Adenauer, einen mit Titeln begossenen Pudel genannt hatte. So kam ich mir jetzt selbst vor. Und Herman triumphierte. „Ich höre dich noch sagen: Preise sind dazu da, mundtot zu machen!“ Ich stotterte: Wie war

doch noch das Thema? Irgendwas mit 65, 67 oder 70. Ich denke, mein Zahlen-gedächtnis funktioniert noch. Laufzeitverlängerung – kommt mir hoch – der Entsorgung strahlenverseuchten Giftmülls in den Reichstag? Ja, ja und damit hatte die SPD irgendetwas zu tun. Oder war es die CDU? Aber über 65 Jahre? Und wie war doch nochmal mein Name?

„Hauptsache, du hast den Preis!“ witzelte Herman.

P.S. Inzwischen (wir befinden uns im September 2016, Also 6 Jahre, nachdem ich diesen Text erstmals auf meine Homepage gebracht hatte), diskutiert man ernsthaft die hier präsentierten Vorschläge im Bundestag, vermutlich weil sie von Rainer Jung (Leiter der Abteilung Öffentlichkeitsarbeit der gewerkschaftsnahen Hans-Böckler-Stiftung) aufgegriffen wurden, wenn auch mit Hinweis auf nicht angegebene Forscher, die angeblich herausgefunden hätten, dass Männer, die im Rahmen von Gleitzeit oder Vertrauensarbeitszeit über ihre Arbeitszeit selbst bestimmen können, länger arbeiten und dann auch noch mehr verdienen. Ich danke den zuständigen Politikern, dass die Pläne zu einer Flexi-Rente jetzt in die Tat umgesetzt werden. Kleiner Ergänzungsvorschlag: Man Sorge dafür, dass vor allem Frauen davon profitieren.

Stifter

Eine Schwarzenberger Kurzgeschichte

Ich war von Anfang an nie sonderlich beeindruckt, wenn Leute mich beeindrucken wollten. Werbung wandert bei mir noch heute ungelesen in den Müll. Ähnlich ging es mir in der Schule mit Dichtung, die mir Lehrer nahebringen wollten. Und das traf auch manche Dichtergroße. Und dann eben auch Adelbert Stifter, dessen >Bergkristall< damals zur Pflichtlektüre gehörte.

Und dann kriegten wir einen neuen Deutschlehrer. Feuchte war der einzige unter meinen 50 Lehrern, der mich wirklich beeindruckte. Seine Mischung aus Strenge und Verständnis, mit der er etwa mit einem Klassenkameraden umging, der sich nur aus Jux und Angeberei, wie es uns schien, als blinden Passagier in einem Flugzeug von Hamburg nach Bremen transportieren ließ, hinterließ bis heute nachhaltige Spuren in meinem Leben.

Und dann schenkte mir mein Lieblingsonkel Karl eine Karte für eine Aufführung von Schillers >Räuber<. In der Arbeitergegend, in der ich aufwuchs, gab es eine Kino-Bande, die regelmäßig die damals lukrativen Kino-Kassen überfiel. Deren Anführer, mit dem ich quasi aufwuchs, bekam eines Tages mit, dass ich Einfälle hatte, u.a. wie man zum Beispiel polizeiliche Ermittler auf falsche Fährten lenken konnte. Der versuchte mich für seine räuberischen Aktivitäten zu gewinnen. Schillers >Räuber< handelten also von mir.

Und dann erwischte Kleists >Michael Kohlhaas< den Gerechtigkeitsfanatiker in mir, der aus geringfügigem Anlass vor Wut dazwischen hauen oder vor Ohnmacht weinen konnte.

Diese Literatur war schon in meiner Schulzeit mehr als eineinhalb Jahrhunderte alt. Aber sie hatte mehr mit mir und meinen Problemen zu tun als irgendetwas sonst in der Schule. Feuchte, Schiller und Kleist öffneten mir in dieser Reihenfolge die Pforten in die Welt der Literatur.

Freilich: Stifter fand ich nach wie vor nur leer und langweilig. Feuchte wurde nach einem Dreivierteljahr schwer krank und schied aus dem Schuldienst aus. Sein Nachfolger wollte den Erzählstil in unseren Aufsätzen verbessern und warnte uns vor dem „... und dann...“ als einfallloseste Verbindung zwischen zwei Sätzen. Und dann fiel mir zufällig Stifters >Nachsommer< in die Hände. Ich schlug eine beliebige Stelle darin auf. Da fingen seitenlang die

Sätze mit „Und dann...“ an. Das zeigte ich diesem Lehrer. Und der stotterte nur: „Das ist mir noch gar nicht aufgefallen.“ Und dann war Stifter für mich endgültig erledigt. Dachte ich.

Immerhin Stifter hinderte mich nicht daran, Literatur zu studieren. Gleich am Anfang dieses Studiums geriet ich aber in die Vorlesung eines permanent übel gelaunten Literaturprofessors – Pyritz hieß er –, der mittags von 12 Uhr 15 bis 13 Uhr über Stifter las. Mehrfach bekam dieser Herr Professor Wutanfälle, wenn ein Student es wagte, vorzeitig Richtung Mensa aufzubrechen. Das war das Spannendste an der ganzen Vorlesung. Ansonsten war hier ein rhetorisches Genie zu bewundern, das es fertig brachte, einen Satz zu beginnen, und dann über unglaublich viele „Äh’s“ und ähnliche Zögerphänomene und noch mehr Einschübe und Nebensätze nach kaum jemals weniger als einer Viertelstunde in einem Riesengedankenbogen zum Satzschluss zu kommen, den er bewundernswerterweise auch stets fand.

Ich fühlte mich leer und langweilig in dieser Vorlesung. Mehrfach dachte ich daran, diese Vorlesung sausen zu lassen. Aber ich war gerade dabei, genau die Grenze meiner Belastbarkeit herauszufinden. Und dann erfuhr ich da auch noch, dass Stifter Oberlehrer war, und dass er seine berühmten Landschaftsschilderungen Coopers „Lederstrumpf“ und anderen zum Teil mittelmäßigen Elaboraten, sogar Reiseführern seiner Zeit zu verdanken hatte. Auf Grund eines Urheberrechts, wie wir es heute kennen, müsste er eigentlich als notorischer Plagiator hinter Gitter. Und dann schilderte der Herr Professor den >Nachsommer< mit den schier nicht enden wollenden Schilderungen von Landschaften, manchmal nur Gärten, und dass dieser Roman dann auf den letzten Seiten in eine unvergleichlich abgründige Dramatik stürzte. Und dann begann ich mit dem Hintergedanken, dass doch etwas dran sein könnte, mit der Lektüre dieses über 800 Seiten langen „Schinkens“, las sogar die letzten Seiten zuerst – was ich nicht hätte tun sollen –, bekam nicht mit, worum es ging, fing also ganz von vorne an, kam dann auf die Sätze, die seitenlang mit „Und dann...“ einsetzten und gab dann aus Leere und Langeweile frustriert auf. Ich dachte, für immer und ewig.

Und dann – das sollte ich nicht verschweigen, damit nicht der Eindruck entsteht, ich hätte mir keine Mühe gegeben – kurz vor dem Abbruch meines Studiums lernte ich noch einen Philosophiestudenten kennen, eigentlich ein Verehrer des Philosophen Heidegger. Der schwärmte von Stifter als dem Dichter, der in Leere und Langeweile wie kein anderer zwischen den Zeilen durchschimmern lassen konnte, worum es in der Welt ging. Man müsse dahin kommen, nicht nur so etwas wie den Untergang der Titanic Beachtung zu schenken. Man müsse

Simenon: Giftschrank

es auch lernen, ein halb im See versunkenes Feuerwehrboot aufregend zu finden, bis einen letztlich schon das Gewoge im See allein in Schwingungen geraten lasse. Natürlich hat mich auch das nicht beeindruckt.

Und dann nach vielen Jahrzehnten – ich war längst Oberlehrer und war im Unterricht Stifter stets erfolgreich aus dem Wege gegangen – kam ich nach Schwarzenberg, wo Franziska ihre Hütte hatte. Und da „stifterte“ es aus jedem Astloch, nur weil Stifter da einige Jahre seines Lebens verbracht hatte. An jeder Ecke, in jedem Winkel dieses Orts gähnte uns ein Hinweis auf den großen Stifter entgegen. Und dann kam der Dauerregen, der uns an unseren geliebten Ausflügen in diese herrliche Landschaft mit den Wäldern aus Bäumen, Heidel-, Him- und Brombeeren und natürlich den Pilzen und den vielen Findlingen hinderte. Was uns blieb, war Lesen und das in den wenigen Büchern, die die kleinen Regale der Hütte fassten, und dann außer Reise-, Wander- und Pilzbüchern – man errät es leicht – nichts als Stifter.



Ein Feuerwehrboot in einem See unweit Schwarzenberg (Foto: Else Schaudinn)

Und dann griff ich – wir hatten in der Hütte keinen Strom – im Kerzenschein eher in einem Anfall von Langeweile zu der Stifter-Novelle >Abdias<. Das gibt es doch nicht, dachte ich nach der blitzschnellen Lektüre und griff nach der nächsten Novelle. Ich fraß die nächsten Dichtungen gierig in mich hinein und endlich kam ich auch wieder an den >Nachsommer.<

Welch eine detailtreue Schilderung der Landschaft vor der Tür unserer Hütte. Und dann dieser Schluss! Man verstand seine Dramatik wirklich nicht, wenn man die 800 Seiten davor nicht gelesen hatte. Und es war mir schnurzegal, aus welchem Reiseführer Stifter das alles abgekupfert hatte. Ich las das, eigentümlich zu mir selbst gekommen.

Tags darauf besuchte uns Franziskas Enkel. Wir fuhren mit dem Auto hinaus in diese wunderbare Stifter-Landschaft. Im Radio gab es Cembalo-Musik von Bach.

„Darf ich etwas anderes einstellen?“ Der Enkel war gerade zehn geworden. Während ich mich schon wieder oberlehrerhaft einwerfen hörte: „Aber das ist doch die schönste...“ war schon ein anderer Sender eingestellt: „Das ist doch nur leer und langweilig.“

Und dann mein Kommentar: „Das ist mir noch gar nicht aufgefallen.“

Der Rentnerstreik

Es war einmal eine alte Witwe. Diese hatte zwei Kinder. Beide waren inzwischen auch schon über 50, der Sohn überdies arbeitslos, die Tochter behindert und arbeitslos. Der Sohn war verheiratet. Seine Frau war Bedienung in einer Trinkhalle und wurde weit unter Tarif bezahlt. Die Zeiten, da die Menschen in den Lokalen noch Trinkgeld zahlten, waren längst vorbei. Abermals zwei Kinder hatte der Sohn und seine Frau in die Welt gesetzt. Die waren ebenfalls inzwischen erwachsen, gerieten aber – weil sie an ihren Verwandten sahen, dass es legal nicht geht – auf die schiefe Bahn, wurden kriminell und drogensüchtig dazu und landeten in entsprechenden Anstalten. Es war klar, dass die Witwe und ihre Familie früh verarmten. Selbst die einfallsreichen Schuldenberater sahen keinen Ausweg aus der Schuldenfalle. Längst war alles gepfändet, was sie als ihren Besitz bezeichnet hatten. Sonnenbebrillte Muskelprotze mit zwei scharfen Hunden standen eines Tages vor der Tür und demolierten in der Wohnung auch noch das, was ihnen schon gar nicht mehr gehörte.

Da hatte die Witwe eine Idee. Sie sah in dem Verhalten ihrer Enkel und anderer Krimineller, dass sich so nichts grundsätzlich ändert. Die Politiker hatten seit Jahrzehnten über ein Grund-

einkommen diskutiert. Es war aber nur in einigen wenigen der reichen Länder zu einer Regelung in die Richtung gekommen. Hier musste man, das war das Ziel der Witwe, wie in den Arbeitskämpfen des 19. Jahrhunderts für Dampf sorgen. Das wichtigste Kampfmittel war damals schon der Streik.

„Rentner, die streiken“, sagte ihr Nachbar, der früher einmal Kommunist war. „Da lachen die Kapitalisten nur. Denen kann man doch nur zusetzen, wenn es um ihr Geld geht“.

Die Enkel der Witwe, die gerade wegen Banküberfalls im Knast saßen, hatten nach dieser Logik gehandelt. Die Witwe wäre gern für diese Enkel in den Knast gewandert, wenn deren Banküberfälle als generelle Lösung der Probleme in Frage kämen. Selbst wenn man die Einkommensverhältnisse neu regelt, so dass z.B. ein Bankdirektor so viel Geld erhält wie alle anderen, wie will man verhindern, dass die organisierenden Funktionäre dafür sorgen, dass sie auf Kosten der anderen zu einer Datscha kommen? Und um das zu ermöglichen, alle anderen versklaven, zumindest mundtot machen. „Was tun?“-, „Ich weiß“, sagte die Witwe, „vor langer Zeit schrieb ein später weltberühmter Politiker eine hochintelligente Schrift mit diesem Titel, jedenfalls intelligenter als seine spätere Politik, und humaner dazu. Aber Arbeitslose und Rentner waren auch da nur Lumpen“.

Die Witwe hatte inzwischen eine ganze Schar von Urenkeln. Die klebten an ihren Lippen, als sie bei der Wiedergabe ihres Traums bis an die Stelle kam. „Weiter, weiter“, schrien die Urenkel. „Ich weiß es nicht mehr“, antwortete die Witwe, „ich kann mich nicht mehr erinnern. Aber im Traum sah ich es noch glasklar. Ich weiß nur noch, dass die Rentner sich zusammensetzten und streikten“, „Und wie?“ schrien die Urenkel, „wie können Lumpen streiken gegen Banken“?

Da bekam die Witwe vor lauter Aufregung einen Herzinfarkt und starb. Und von ihrem Traum blieb nur noch ein Spiel übrig, das die Urenkel leidenschaftlich spielten und mal „Uromas Traum“ und mal „Lumpenstreik“ und manchmal „Rentnerstreik“ nannten. Die Banker hörten davon und sorgten alsbald dafür, dass das Spiel verboten wurde. Zuvor hatten sie noch überlegt, ob man etwas daraus nicht in Spielhallen oder Spielbanken integrieren könne. Dann kamen sie aber zu dem Schluss: „Zu gefährlich!“

Probleme mit Richtigstellungen

Aus gegebenem Anlass muss ich einige Missverständnisse klären:

- Die >Simpsons<, die Comic-Serie, stammt nicht von mir
- Ich habe nie behauptet, dass der Koautor der >Simpsons<, Sam Simon, mit mir verwandt sei. Ich denke auch, dass dahinter nicht mein Cousin Willi steckt, der in den 60er Jahren nach Amerika emigrierte
- Es ist auch nicht richtig, dass die Autoren der >Simpsons< mich wegen meiner Korplenz und meiner Glatze mit den 3 silbernen Haaren zum Vorbild für ihre Hauptfigur Homer Simpson genommen hätten

Ich erkläre hiermit – hoffentlich endgültig –, dass meine Schuld an diesen Missverständnissen allein in folgenden Sachverhalten zu suchen ist:

- Ich bin seit Beginn ein Fan der Serie
- Ich habe bei entsprechenden Anfragen zu energisch alle Beteiligung an den >Simpsons< abgestritten. Manchmal tat ich auch so, als wüsste ich nicht, wer die >Simpsons< sind
- Ich habe bei den >Simpsons< umgekehrt viele Anregungen für mein Werk erhalten
- Ich bin in Erscheinungsbild und Verhalten der Hauptfigur Homer Simpson mit den Jahren immer ähnlicher geworden
- Allerdings habe ich mich bisher vergeblich darum bemüht, wie Homer Simpson (vor Neid) gelb zu werden

P.S. Wegen der vielen Hinweise, dass ich mit dieser Richtigstellung nur erreichen würde, dass jetzt viele erst recht denken: da ist doch etwas dran, bitte ich um effektive Ratschläge, was ich denn machen soll, damit diese Gerüchte endlich aus der Welt kommen.

P.S. zum P.S. Leider kamen bisher nur für alle Simpsons unerfüllbare Ratschläge wie „Schweigen ist besser als Gold“ oder so. Liebe Leser: Strengt euch gefälligst mehr an mit euren Ratschlägen! Oder wollt Ihr auf meine Blödelstufe sinken?

Eine Liebeserklärung

In der Altstadt Tübingens von Schaufenster zu Schaufenster flanierend, begegnet Franziska und mir eine Frau, aufgetakelt wie ein von Lagerfeld gerade entlassenes Model. „Mein Gott,“ entfährt es meinen atheistischen Lippen, „dünn wie Bohnenstroh.“ „Es heißt: dumm wie Bohnenstroh,“ stellt Franziska nüchtern fest, ohne sich zu der Frau umzudrehen. „Meine oder weiß ich ja nicht. Dann eben wie eine Bohnenstange oder Strich und Faden.“ Franziska, nachdem sie sich umgedreht hatte: „Mein Gott, die ist wirklich hässlich!“ Ich: „Oh, danke für den Tipp“. Franziska: „Untersteh dich!“ Die Frau muss das mitgekriegt haben: „Danke für die Liebeserklärung.“

Eitle Männer

„Männer sind immer eitel“, so Franziska, die es wissen muss. Sie kannte sich in dieser Sorte Mensch aus. „Du bekommst eine Glatze“, sagte sie eines Tages. „Weiß ich“, sagte ich. Mein Vater hatte eine Glatze seit seinem 24. Lebensjahr. Mein Opa hatte ebenfalls eine Glatze, seit wann, verriet er nie. Weiter zurückverfolgen konnte man die Glatziösität, wie wir das nannten, leider nicht. Mein Opa war Waise und wusste nicht, wie sein Vater und dessen Vorfahren aussahen. Es gab auch keine Gemälde, die vorgaben, einen solchen Vorfahren wiederzugeben. Selbst dann musste man ja damit rechnen, dass die abgebildeten Haare in Wirklichkeit Perücken waren. Trotzdem war klar: auch ich würde eines Tages dran sein. Mein Bruder dessen Verstand ausreichte, um das für sich ebenfalls hochzurechnen, gab, anders als ich, von Jugend an erfolglos ein Vermögen aus für Glatzenverhinderungstinkturen. Er war drei Jahre älter. Ich hatte nicht drauf geachtet, denke aber heute, er hatte frühzeitig bei sich beobachtet, womit mich Franziska jetzt konfrontierte: „Du hast da ein Loch“. Nun, ich hatte natürlich mehrere Löcher, wie das die meisten Menschen von sich sagen können, denen Deformationen weitgehend fremd sind. Aber sie machte mit ihrem rechten Zeigefinger eine bogenförmige Bewegung über meinem Kopf. „Was?“ reagierte ich und überprüfte das mit zwei Spiegeln. „Tatsächlich!“ Glotzaugen soll ich gehabt haben, berichtete Franziska später. Dabei war ich doch stets auf so etwas gefasst.

Die Glatze machte seitdem immerhin erfreuliche Fortschritte. Als bald war ich bei den jüngeren Zeitgenossen der „Herr mit den schütterten Haaren“. Ich lernte Menschen kennen, die an

diesem irgendwie schon unbefriedigenden Zwischenstadium litten und ziemlich durchsichtige Maßnahmen trafen, die Frisur so hinzubiegen, dass die Mitmenschen denken sollten, die Haare stünden, wie einst, in voller Pracht. Selbst mein Bruder gab das eines Tages auf. Ich fand das von vorneherein albern und kämmte meine Haare von dem Loch aus, welches Franziska entdeckt hatte, nach allen Seiten nach unten und also auch nach vorn in die Stirn, ich erwartete ungeduldig die Vollglatze, die meine Vorfahren ausgezeichnet hatte. Aber das dauerte.

In dieser Zwischenzeit der schütterten Haare kam ich aus beruflichen Gründen nach München. Eine Mitarbeiterin hatte mit einem befreundeten Nachrichtensprecher des Bayerischen Rundfunks ein Frühstück organisiert. Der sprach mich zwischen zwei Schluck Kaffee und einem Semmelbiss an: „Warum kämmst du deine Haare ins Gesicht?“ Ich verstand erst nicht, worauf er hinaus wollte. Dann fuhr er mit seiner Hand über seinen Kopf. Es war mir schon vorher aufgefallen, dass die Haare über seiner Stirn ziemlich spät einsetzten. Er hatte diese außerdem nach hinten gekämmt und präsentierte jetzt stolz seine Stirnglatze. „Seht ihr, keine Lattenplatte“.

Vermutlich hielt er es wie ich für albern, seine Mitmenschen über die beginnende Glatze in irgendeiner Weise hinwegzutäuschen. Was ich aber eine gewisse Zeit nicht kapierte, war, dass ihm etwas selbstverständlich war, von dem ich geneigt war, eher das Gegenteil für selbstverständlich zu halten. Er ging anscheinend davon aus, dass Glatzen im Bereich der Stirn einsetzen und sich dann allmählich nach hinten vorarbeiten. Außerdem war er anscheinend der Meinung, wer das Haar ins Gesicht kämmt, so dass durch die Lattensträhnen die Platte dann und wann hervorglänzt, will nur eine beginnende Glatze maskieren. Für ihn war ich also im Verdacht zumindest des *corriger la fortune*. Er spielte umgekehrt das *faire face au sort*, den der mit dem Glanz seiner Glatze der übelwollenden Umgebung die Stirn bietet. Von verschiedenen Glatzenarten hatte er offenbar nie etwas gehört. Franziska, der ich das erzählt hatte: „Selbst im offenen Bekenntnis also sind die Männer eitel.“ „Warum nicht,“ antwortete ich wie immer, wenn man meiner Sorte Mensch etwas Kritisches nachsagte und verzichtete auch wie immer auf das langweilige Tit-for-tat-Spiel in dem von irgendwelchen gestörten Menschen erfundenen Geschlechterkampf.

Das Traurige an der Geschichte: Ich habe immer noch keine Vollglatze, und das mit 75. Stattdessen ergrauten meine Resthaare. Wie immer mache ich inzwischen aus der Not eine Tugend und präsentiere mich seit einiger Zeit als „Teufel mit den drei silbernen Haaren“ Und

Simenon: Giftschränk

manchmal füge ich, Bescheidenheit vortäuschend, hinzu: „Zum Herrgott mit Vollglatze hat es leider nicht gereicht.“

Zum Schluss noch etwas eher Peinliches. Es war lange vor dem Gespräch mit dem bayerischen Nachrichtensprecher, sogar lange vor dem Loch-Hinweis Franziskas. Ich war in den Urlaub an die Ostsee gefahren, hatte aber meinen Rasierapparat vergessen. Zurück aus dem Urlaub verriet mir ein Spiegel: Mir war ein kräftiger Bart gesprossen. Wenn ich davon absehe, dass ich es in einem Gedicht einem Geheimdienstler in den Mund gelegt hatte, weiß das bis heute niemand, außer natürlich Franziska. Ich übrigens anfangs auch nicht. Ich hielt es für normal, dass gewisse Flächen im Gesicht bartfrei bleiben. Nachdem ich aber daran ging in einem Anfall von Neugier, mir andere Bärte genauer anzusehen, fiel mir auf, dass meinem Bart offenbar etwas fehlte.

Frei heraus: Ich habe nicht nur eine Haupthaarglatze, sondern darüber hinaus noch eine Unterlippenglatze, und das anscheinend viel früher, gleichsam als Vorschein auf das, was mir bevorstand, und dann auch noch mit drei silbernen Haaren richtig hässlich in der Mitte. Den alten Rasierapparat hatte ich längst dem Müll überantwortet. Heimlich kaufte ich mir nun einen Trockenrasierer. Soll ich mir die drei silbernen Haare auf dem Haupt jetzt auch wegrasieren? Gehe ich dann endlich als Herrgott durch?

Franziskas Kommentar: „Männer sind nicht nur eitel, sondern meist auch entscheidungs-schwach.“

Knallerei

Für alle Deutschen von einschneidender Bedeutung bis heute gilt der 30. Mai 1945, das von den meisten Deutschen gefürchtete Ende des 2. Weltkriegs. Wir rätselten von Anfang an, wer auf die Schnapsidee kam. Jedenfalls ging es in Hamburg wie ein Lauffeuer um. Ausgerechnet im Tierpark HAGENBECK sollte es ein Feuerwerk geben.

Von GOEBBELS war es selbst uns Kindern vertraut, dass Volksbelustigungen und Unterhaltungsveranstaltungen dazu dienten, das Volk von Unangenehmem, v. a. bevorstehendem Unrecht, auch von Schicksalsschlägen abzulenken. Als Grundsatz galt: Den Glücksnerv treffen, damit sich die Menschen sogar mit ihrem Tod abfinden. Brot und Spiele, wie es die römischen Herrscher ihrem Volk versprochen, sollte jetzt durch Drogen unterstützt werden. Pervitin, wie Chrystal Met damals genannt wurde, wurde dem Kaffee der Soldaten meistens ohne deren Zustimmung beigemischt, war aber auch sonst relativ leicht zu besorgen. Über was sollten wir aber nach Ende des 2. Weltkriegs hinweggetröstet werden?

Wir konnten die Kunstfelsen des Tierparks HAGENBECK von dem Dach unseres Hauses sehen. Als wir die Knallerei in der Ferne hörten, kletterten wir Kinder durch die Dachluke am Schornstein vorbei auf den Dachfirst, was natürlich nicht ungefährlich war. Wir begleiteten die über den Kunstfelsen explodierenden Raketen schon vor den später eintreffenden Knallgeräuschen mit >oh< und >ah<. Das hatte wohl unseren inzwischen arbeitslosen Luftschutzmann LUBITZ, der in der Dachkammer neben dem Boden wohnte, über den wir zur Dachluke gekommen waren, aufgeschreckt.

>Was ist denn da los?<

Schweigen. Nur die Knallerei in der Ferne. Wir Kinder wussten, dass wir da nicht hinaufklettern durften.

>Was macht ihr denn da?<

Es dauerte eine Weile, bis wir nach dem Feuerwerk herunterkamen und dann kleinlaut dem Opa LUBITZ eingestanden, dass wir Zeuge eines Riesentheaters in HAGENBECKs Tierpark wurden, der mindestens 10 km südöstlich von uns im Hamburger Nachbarviertel STELLINGEN lag.

>Das Theater wurde wahrscheinlich noch vom Gauleiter angeordnet.<

>Wieso?< verrieten unsere Gesichter.

>Es gab einen Befehl, den Alliierten kein Waffenmaterial in die Hände fallen zu lassen. Alles sollte vernichtet werden.<

Allmählich dämmerte es uns: Was mit den Raketen in die Luft geschossen wurde, diente nur dazu, wenigstens das Schießpulver aus der Munition zu vernichten. Angenehme Nebenwirkung: Die Einnahmen von den Zuschauern. Als Glücksgefühl für uns Kinder blieb zurück:

>Wenigstens haben **wir** kein Eintrittsgeld bezahlt.<

Als am 27. Juli 1943 die Bomben des britischen Heldengenerals HARRIS in Hagenbecks Tierpark detonierten – auch unser Haus war damals beschädigt worden – war eine Folge, dass wochenlang viele Wildtiere, sogar Löwen und Tiger, ausbrachen und in Hamburgs Straßen die ohnehin verbreitete Panik verstärkten. Warum nahm man jetzt eine derartige Wirkung wieder in Kauf? Warum überhaupt diese Knallerei?

Übergänge

Es lag diesmal nicht an meiner berüchtigten Festmuffelei. Diese kam über mich, nachdem ich es gewagt hatte, an einem 11.4. 11 Uhr 4 zu meinem 11x4.=44. Geburtstag in einer Nische unterhalb der Wurmlinger Kapelle eine Feier zu eröffnen, zu der ich 150 Gäste eingeladen hatte und immerhin exakt 44 kamen. Eine Feier mit schwerwiegenden Folgen: Ich erwähne nur Partnerwechsel, gebrochene Herzen, sogar einen Toten, weigere mich aber das auszuführen, weil mir das alles zu nah geht und beim Erzählen, kaum dass ich damit anfangen, regelmäßig die Stimme verschlägt. Außerdem passt das nicht zum Thema.

Kurzum: Natürlich entschlüpft mir wieder einmal die Pointe an der falschen Stelle: Es bleibt mir also lediglich die von mir begründete analytische Version der Kurzgeschichtsschreibung, um diese Anekdotenleie einigermaßen zu strukturieren.

Ich habe den Jahreswechsel 2016 zu 2017 nicht nur nicht gefeiert, sondern sogar in einer Art Sturz in den Tiefpunkt eines schriftstellerischen Lebens auf dem Klo verbracht.

Ich weiß auch nicht, was sich die Körperlichkeit am Lebensende alles so einfallen lässt. Ich denke jedenfalls nicht, dass es die Aversion war gegen die unter Androhung von Exkommunikation schon nahezu vorgeschriebene Knallerei zum Jahreswechsel.

Augenzwinkernd bemüht man alljährlich den Aberglauben: Man vertreibe damit die bösen Geister. Faktisch täuscht man einmal wieder darüber hinweg, dass die Millionen, die man in der Luft verpuffen lässt, statt z. B. den Flüchtlingen eine Weile aus ihrer Not zu helfen, der Rüstungsindustrie mal wieder eine (wenn auch nur verhältnismäßig geringe) Nebeneinnahme verschaffen. Knallerei ist Krieg. Oder vorsichtiger formuliert: Das glitzernde Zerplatzen der Raketen wird als Leuchtfeuerwerk zu einer leichten Feier eines Kunstwerkes beschönigt, was

faktisch ein Vorgeschmack auf die uns im Krieg bevorstehenden Atombomben -Explosionen ist. Wir nähern uns dem Schönheitskult des Komponisten STOCKHAUSEN, der Nine-Eleven (das Selbstmordattentat in New York, dem Zigtausend Menschen zum Opfer fielen) zum Kunstwerk erklärte. Sind die Atompilze von HIROSHIMA und NAGASAKI nicht wunderschön? Was machen da schon die par zerstörten Kunstwerke in diesen Städten? Von den zigtausend Toten und den über die Jahrzehnte hinweg sich quälenden Verletzten unter den Lebewesen ganz zu schweigen. Das sind doch bestenfalls Kollateralschäden.

Ich schrieb gerade an meiner Kurzgeschichte >Die Geburt auf der Grenze und ihre Folgen<, als es auf dem Siedepunkt der Knallerei ausgerechnet mir passierte, der zeit seines Lebens an Verstopfung litt, exakt in der von den Atomuhren in unser Zeitempfinden geschmuggelte Schaltsekunde zwischen 2016 und 2017, dass mich urplötzlich ein Dünnschiss überfiel, wie ich ihn zuvor nicht kannte. Ich schaffte es nicht einmal ganz zum Klo. Die Hosen voll. „Zum Kotzen“, war kaum gedacht, schon geschehen. Ich hatte gerade vor, ein Loblied auf die Übergänge über die Grenzen, auf die Brücken, Stege, Tunnel und Schleusen, zu formulieren. Da machte mich meine Körperlichkeit darauf aufmerksam, dass nicht alle Übergänge so positiv oder auch nur harmlos sind, wie sie scheinen, ja mich sogar in die Scheiße reiten lassen können. Es war zu erwarten, dass der Arzt das Geschehen als Norovirus verharmloste.

P.S. 1: Um dem Einwurf meines Freundes JONAS zuvorzukommen: Nein, ich wollte nicht Bloom, den Helden des >ULYSSES< von James JOICE, übertrumpfen, habe nicht einmal an ihn gedacht.

P.S. 2: Natürlich nützte das nichts. Jonas mailt mir trotzdem: „Den Text habe ich natürlich in meinen Exkremental- und Abdominal-Zettelkasten aufgenommen. Und Leopold Bloom leidet ja weder an Verstopfung noch an Noro-Virus. Aber Joyces Ehefrau hieß Nora, er war ein Wäschefetischist, der es besonders gern hatte, wenn an ihren Höschen braune Streifen zu finden und zu beschnüffeln waren.“ Jonas hat – wie immer – recht. Erleichtert, dass mich Jonas vom Plagiats- oder gar Übertrumpfungsverdacht freispricht, kann ich nur kleinlaut vorbringen, dass ich von Blooms punktlosen Bekenntnissen auf dem Klo zuletzt vor fast 60 Jahren las. Da muss ein Daneben-Fetischist wohl mal wieder einiges durcheinander gebracht haben.

Das verfehlte Mittelmaß

Der Mensch ist das Maß aller Dinge, sagten schon die alten Griechen an der Wiege der europäischen Kultur. Maßhalten war im Mittelalter einer der höchsten Werte. Natürlich missverstanden das die Menschen zu allen Zeiten. Für die Griechen waren Sklaven offenbar keine Menschen. Seit dem Mittelalter haben nicht nur die Bayern das Maßhalten in den falschen (bzw. ursprünglich nicht gemeinten) Hals bekommen. In der Pubertät bemühten wir uns bei den allzu strengen Lehrern nicht aufzufallen. Unser Bemühen um Mittelmaß hatte in einem Fach den Erfolg, dass wir alle sogar noch im Abitur ein „befriedigend“ (= 3) bekamen, was ja nichts anderes heißt als mittelmäßig! In der Mathematik ging das voll daneben. In der schriftlichen Arbeit zum Abitur ließ ich alle von mir abschreiben. (Das war Mitte der 50 Jahre noch möglich.) Der Lehrer, dieses Filou, hatte meine Beihilfe zur Sünde des Abschreibens in Kenntnis meiner Aversion gegen alle Noten durchschaut, wollte das wohl aber nicht an die große Glocke hängen und kriegte es fertig, die Noten trotzdem wie die Gauß'sche Glockenkurve um das Mittelmaß „befriedigend“ streuen zu lassen. Einer fiel sogar durch. Er hatte versehentlich nach seitenlangem Abschreiben beim Kürzen $4:4=4$ (vier durch vier gleich vier) als stolzes Resultat zu Papier gebracht. Sein Protest (gegen den Durchfall) wurde später vom Lehrer gekontert: „Wenn ein Brückenbauer einen derartigen Bock schießt, fliegt er nicht nur aus dem Job, sondern die Brücke bricht auch zusammen!“ Mir hatte er – wohl aus Rache für meine Beihilfe zu der strafbaren Sünde des Abschreibens – nur ein >gut< (= 2) gegeben.

Ich bekenne, dass ich von allen Schülern, die ich kannte, am meisten Schwierigkeiten hatte mit dem Mittelmaß. In einem Fach gelang es mir das zu kompensieren, indem ich abwechselnd ein „sehr gut“ und ein „mangelhaft“ anstrebte und meistens auch erhielt, im Schnitt >befriedigend< . Der Lehrer am Ende des Schuljahres mit rotierenden Augäpfeln: „Simon, ein merkwürdiger Mensch“.

Legendär, weil häufig von mir erzählt, ist die Geschichte meiner Aufnahmeprüfung in die höhere Schule. Die Prüfer kamen von höheren Schulen und hielten uns tendenziell für Kinder, jedenfalls im Märchenalter. Also bekamen wir als Aufgabe im Deutschunterricht, Aesopsche Märchen nachzuerzählen. Ich war aber längst aus den Märchenalter heraus, interessierte mich für alles Technische und Handwerkliche und natürlich für Fußball. Ich höre mich noch zum Gelächter der anderen Prüflinge laut sagen: „Tiere, die reden. So ein Blödsinn!“ Die Folgen waren absehbar. Ich erdichtete reale Geschichten, die mit den nachzuerzählenden Märchen nur noch wenig zu tun hatten, und bekam wegen Themaverfehlung eine „unbefriedigende“

Note nach der anderen. Von den 800 Schülern, die in diesen 14 Tagen an der Oberschule am Kaiser-Friedrich-Ufer geprüft wurden, war ich also der schlechteste und das auch noch in dem Fach ‚Deutsch‘, das allein ausgereicht hätte, um mir den Weg in die höheren Schulen zu verweigern.

Einem Prüfer, dem ich schon vorher aufgefallen war, weil ich einem Nachbarn, der nicht weiter wusste, unerlaubterweise die richtige Lösung zugeflüstert hatte, hatte herausgefunden, dass ich unter den 800 Prüflingen umgekehrt der einzige war, der im Rechnen sämtliche Aufgaben richtig gelöst hatte. Das muss der Prüfungskommission ziemliche Rätsel aufgegeben haben. Jedenfalls ließ sie meinen Lehrer kommen, der dann wohl die Schuld auf sich nahm. Er hätte das Rechnen in den Mittelpunkt seines Unterrichts gestellt und darüber den Deutschunterricht vernachlässigt. So wurde ich „probeweise“ zur höheren Schule zugelassen. Dort stand in meinem Zeugnis schon nach einem halben Jahr: „Er ist der beste Schüler der Klasse.“ Ich selbst verstand mich nicht als jemand, der sich dazu irgendwie angestrengt oder geändert hätte. Die Lehrer waren nur andere. Natürlich lag es in der Logik meiner Rachewirkungs-Einbildungskraft, dass diese Aufnahmeprüfungen bald danach wieder abgeschafft wurden.

Mein Bemühen um mehr Mittelmaß endete überzufällig oft an Grenzen, die ich nur durch Anstrengungen in Richtung gegenüberliegender Grenzen einigermaßen Richtung Mitte zu kompensieren verstand.

Selbst in Spiel und Sport gab es ähnliche Probleme. Ich liebte beach-football über alles. Insbesondere am Strand der Ostsee einigten sich die spielwilligen Jungen, die sich zuvor nicht kannten, schnell auf ein Match. Zwei wurden bestimmt oder meldeten sich selbstbewusst, abwechselnd die Spieler für ihre Mannschaft aus der Schar der Spielwilligen zu wählen. Ich wurde anfangs regelmäßig zuletzt gewählt. „Haut und Knochen“ hatte man mich auch noch während meiner Studienzeit genannt. Heute wiege ich doppelt so viel. Das Mittelmaß muss ich dabei blackoutmäßig übersprungen haben, oder ich traue mir auch zu, dass ich das mit besonderer Raffinesse umkurvte. Jedenfalls: Null Erinnerung. Zwischen Skelett und Dickwanst verfehlte ich im Laufe meines Lebens offenbar auch gewichtmäßig dieses merkwürdig unfassbare Zwischending, das wir Mittelmaß nennen. Der Anblick meines Gerippes damals aber hieß offenbar: Mir traute man am wenigsten zu. Schon bei der Neuwahl zum nächsten Spiel wurde ich dann als erster gewählt.

Zugute kam mir bei diesem Spiel meine Reaktionsschnelligkeit. Ich war im Sprint auf den ersten Metern immer einen Schritt schneller als die meisten anderen. Beim 100-Meter-Lauf gehörte ich im Ziel eher zu den letzten. Beim beach-football kommt es aber auf die ersten Meter an. Wir spielten nicht mit Lederbällen; die blieben zu häufig im Sand stecken, sprangen nicht weiter. Der von uns bevorzugte Plastikball war nicht nur leichter, sondern sprang auch höher. Da aber der Strand weitaus unebener ist als ein Fußballplatz, war der Ball nach dem Aufprall für die meisten schwer berechenbar. Zu häufig schossen sie ein Windloch, d.h. ihr Fuß verfehlte den Ball oder traf ihn so, dass er in eine unbeabsichtigte Richtung flog. Reaktionsschnelle Spieler hatten hier Vorteile. Außerdem war ich beidfüßig. Ich konnte sogar einen Ball mit einem Fuß annehmen und ohne Zwischenschritt noch in der Luft sofort mit dem anderen knallhart im gegnerischen Tor unterbringen. Mit dem Kopf konnte ich hoch im Strafraum fliegende Bälle zwar auch mit einer Schleuderbewegung knallhart verwandeln, das aber merkwürdigerweise nur mit links. Dafür erledigte ich das Malen und Schreiben ohne Murren stets mit rechts, nur den Hintern wischte ich mir stets mit links ab. Erst später erfuhr ich, dass das in anderen Kulturen (zB bei den Indern) sogar Pflicht ist. Ist wohl auch hygienischer (wegen der Ansteckungsgefahr beim Händeschütteln).

Diese Fähigkeiten imponierten schnell die Mitspieler, nicht selten richtige Kraftprotze, denen ich z.B. im Boxen deutlich unterlegen war. Allerdings geriet dadurch auch das Ziel des Mittelmaßes in die andere Richtung aus dem Ruder. Alle meine Vorsätze, im Mittelmaß der Masse unauffällig zu bleiben, gingen immer wieder schief.

Mit 10 Jahren finden Jungen in unserer Kultur Mädchen nur albern. Ich hatte einige ältere Cousinen. Die schwärmten von meinen blonden Haaren, den blauen Augen und manchmal auch von meinen schwarz kontrastierenden Augenbrauen. War das lästig! Ich sollte nicht schwören, wusste ich schon damals. Aber ich schwur doch: Ich will hässlich, unansehnlich, wenigstens mittelmäßig werden. Schneller, als ich dachte, ging der Schwur in Erfüllung: die Brauen wuchsen wild zu einem kaum zu durchkämmenden Wulst; die Augen darunter bekamen einen Grauschleier und die Haare dunkelten nach, kriegten zuerst am Hinterkopf lichte Stellen, bis nur noch dünne Härchen die Glatze zierten, die mich zu dem machten, was ich heute bin: der Teufel mit den drei silbernen Haaren.. So war mein sehnlicher Wunsch nach Mittelmaß wieder einmal in die entgegengesetzte Richtung ausgerutscht.

„Erkenne dich selbst“, sagten die antiken Griechen, natürlich eine Umschreibung des Bemühens um Mittelmaß. „Alles dreht sich nur um dich“, fasste meine Frau unsere Beziehung zusammen, „um dich und dein Mitte“. „Nein“, meinte sie auf meine Nachfrage, „ich meine nicht dein Hirn, nicht dein Herz, nicht deinen Nabel. Nein, deine Mitte sitzt noch tiefer. Und freu dich nicht zu früh. Auch da bist du kein Mittelmaß. Nein, auch nicht mehr als Mittelmaß.“ Ich fühlte mich wie Pius II, als ihm schwante, dass Copernikus mehr recht hätte als er und die Heiligen und mit ihnen ihr Gott und ihre Schriften, dass die Erde also nicht die Mitte der Welt ist, um die sich die Sonne und die Sterne drehen, dass damit auch nicht Rom die Mitte der Erde und er selbst nicht die Mitte Roms sei.

Ist denn Mittelmaß so erstrebenswert, stellte ich eines Tages meine ganze Zielsetzung in Frage. Willkür und Unsicherheiten lassen sich ausnutzen. Solange die Mitte als erstrebenswert gilt, lässt sie sich nicht nur in der Politik für konkrete Ziele ziemlich beliebig vereinnahmen. Als Kleinkind bin ich die Mitte der Welt. Nicht wenige Menschen werden in ihrem Leben diese Fixierung auf die Mitte nicht los. Päpste und Diktatoren z.B. verhalten sich jedenfalls häufig so wie Kleinkinder. Retardierungen nennt man dieses Festhalten an Eigenschaften von Kleinkindern. Mit ‚Verzögerung‘ ist es schlecht eingedeutscht. Es soll Kinder gegeben haben, die ihre ausschließliche Fixierung auf Muttermilch als Nahrungsquelle erst mit den Milchzähnen verloren haben. (Ich übrigens nie, wenn auch in der Form viehischer Ersatzmilch.) Eine Schlange, deren Haut so stark ist, dass sie die Häutung verhindert, kann daran sterben.

Es gibt also Anzeichen dafür, dass wir die Fixierung auf eine Mitte als Krankheit diagnostizieren müssen. Dazu muss man offensichtlich mit Verweigerungen von Horizonterweiterungen aller Art rechnen. Mutter, Vater, der Kindergarten, die Schule, das Dorf oder der Stadtteil, das Land oder die Nation wären normalerweise Durchgangsstadien auf dem Weg zum „Verlust der Mitte“. In den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts gab es einen Bestseller des Kunsthistorikers Hans Sedlmayer mit diesem verräterischen Titel: „Verlust des Führers“, witzelten Kritiker wegen der Vergangenheit seines Autors.

Man unterschätze die Kraft der Retardierung nicht: Die Fixierung vor allem auf Autoritäten als Elternersatz war nicht nur in der Nachkriegszeit eine Massenerscheinung. Auch Intellektuelle und hochgradig Gebildete leiden gar nicht so selten an dieser temporären Massen-Retardierung, einer Orientierung an einer Mitte bzw. ihren vermeintlichen Stellvertretern und Wortführern oder deren (heiligen) Äußerungen. Lange Zeit und gelegentlich auch heute noch

verbreitet (selbst unter Wissenschaftlern bzw. unter denen, die sich als solche ausgeben) ist die Auffassung, die Erde sei die Mitte der Welt. Nach Copernicus und Galilei dachten auch Astrophysiker nicht selten, die Sonne sei die Mitte der Welt. Im Laufe der Erforschung des Universums entrückte die Sonne mit ihren Planeten immer mehr zu einer wenig auffälligen Randerscheinung in der Milchstraße, die ihrerseits immer mehr zu einer Randerscheinung des Universums wurde. Nicht oder schlecht anders deutbare Phänomene lassen heute sogar ernsthafte Astrophysiker annehmen, dass unser Universum nur eines neben anderen ist, deren Gesamtheit sie Multiversum nennen. Konnte man bei unserem Universum noch den Urknall als ursprüngliche Mitte voraussetzen, so verflüchtigt sich die Frage nach der Mitte also immer mehr ins Unendliche oder wie man es nimmt: ins Nichts. Die Geschichte der Erforschung der Welt endet also immer mehr in katastrophalen Frustrationen unserer Mittelmaßsucht. Kann es sein, dass diese Frage falsch gestellt ist?

Lange Zeit und lokal auch heute noch verknüpft man die Frage nach der Mitte mit der nach Sinn. Sinnvoll an der Sinnfrage (und erkenntnistheoretisch haltbar) ist sie als Frage:

Wer und was ist für wen und was warum und auf wessen Kosten von Bedeutung?.

Alle Menschen orientieren (bewusst oder unbewusst) ihr Handeln an Entscheidungskriterien. Diese Grundstruktur ändert sich nicht, wo versucht wird, diese Kriterien zu verallgemeinern, was an den Hochschulen meist in der Philosophie geschieht. Problematisch werden solche Verallgemeinerungen, wenn versucht wird, sie für andere verbindlich zu machen, was an den Hochschulen nicht nur in der Theologie geschieht. Die Auswirkungen von Orientierungen einzelmenschlicher Handlungen an ultraweiten Horizonten (Multiversum, Universum, Milchstraße, Sonne) dürften gegen Null tendieren. Umgekehrt haben Ableitungen von (in diesen Horizonten gewählten) Mitten auf die Orientierungen Einzelner ebenso wenig Rückwirkungen, wenn man sich nicht in die Gehege der Astrologie verirren will. Der Kampf der Kirche gegen Copernicus und Galilei und deren Forschungsergebnissen, nach denen sich nicht alles um die Mitte Erde bewegt, deutet bereits an, dass die Infragestellung dieser Mitte durchaus als eine Art Selbstkränkung verstanden werden kann.

Glücklich war noch einigermaßen die Barockzeit, in der man noch fest an Engel glaubte. Da konnte man sich definieren als „unselig Mittel-Ding von Engeln und vom Vieh“. Heute glauben wir nicht mehr an übermenschliche Wesen, höchstens an Aliens. Wir können uns also nicht mehr zweiteilen in Über- und Untermensch.

Ich bin nicht nur Linguist. Ich hatte auch beiläufig Mathematik mit dem Schwerpunkt Wahrscheinlichkeitsrechnung studiert. Ich lernte also Wörter wie Mittelmaß nicht nur in seine bedeutungstragenden Bestandteile (Morpheme) zu zerlegen, sondern auch exakt zu beschreiben, was als Mittelmaß gelten kann. Mittelmaß ist also linguistisch ein Kompositum aus zwei Substantiven und einem Sprosslaut (Mitte + [Sprosslaut I] + Maß). Ich gehe nicht davon aus, dass die Bedeutung des Kompositums identisch ist mit der Summe der Bedeutungen seiner Teile, und nicht nur wegen des Sprosslauts, von dem es umstritten ist, ob er überhaupt eine Nuance zur Gesamtbedeutung beitragen kann.

Die Mitte wird nicht nur in der Mathematik, häufig definiert als eine Größe zwischen den Extremen 0 (= nichts) und ∞ (= unendlich, alles). Die Extreme sind längst als mathematische Fiktionen ausgemacht, die man zum Rechnen braucht, die aber in der Wirklichkeit nicht fassbar sind. Die Mitte lässt sich normalerweise mathematisch exakt berechnen. Bei gegebenen Größen, z.B. der Länge der Nadeln einer Tanne, ergibt das den sogenannten Mittelwert – alltagssprachlich: Durchschnitt, um den die gemessenen Einzelwerte der Nadellängen (wie die Gauß'sche Glockenkurve) streuen. Auch der Mittelwert ist eine Fiktion, zwischen 0 und ∞ sogar von keinem Mathematiker exakt berechenbar. Solche Mittelwertberechnungen gehen selbst dann in die Irre, wenn man dem Mittelwert eine gewisse Bandbreite mit Toleranzschwelle zugesteht. Ohne Willkür sind auch solche Toleranzschwellen nicht zu bestimmen, auch dann nicht, wenn man sie z.B. als mittlere Streuung um den Mittelwert exakt festlegt.

Ich hatte mein Ziel ‚Mittelmaß‘ schon eine Weile nicht nur aufgegeben. Ich hatte mich sogar zu der Erkenntnis durchgerungen, dass es nichts Unsinnigeres gibt, als sich derartige Ziele zu setzen. Das Thema schien also endgültig abgehakt. Da passierte es.

Es war ein Tag vor meiner Entlassung in den Ruhestand. Da las ich im >Spiegel<, den viele für das zuverlässigste Magazin der Welt halten, wie viel die Deutschen im Schnitt monatlich verdienen. Und das war bis auf den Cent exakt die Summe, die ich seit Jahren monatlich bezog. Aber meine Befriedigung um das endliche Erreichen des Zieles Mittelmaß währte nicht lange. Schon in der nächsten Ausgabe las ich an ziemlich versteckter Stelle eine Anmerkung, dass die Statistiker bei der Ermittlung vergessen hatten, das Geld des Kanzlers (mit seinen 17.000 €) zu berücksichtigen. Damit lag ich zwar nur 2,1 Cent unter dem Durchschnitt, aber das hieß dennoch: Ich hatte auch an diesem Tag das Ziel Mittelmaß verfehlt. Außerdem

schrumpfte schon ein Tag danach mein Einkommen wegen der Versetzung in den Ruhestand auf Dreiviertel des ursprünglichen.

Diese Geschichte sollte in der Erstfassung eine Kurzgeschichte werden, hat aber wohl mal wieder das Thema bzw. die Gattung und damit das Mittelmaß verfehlt, und nicht nur weil ihr eine richtige Pointe fehlt. Auch in dieser Hinsicht verfehlt sie also, und zwar trotz aller Bemühungen über die vielen Fassungen hinweg, das Mittelmaß. Vielleicht hat jemand eine Idee, wie sich das reparieren lässt.

Statistik

Allwöchentlich ermittelt die Presse den Torschützenkönig der Bundesliga, manchmal auch eine Liste der „Assists“, d.h. der Spieler, deren Pässe zum Tor führten. Natürlich zählen da nicht die Eigentore. Aber auch sonst ist das Verfahren zur Ermittlung des Torschützenkönigs krass eigentorverdächtig, wenn auch typisch für Statistiken, jedenfalls für solche, die man in der Öffentlichkeit diskussionslos hinnimmt.

Ein Beispiel: Nils Petersen, torgefährlicher Stürmer derzeit bei dem von mir so geschätzten SC Freiburg, ist bekannt dafür, dass er aus den unterschiedlichsten Gründen nicht spielt. Nehmen wir an, er spielt in einer Spielzeit nur 1 Mal, und dann auch nur 60 Minuten, schießt aber 5 Tore. Trotzdem kommt er in keiner Torschützenliste vor (es sei denn gleich beim ersten Spiel der Spielzeit). Dabei ist sogar für Statistik-Laien nachvollziehbar, dass die Torzahl mindestens in Relation zur Einsatzzeit gestellt werden müsste. Auch sonst wird durch diese Statistiken fleißig abgesehen z.B. von der Spieltaktik der Trainer und den sonstigen Fähigkeiten des Torschützenkönigs. Er kann sogar der miserabelste Spieler auf dem Platz sein, hat nur immer da seinen Fuß oder Kopf hingehalten, wo das zum Tor führt. Bekanntlich ist es spieltaktisch unklug, torschützenverdächtige Spieler durch einzelne oder gar mehrere Gegenspieler, vielleicht sogar die besten Verteidiger, in Manndeckung zu nehmen. Dann sind andere Spieler so frei, dass sie gar nicht umhin können, Tore zu machen. Statistiken sehen von derart spielentscheidenden Phänomenen ab. Das ist nicht nur in der Fußball-Berichterstattung so.

Mathematisch geschulte Statistiker sind selbst Liebhaber aller Abstraktionen, erkennen daher manchmal gar nicht, wie sehr sich das dem nähert, was nichts als blanker Blödsinn ist.

Kreativität

Man spricht sie GOETHE, REMBRANDT und BEETHOVEN zu. Ich finde sie aber auch im Alltag, in Kleinigkeiten, nicht selten im Witz. Was passiert da eigentlich?

Einer unserer Deutschlehrer war ein entschiedener Verfechter des Frontalunterrichts, hielt sich wohl auch für ein Unterrichtsgenie, war jedenfalls mehr Schauspieler als Lehrer, versuchte uns für ihn zu begeistern mit der bekannten Wirkung, dass die meisten seiner Schüler in Sachen Selbstständigkeit und Einfallsreichtum unterentwickelt blieben. Der Lehrplan hatte es ihm aber wohl einmal vorgeschrieben, die Komposita durchzunehmen. Theatralisch stellte er den Stuhl, auf den er zuvor gesessen hatte, auf seinen Tisch. Frage an uns:

"Bildet mal ein zusammengesetztes Wort mit >Stuhl<!"

Einige antworteten brav, obwohl die meisten von uns 13jährig schon ganz tief in der Pubertät versunken waren: "Stuhlbank", "Stuhlbein", "Stuhllehne" usw. Dann, als sich keiner mehr gemeldet hatte, kam aus dem eher zusammengekniffenen Mundwerk des Kleinsten in unserer Klasse – nur wenige wussten, dass er der Sohn des Dichters Frank Thiess war – ohne Fingerzeig, fast dahingemurmelt:

"Stuhlgang"

Pause. Dann platzt aus allen das Lachen. Nur der Lehrer, der wohl seine Rolle als bewunderter Star fürchtete, schnauzte unseren Kleinsten an:

"Noch ein solcher Einfall und du kriegst einen Eintrag ins Klassenbuch."

Und gleichsam als Nachklapp hinterher:

"Und melde dich gefälligst, wenn du etwas zu sagen hast."

Simenon: Giftschrank

Nun ja, war natürlich nicht der kreativste Einfall. Aber für uns andere Schüler war unser Kleinstes spätestens von da ab der Größte. Außerdem wenn uns jemand danach gefragt hätte, was ein Kompositum ist, hätten wir unisono geantwortet:

"Sowas wie Stuhlgang."

Ich weiß, dass es mir wieder einmal kaum einer glauben wird, weil ich ja alt bin und das Erlebnis demnächst 70 Jahre her ist, wenn ich behaupte, dass alles wirklich so passiert ist. Ich höre schon, wie ihr mich jetzt unterbrechen wollt, weil ich ein Anhänger der Philosophie des Als Ob bin,

"Du meinst, als ob es so passiert ist."

Nein, ich bin felsenfest überzeugt, es war so. Sogar der Name Frank THIESS blieb mir im Gedächtnis. Weshalb ich das überhaupt im Gedächtnis behielt? Weil ich mir schon damals nicht zusammenreimen konnte, was da im Kopf unseres Kleinsten passiert, wenn er vor sich hin murmelt:

"Stuhlgang."

Ich erinnere mich nicht, denke auch, dass eher sein Vater sagte:

"Komm Kleiner! Deine Lehrer sind Arschlöcher"

oder vielleicht auch vornehmer

"...haben keinen Humor."

Jedenfalls verließ unser Held kurz darauf die Schule. Ich habe ihn nie wieder gesehen. Aber die Frage, was da eigentlich im Kopf passiert, wenn man so gedanklich aus der Reihe tanzt, beschäftigt mich noch heute.

Gut, inzwischen habe ich sehr viel gelesen, was meistens unter den Begriff >Kreativität< abgehandelt wurde. Hier nur das Wichtigste in aller Kürze.

1957, sechs Jahre nach dem Stuhlgang-Ereignis, waren in den USA sogar die Wissenschaftler beeindruckt von der Leistung ihrer russischen Kollegen, die es als erste in der Welt schafften, einen Satelliten ins Weltall zu schießen, der die ersten Bilder von der Rückseite des Mondes zur Erde funkte. Man nannte das alsbald den >SPUTNIK- Schock<. Die Amerikaner hatten wohl von den Deutschen des 3. Reichs nicht nur einige Wissenschaftler (per >Unternehmen Paperclip<), sondern auch deren Vorurteile Richtung Untermenschentum der Russen übernommen. Eine Folge des >SPUTNIK- Schocks< war, dass man an ihren Förderprogrammen für intelligente Menschen zu zweifeln begann und überhaupt an den Prozeduren zur Ermittlung von Intelligenz. Die IQ-Werte, die sie bis dahin bedenkenlos ihren Programmen und Prozeduren zugrunde gelegt hatten, basierten durchgehend allein auf Tests von Schnelligkeit und Quantität. Obwohl sie selbst in einer ungewöhnlichen, jedenfalls nicht vorhersagbaren Intelligenzleistung (wenn auch erst spät) erkannten, dass manche Messung das simple Ergebnis des Einflusses der Tester war (sie nannten das >interviewer bias<), blieben sie bei ihrer Theorie, dass Intelligenz angeboren sei. Man müsse beim Test nur alles Erlernbare draußen vor lassen. Die Russen kannten diese Art von Verfahren und Förderung von Intelligenz nicht, hielten sogar wenig von der Angeborenheit von Intelligenz, und hatten doch nach Ausweis ihrer SPUTNIK- Forschung etwas erreicht, was quantensprungweit dem voraus war, was westliche Intelligenz manchmal nicht einmal für möglich hielt.

Die Entwickler der Schnelligkeitstests kamen dann auf die Idee, Kreativitätstests zu schaffen. Sie erkannten zwar bald, dass Prüfungen durchweg kontraproduktiv waren für Kreativität. Sie entdeckten sogar, dass offenbar zu nahezu bei jeder kreativen Leistung so etwas Ähnliches wie Schlaf eine Rolle spielt. Zur Erforschung dessen, was sie dann Inkubationsphase nannten, zogen sie Experten, v.a. Neurologen, heran. Diese musste erst die Kernspintomographen für diese Aufgabe entdecken bzw. ummodellieren, damit sie die Nervenzellen ausmachen konnten, die in den Nächten vor der ersten Idee aufleuchten und denen man dann unterstellen zu können glaubte, dass sie an einer epochalen Erfindung beteiligt waren. Und das dauerte Jahrzehnte. Trotzdem schwant es diesen Wissenschaftlern vermutlich bis

Simenon: Giftschränk

heute nicht, dass da etwas im Ansatz nicht stimmt. Liegt es vielleicht daran, dass die Kreativitätsforscher mit ihrer Analyse der aufleuchtenden Hirnzellnetzwerke grundsätzlich immer noch so verfahren wie die Quacksalber im Mittelalter, die ja auch eine Krankheit, die man damals noch nicht Kreativität nannte, aus Spuren herauslasen, die sie in dem fanden, was wir als Ergebnis dessen betrachten, was wir noch heute "Stuhlgang" nennen?

Der stecken gebliebene Bissen

Der Blick eines Laien in den Dschungel des deutschen Gesundheitswesens

Wie man sich das Leben schwer machen kann, zeigt folgendes aktuelles Ereignis im Leben des Gérard Simenon. Zwei Fehler: einer am Anfang, der andere am Ende.

Ich weiß (andere v.a. jüngere merken das natürlich früher): Im Alter häufen sich die Fehler. Ich sollte minutiös bzw. pingelig genau alles so machen, dass dadurch wenigstens kein Schaden entsteht. Trotzdem jetzt wieder so ein Klopp, sogar ein Wiederholungsfehler. Und diesmal sogar wörtlich (oder wie mans nimmt) faktisch (das ist manchmal dasselbe) im Hals. Im Einzelnen:

Mittwoch, 3. April 2013 abends ½ 8 h mache ich mich über mein 0-8-15-Abendessen her: Kartoffelsuppe auf Rindfleisch mit Majoran, Zwiebel etc. Ständiger Spruch, wenn Muttern früher so etwas auf den Tisch stellte: „Kartüffelsupp, Kartüffelsupp un sünndags heurt dat noch nich upp.“

Fernseher angeschaltet. Als notorischer Doppeltäter fröne ich dem angeblich ungesunden Laster, beim Essen auch noch etwas anderes zu tun, zB Fernsehen. Gleich der erste Bissen Rindfleisch. Siedfleisch nennt man das hier im Schwäbischen. Tafelspitz andernorts. War mir als besonders zart verkauft worden. War es aber nicht. Schlucken, noch kräftiger schlucken. Der Bissen blieb im Halse stecken. Nicht vor, nicht zurück. Zwei-Finger-Operation in den Hals bringt nichts. Na ja, denke ich, gab's ja schon einmal, genauer: zwei Mal. Wird sich also wie damals spätestens nach einer halben Stunde auflösen. Weiter essen war aber nicht drin. Für

die automatisierten Schluckbewegungen gab es wegen ihrer Vergeblichkeit nur eine Lösung: ein Spucknapf musste her. Ich wusste gar nicht, dass ich während des Schlafes auch Speichel schlucke. Kaum eingnickt, prustete ich also alles in den Spucknapf. Die ganze Nacht also kein Schlaf. Auch das wusste ich früher nicht, dass der Geduldsfaden im Alter früher reißt. Inzwischen aber schon. Im Wissen darum wartete ich also den Morgen ab. Dann war es ca. 8 Uhr endlich so weit, und ich rief den Notarzt. Die Sanka kam diesmal auch relativ schnell und Notarzt wie Sanitäter geleiteten mich sogar durch die ganze HNO-Klinik, einen riesigen Neubau, durch (gefühlte) Tausend wartende Patienten bis zu der Anmeldung für Privatpatienten. Meine Privatpatientlichkeit, die ich nie herauskehrte (meiner Meinung nach sollten auch im Gesundheitswesen alle Menschen gleich behandelt werden) hatte der Notarzt meiner Versicherungskarte entnommen.

Ich war lange Zeit der Meinung, wenn man als Notfall in eine Klinik eingeliefert wird, kommt man gleich dran. Aber schon bei meinem Herzinfarkt im Januar 2010 musste ich länger als 1 ½ Stunden warten. Diesmal dauerte es noch länger. Nur fünf Patienten vor mir. Also bin ich gleich dran, dachte ich. 4-seitigen Fragebogen ausfüllen, den neuen nicht standfesten Spuckbehälter, den mir der Sanitäter mitgegeben hatte, jeweils in der linken Hand. Na ja, denke ich, wenn es denn der Gesundheit dient. Es dauerte trotz dieser Privilegierung etwa zwei Stunden, bis ich zu einer Ärztin vordrang, die meinen zwischen Husten und Spucken herausgekrächzten Worten die Anamnese entnahm und aufschrieb. Dann wurde ich quer durch das Riesengebäude – immerhin auf gleicher Ebene, also ohne Treppensteigen oder Fahrstuhl – zu einer anderen Anmeldestelle geleitet. Noch mehr Fragebögen. Das Pärchen, das neben mir saß, bekam mit, wie ich mehr fragend „schwanger?“ ausrief, „wieso fragen die mich so was?“ Der Mann meinte, auf meinen Wanst deutend: „Na ja, bei der Figur!“ „Ach ja, mein Fanti,“ antwortete ich, eingedenk des lästigen Umstands, dass der Wanst meine Freunde notorisch veranlasste, mir zu allen unpassenden Gelegenheiten irgendeinen Elefanten in zwei- oder auch in dreidimensionaler Wiedergabe zu schenken. Dann entfuhr mir auch noch der alte Witz: „Der Rüssel schaut ja schon raus.“ Krankheiten und Unfälle beeinträchtigen offenbar nicht nur das Gedächtnis, sondern auch die Fantasiekontrolle.

Die seitenlangen Fragen nach den unmöglichsten Details trieben mich alsbald dazu, da, wo genügend Platz war, die Antworten detailliertest und eben auf meine barocke Art umständlich zu beantworten. „Das ist doch nur eine Formalie,“ warf mir die Vorzimmerdame vor. Sie

übersah geflissentlich die darin steckende Ironie. Trotzdem oder auch deswegen unendliche Nachfragen. Alles kam natürlich in den Computer. Fragen nach den Mitteln, die ich wegen des seinerzeitigen Herzinfarkts einnehmen musste, blieben unvollständig. Ich konnte zwar die Mittel benennen, nicht aber wie sie munitioniert waren. Für alle Fälle hatte ich die Mittel in eine Plastiktasche gesteckt, aber zu Hause vergessen.

Den Fragebogen war zu entnehmen, dass ich keine Verwandten und Nachbarn habe, die sich um mich kümmern könnten. Man bohrte ungläubig nach. Meine Frau schwerstbehindert kommunikations- und bewegungsunfähig in einer Behindertenklinik ihrer Heimatstadt. Keine Nachkommen. (Vermutlich. Als Mann ist man sich da ja nie so sicher.) Die Eltern seit langem gestorben. Der Bruder Alkoholiker, 700 km entfernt. Meine geliebte Franziska vor vier Jahren gestorben. Mein liebster Nachbar Fritz erst vor kurzem gestorben. Wenige Monate zuvor Oskar gestorben, mein Vermieter, seine Wohnung unter mir noch nicht wieder bewohnt. Die Frauen in den Einliegerwohnungen verschwieg ich, weil ich wusste, dass sie beruflich momentan zu sehr gefordert wurden. Und andere Nachbarn hatten sich intensiv darum bemüht, mein Anfangsvertrauen, das ich jedem Menschen entgegenbringe, den ich nicht kenne, Richtung Null zu ruinieren. Drei Häuser weiter wohnten noch Personen, die ich akzeptiert hätte. Aber ich war unsicher, ob die dazu bereit gewesen wären.

Mitleidbekundungen verstecke der Leser bitte in seiner letzten Hirnwinde. Ich bin gerne einsam. Das war eben das Tolle an Franziska, dass auch ihr diese widersprüchliche Mixtur aus Einsamkeits- und Mitteilungsbedürfnis eigen war. Also nannte ich nur eine Mitarbeiterin. Anruf der Sekretärin; hielt das wohl für eine Fantasie-Nummer. Glücklicherweise hatte ich Helga vorinformiert. Aber es meldete sich nur ihr AB. Also sprachen die Sekretärin und anschließend ich auf den AB. Obwohl Helga auf dem nächsten Hügel mehrere Kilometer entfernt wohnte, sprach man hinfort nur von meiner Nachbarin. Nach einer Weile gab ich es auf, das richtig zu stellen.

Viele Blanko-Unterschriften unter lange, ungelesene Texte. Ich gab zwar damit an, zu den wenigen Schnelllesern Deutschlands zu gehören (ich ziehe die Bezeichnung: ‚Diagonalleser‘ vor)¹. Aber alsbald schaffte auch ich das auf die Schnelle nicht mehr.

¹ s. dazu <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/Lesetechnik20120905.pdf>

Blutentnahme: War wohl eine Studentin. Fand im Arm die Vene nicht. Stocherte drei Mal vergeblich nach Blut. Klar, als Anfänger, obwohl man diese gerne „blutig“ nennt, ist man noch lange kein professioneller Vampir. Also eine höher gestellte Person, obwohl auch noch blutjung. Negativ. Inzwischen war ohnehin der andere Arm dran. Dann der spätere Operateur. Er fuhrwerkte richtig im Arm unter der Haut herum und hatte so Erfolg.

Dann endlich die Inspektion durch einen jungen Arzt. Durch die rechte Nase in die Speiseröhre. An der Grenze zwischen Kitzelei und Schmerz. Dann wieder raus. Schweigen. Stattdessen Entscheidung: stationäre Behandlung. Als Laie kann man nur ahnen, was das bedeutet. Inzwischen hatte Mitarbeiterin Helga die Herzmittel gebracht. Später stellte sich heraus: Wäre nicht nötig gewesen. Der Operateur hatte dem Bericht der Kardiologie in der Klinikdatei auch die verschriebenen Mittel mit allen Angaben entnommen. Ich hatte ihn übrigens nicht explizit dazu autorisiert, irgendwelche mich betreffenden Akten einzusehen. Hatte ich wahrscheinlich irgendwo blanko unterschrieben.

Dann Einweisung in ein Zweibettzimmer. Nach weiteren Stunden des Wartens (es dürfte inzwischen 17 Uhr gewesen sein) die Operation. Der Oberarzt erklärt kurz die Vorgehensweise. Vollnarkose. Hatte ich noch nie gehabt, immer nur Lokalanästhesien. Aufgewacht bin ich in einem großen leeren Raum. Rechts von mir eine Schwester, die neben sonstiger Arbeit immer ausrief: „Tief atmen!“ Links von mir lag ein anderer mehrfach quäkelnder Patient. Der Lautstärke nach konnte die Anordnung „Tief atmen!“ über mich hinweg nur ihm gegolten haben. Meine Nachfragen beantwortet sie wie beiläufig: „Auch Sie“. Das klang, als hätten wir vorgehabt, ohne diese Anordnung nicht mehr zu atmen. Eine andere junge Frau, die sich mir nicht vorstellte, maß wortlos den Umfang meiner rechten Wade. Meine Frage nach dem Wozu blieb ohne Antwort.

Zurück ins Zweibettzimmer. Der ebenfalls bejahrte Neben-Patient hatte eine Operation hinter sich, ich denke, am Kehlkopf. Er konnte jedenfalls nur flüstern. Sehr sinnvoll, mich als Hörgeschädigten (links nur 20%, rechts 80%, ebenfalls durch einen HNO-Arzt verursacht) mit einem Flüsterer in ein Zimmer zu legen. Trotzdem haben wir uns schnell verstanden. Er setzte sich zu mir ans Bett. Er war Techniker, der aus Siebenbürgen kam, wo er zuvor Lehrer war. Als wir uns nach einem Tag verabschiedeten, hatte er gerade eine traurige Nachricht erhalten. An seiner Lunge war ein Fleck aufgetaucht. Wirkt auf mich als Relativierung meiner vergleichsweise leichten Beschwerden.

Der Operateur hatte sich noch abends nach der Operation angekündigt, um mir von seinem Eingriff zu berichten. Er kam aber nicht. Morgens erklärten mir die Schwestern, er werde gleich kurz nach 8 h kommen. Um 12 h war er immer noch nicht da. Meine zahlreichen Nachfragen hatten null Wirkung. Als er dann kam, überraschte er mich mit der Eröffnung, dass er in meiner Speiseröhre nichts gefunden habe.

Es ist nicht das erste Mal, dass Leute von meinem Namen SIMON auf Simulant kommen. Ich gebe gerne zu, dass ich häufig genug vorgebe zu lügen, wenn ich etwas Wahres behaupte, also Wahres als Lüge auszugeben. Das gilt auch für das Buch >Dieser Text ist eine Fälschung<, das ich 1997 unter dem Pseudonym ‚Gérard Simenon‘ veröffentlicht hatte und das bei manchen endgültig meinen Ruf als raffinierter Fälscher festigte. Umgekehrt nie; ich entsinne das jedenfalls nicht, erfordert auch eine nicht leichte Verhaltensumkehr. Entsprechend überrascht bin ich immer über solche Andeutungen. Ich habe es übrigens längst aufgegeben, solchen Verdächtigungen entgegenzutreten. Man bewirkt damit meistens nur das Gegenteil. Der Oberarzt händigt mir einen Kurzbericht aus, der genau das nahelegt: Simulant. Bezahlt das überhaupt die Versicherung, fuhr es mir durch den Kopf. Kein Hinweis auf die zuvor erfolgte Inspektion mit der Sonde und auf die Entscheidung: Vollnarkose etc. Aber vielleicht geht da meine egozentrische Fantasie etwas mit mir durch. Fakt bleibt: Eine von den vielen unnötigen Eingriffen in deutschen Kliniken, von denen gerade wieder einmal in den Medien die Rede ist.

Inzwischen hatte die Operation eine – wie man mir sagte – häufige Neben- bzw Nachwirkung: eine ausgewachsene Bronchitis und wegen der Hustenanfälle schon in der Nacht zuvor ein wundes Mundwerk. Die Infusion hatte erfreulicherweise die schmerzlindernde Wirkung, dass ich keinen Hunger und keinen Durst hatte. Ich hätte auch kaum etwas herunterschlingen können. Sogar mein Bedürfnis zu scheißen und zu pinkeln schien annulliert. Die Frage an den Operateur nach einem Mittel gegen Bronchitis und die Entzündungen im Mund blieb ohne Antwort. Ich schloss daraus, er wusste keines. Unvermeidliches Los, wenn man einem Nur-Spezialisten in die Finger fällt. Was gehen diese schon die Folgeschäden ihrer Eingriffe an? Ich holte mir später Rat und Mittel bei meinem Apotheker.

Der Operateur stellte mir frei, ob ich sofort oder tags darauf entlassen sein wollte. Auch im Hinblick auf ein in der Klinik offenbar nicht aufzutreibendes Gegenmittel gegen die Bronchitis entschied ich mich für eine sofortige Entlassung. Wahrscheinlich war ihm aber klarer als

mir, dass die Nachwirkungen der Vollnarkose noch lange andauern würden. Sie sind auch heute, 5 Tage nach der Vollnarkose noch deutlich virulent.

Am Sonntag, dem 7. April gegen 11 Uhr hatte ich trotz der Schwächung meiner Kräfte, unbedacht dem Bedürfnis nachgegeben, ein Vollbad zu nehmen. Das war mir ohnehin immer lieber als duschen. Normalerweise dauert das bei mir kaum länger als 5 Minuten. Aber nach gefühlten 30 Versuchen, auf ca. 2 Stunden verteilt, kam ich nicht aus der Badewanne. Alle Versuche endeten mit einem Riesenplantscher, der das ganze Badezimmer allmählich überschwemmte. Es lag nicht daran, dass ich etwa ausrutschte oder so. Allein weder in den Beinen noch in den Armen hatte ich die Kraft zum aufrechten Gang. Sofort fiel mir ein, dass hier wohl der Grund für das Umfang-Messen meiner rechten Wade zu finden sei. Narkosemittel haben vermutlich so etwas wie temporären Muskelschwund zur Wirkung.

Für 13 h hatte sich Tanya, eine andere Mitarbeiterin (eine Ukrainerin), bei mir angemeldet. Schien aber nicht gekommen zu sein bzw. meine „Kopfuhr“ täuschte mich: ich dachte allen Ernstes, die Uhr hätte die 13 längst überschritten. Dann noch ein weiterer Versuch, begleitet von selbstantreibenden Sprüchen („Ich schaff es, ich schaff es, ich schaff es!“). Und endlich stand ich in der Wanne, noch wackelig und in Gefahr, wieder zusammenzubrechen, fast wie ein frisch geborenes Kalb. Und mit dem Schritt über die Wannenkante war es vollbracht. Wie eine Vollnarkose einen schwächen kann!

Der Apotheker, dem ich in groben Zügen von dieser Geschichte erzählte: „Wer soll Sie beraten: eine kompetente Person oder der Chef?“ In der Tat kann ich vor allem den Krankenschwestern nur höchste Kompetenz attestieren. Gerade auch soziale Kompetenz mit viel Witz und Humor. Auf ihren Schultern liegt der größte Teil der Last, insbesondere, wenn so viele Menschen wie am Mittwoch zu behandeln sind. Wie schaffen die das nur? Wenn es ums Sparen geht, denkt man hauptsächlich an diese Schwestern und das Küchen- und Putzpersonal. Man gewinnt schnell den Eindruck, dass ihr Urteil auch weitaus kompetenter ausfiele, wenn es zB um die Besetzung der Chefetage ginge, kompetenter, als das von einem fachfremden Kollegen zu erwarten wäre. Aber da denken ja nicht einmal die verordnenden Politiker und Klinikvorstände an entsprechende Vorgaben.¹

¹ *Mein Freund Bodo, selbst Betroffener, bringt mich erst jetzt (nach Jahren) darauf, dass ich offenbar mit den falschen Ärzten zu tun hatte: Er ging nämlich mit entsprechenden Symptomen zu einem vietnamesischen Gastro-Enterologen. Der habe es gleich als eine Muskelverkrampfung in der unteren Speiseröhre*

Oh, mir wird gerade klar: Das ist jetzt schon der 3. Fehler, dass ich das niederschreibe. Ich leide offenbar an einem genetisch bedingten Fehler, der sich im Alter zunehmend als Fehler-teufel auswirkt, eine Art Alzheimer Spezial.

Ich komme also nicht darum herum gegenzusteuern, jeden Zweifel im Kern zu erdrücken: Für alle, die jetzt schon in den Startlöchern sitzen: Alles ist bis in die letzte Argumentationsraffinesse nichts als Lüge, auch das, wo der Leser gerade dabei war zu denken, dass was dran sei. Ehrlich gesagt: Ich habe auch bisher nicht an so etwas wie Rache gedacht, dass den Lesern bei der Lektüre dieser oder überhaupt auch der anderen Kurzgeschichten das Lachen im Rachen wie dieser Bissen stecken bleibe. Es würde ja auch nicht viel helfen, wenn ich jetzt offenbare, dass auch meine Rede von der Lüge, auf sich selbst bezogen, erlogen und erstunken ist. Wer hilft mir aus dieser Argumentationsspirale heraus?

diagnostiziert. Ich habe mich wieder einmal falsch entschieden: Die Speiseröhre ist offenbar nicht zum Hals, sondern zum Magen zu rechnen. Wieso überweisen mich HNO-Ärzte aber nicht an Gastro-Enterologen?

Der Ringfinger

Onkel Ekbert musste es gewesen sein. Der hatte immer so etwas Zupackendes und außerdem manches gegen Rituale und Institutionen wie die Ehe. Zu meiner Hochzeit stellte er anscheinend solche Aversionen zurück. Er drückte nur wortlos meine Hand. Dunkel habe ich in Erinnerung, dass es dabei ein Knackgeräusch gab.

Wenige Tage nach der Hochzeit ging ich mit meiner Angeheirateten und ihren Eltern in einem Baggersee baden. Wir warfen uns im Wasser einen Ball zu. Als wir wieder an Land waren, war es die Schwiegermutter, die als erste feststellte: „Wo ist denn dein Ring?“ In der Tat: er war futsch. Monate später wurde das Wasser des Sees abgelassen. Wir suchten in dem Schlamm nach dem Ring. Vergeblich. Die Schwiegermutter nahm es symbolisch. Und irgendwie hatte sie recht. Jahre später nahmen die Schmerzen im Ringfinger zu. Das Röntgenbild verriet: Der dritte Knochen des rechten Ringfingers war gebrochen und unbemerkt wieder zusammengewachsen, allerdings so, dass ein Splitter aus ihm, aber noch unter der Haut, herausragte und daher bei vielen Bewegungen Schmerzen verursachte. Operieren? Ich wusste, dass viele unserer urzeitlichen Vorfahren solche Brüche aufwiesen und damit bis ans Lebensende lebten. Ich müsste nur Onkel Ekberts Händedruck meiden. Dann ging es. Meine Verwandten, denen ich entsprechend meine Ängste vor Onkel Ekberts Händedrücken erläuterte, nannten ihn hinfort Knackbert.

Fremdwortsteuern

Die Kaiserzeit war die Zeit der Normen und Gesetze. Man konnte sich sogar einzelne Wörter patentieren lassen. Das traf eines Tages das Wort **Kartei**¹. Wer dieses Wort gebrauchte, musste sich das gegen Bezahlung und viel Bürokratie genehmigen lassen. Bibliotheken und wissenschaftliche Institute wichen stattdessen auf ein neues, wenn auch längeres Wort aus: Kartothek. Erst in der späten Weimarer Republik wurde das Recht auf das Patentieren einzelner Worte auf Firmen- und Warennamen beschränkt. Seitdem kann ich auch an dieser Stelle also wieder gebührenfrei das Wort Kartei benutzen.

Den mitten in der Kaiserzeit gegründeten Sprachverein hatten die Wortpatente auf die Idee einer **Fremdwortsteuer** gebracht². Zur Einführung einer solchen Steuer ist es aber sogar in Deutschland nie gekommen, allerdings nur, weil ausgerechnet Goebbels dagegen war. Wenn diesem Herrn der Machtwörter allerdings ein Wort wie ‚Katastrophe‘ nicht in die Politik passte, ließ er es gleich verbieten.

Es geht das (von mir nicht überprüfte) Gerücht, die Darmstädter >Akademie für Sprache und Dichtung< nehme heute die Goebbels-Laune zum Anlass, um wieder an die Einführung einer Fremdwortsteuer zu denken. Anglizismen sollen das Doppelte kosten. Die Bücherverbrennungen und die KZ-Einweisungen im Elsass für Sprachsünder wären natürlich nur ein Kollateralschaden dieser fundamental-puristischen Exzesse. Klar, nächstes Mal läuft es besser. Wer sagt eigentlich, dass es nicht noch schlimmer kommt?

¹ Zur Faktenbasis für dies und das Folgende s. Krajewski, Markus: *Zettelwirtschaft*. Berlin 2002, 158ff

² *Der Ruf nach Steuern für Fremdwörter ist sehr alt* (vgl. Schönfeld, Paul: *Berlin, eine französische Stadt. Vorschlag einer einträglichen Steuer. Von einem Deutschen [= Paul Schönfeld]. Berlin 1891*). In den *Versammlungen diverser Vereine gab es Sparbüchsen für diesen Zweck*.

(Eine weitere)

Richtigstellung

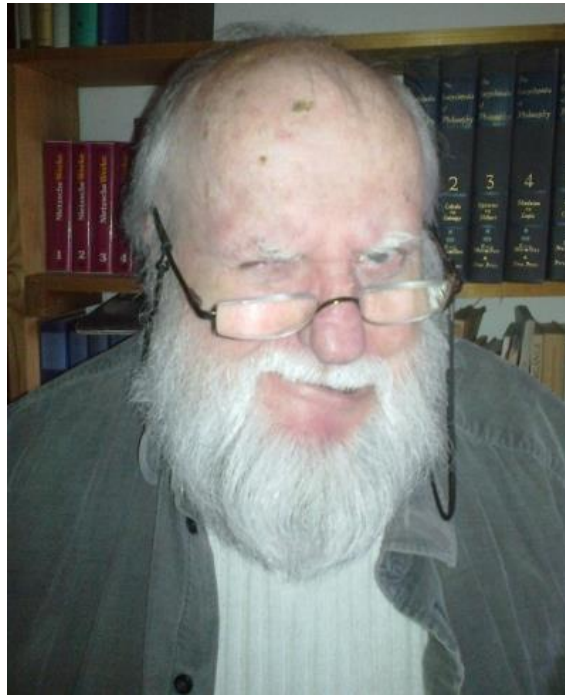
Vortext

In einem Artikel des Tübinger Tagblatts (>Das versteht doch kein Mensch<) vom 5. September 2013 glaubte die Mitarbeiterin Steuernagel, eine Passage in dem Votum des Kanzelkandidaten Steinbrück bei dem Duell mit Kanzlerin Merkel über die Angleichung der Pensionen an die Renten (wie vorher schon von der >Linken< gefordert) als berechtigt zu illustrieren, indem sie ein Gespräch mit einem Pensionär vorgab wiederzugeben. Dieser habe im Beruf zuletzt 3.924 Euro verdient und erhalte jetzt noch 3.111,65 Euro. Mir entging nicht, dass hier jemand die Grundrechenarten nicht voll beherrschte, verglich das aber erst einmal mit dem, was mir monatlich als Pension zur Verfügung steht, und kam zu einem überraschenden Ergebnis:

Haupttext

Wie kommt Ulla Steuernagel vom Tagblatt dazu, meine Daten, insbesondere aus meinem Konto unter falschem Namen (Kuckenburg gehört nicht einmal zu meinen Pseudonymen), dazu mit einem geschönten Foto öffentlich preiszugeben. Naja, mein Netto-Einkommen lag zuletzt um gut 140 Euro unter dem angegebenen. Auch hat man mein heutiges Netto-Einkommen kräftig nach oben aufgerundet. Außerdem bin ich kein Oberstudienrat gewesen, sondern akademischer Oberrat. Kann ja im journalistischen Alltag mal passieren. Ein Fehler hat das Tagblatt vermutlich aus der Informationsquelle (ich denke da an die NSA) übernommen: Die Beihilfe übernimmt nicht 60%, sondern 70%, nur bei bestimmten Sachen 50% und manchmal gar nichts, z.B. bei Brillen, wenn sich die Sehkraft vor Ablauf von 3 Jahren der Blindheit weiter angenähert hat. Gut, macht im Schnitt wohl schon 60%. Dafür wurden meine Versicherungskosten glatt halbiert.

Das Foto widerspricht völlig dem von mir gepflegten Bürgerschreck-Image. Das aktuelle Foto anbei verrät übrigens noch etwas sehr Intimes, was erst kürzlich mein HNO-Arzt diagnostizierte: Ich bin ein Schlitzohr.



Bürgerschreck und Schlitzohr Gérard Simenon. (Foto: Anastasia Antipova)

Einfach weggelassen wurden meine Sonderausgaben. Ich denke, dass es nicht simpel Behindertenfeindlichkeit war, dass die Kosten für die Unterbringung meiner Frau in einer Behindertenklinik überhaupt nicht berücksichtigt wurden. Da habe ich nämlich über Beihilfe und Versicherung hinaus einen Riesenbatzen zuzuzahlen. Nicht erwähnt wird infolgedessen, dass ich überglücklich wäre, wenn ich die 1200 Euro monatlich bekomme, die (wie das Tagblatt betont) Rentner im Durchschnitt erhalten.

Es ist sicher richtig, dass Pensionen im Gegensatz zur Rente völlig normal besteuert werden. Während meiner Dienstzeit konnte ich meine Ausgaben für Bücher, Kopien und andere Forschungsmittel meistens in einem Maße absetzen, dass ich gar keine Steuern zu zahlen brauchte. Von Pensionssteuern kann man das aber nicht. Es ist sogar umgekehrt, als es in Dienstzeiten war. Das zuständige Landesamt klärte mich auf: Pensionen sind eine Art Alimmente. Da kann man zwar Steuern erheben, aber nichts von diesen absetzen. Dass ich meine Forschung, die im Beruf mein Leben bestimmte, nach der Pensionierung weitertreibe, sei meine Privatsache. Ich gebe zu: Es ist weitaus schlimmer: Forschungssucht im Endstadium. Schuld ist aber der ehemalige Arbeitgeber, die Universität. Die hat mich unter Vorspiegelung, dass ich dort der Forschung frönen könnte wie schon im Studium, vor mehr als 40 Jahren als Beamten eingestellt. Damals war das noch das Einstellungsmotiv. Als die Uni merkte, dass

ich forschungssüchtig wurde, hat sie mir das zwar verboten. Aber natürlich trieb ich die Forschung nebenberuflich in aller Wollust weiter. Und ob man es glaubt oder nicht: ich konnte diese nicht nur voll von der Steuer absetzen, sondern erhielt dafür sogar eine Auszeichnung.

Wie ein Drogendealer hat die Uni mich also erst forschungssüchtig, dann durch Entzug gefügig gemacht und schließlich – was für Dealer allerdings ungewöhnlich, aber eine durchaus nachahmenswerte Idee ist – dafür auch noch köstlich belohnt.

Einen Tipp gab mir das Landesamt: „Machen Sie doch aus Ihrer Forschung einen Nebenberuf; da dürfen Sie bis zu 1000 Euro dazu verdienen. Von diesem Verdienst können Sie die Forschungsmittel wieder von der Steuer absetzen. Sie können auf diese Weise sogar jüngere aus ihrem Job drängen.“

Also richtete ich – als Beamter lernt man ja, vor allem ungeachtet der Folgen gehorsam zu sein – einen Beratungsdienst ein (hauptsächlich für andere Forschungssüchtige sozusagen als Dealer, auch das nachahmenswert), musste diesen allerdings nach einem Herzinfarkt wieder aufgeben.

Kurzum: Ich habe mich über meine finanzielle Situation nie beklagt: Aber wieso Frau Steuer-nagel aus meinem Fall die Erkenntnis folgert, die Pensionen müssten den Renten angeglichen werden, ist mir ein Rätsel. Wenn die Pensionen so viel mehr einbringen, warum gleicht man dann nicht die Renten den Pensionen an? Und was hat das mit Steinbrück zu tun? Der hat doch nur Beamte aus seiner Gehaltsklasse B im Auge, die im Schnitt das Zehnfache verdienen im Vergleich zu uns Mittelbauern.

Nachtext

Tut mir leid, wenn jetzt alle Leser meine übliche Schlussformel, dass alles, was ich hier behauptet habe, nichts als Lug und Trug ist, vermissen. Ich brachte sie nicht über mein Herz. Seit meinem Infarkt muss ich auch mit dem Gegenteil von Wahrheit schonend umgehen. Oder habe ich da meinen Kardiologen falsch verstanden?

(Anmerkung für Wissenschaftler, die nicht nur interdisziplinär, sondern auch interkulturell denken:

Für mich ist das Vergleichen die dominierende Operation in unserer Kultur. Überall vergleichen wir auf Deibel komm mal raus. Nur wenige merken, wie häufig das in die Hose zu gehen pflegt. Ich sehe einmal davon ab, dass die Unterscheidung von Lohn- und Gehaltsempfängern, und also von Pensionen und Renten kaum mehr als ein Relikt aus den Verhältnissen in früheren Ständegesellschaften ist. Pensionen und Renten vergleichen erinnert an das mit den Birnen und Äpfeln. Ich habe das schon in den Texten >Daneben formuliert< und >Das verfehlte

Simenon: Giftschrank

Mittelmaß< thematisiert. Die meisten Menschen sind der Überzeugung: Was anschaulich und speziell daher kommt, das stimmt auch. Man nimmt das auch in der Wissenschaft nicht selten als repräsentativ. Auch Wissenschaftler pflegen dem Anschaulichen und Speziellen nicht auf die Finger zu schauen. Auch sie zappeln durchweg in naheliegenden Repräsentativitätsfallen. Auch obiger Text versucht, anschaulich und speziell daher zu kommen. Wo liegt der Unterschied?)

links und rechts

Wie käme ich dazu, Jandls berühmtes Verwechslungs-Poem zu überbieten. Hier nur in aller Beschränktheit eine meiner üblichen Anekdoten von anno dazumal.

Als ich, kaum der Sprache mächtig, meinen Vater frug, wo denn links sei, nachdem er bemerkte, dass ich beim alsbald über alles geliebten Fußball Tore mindestens ebenso häufig mit links erzielte, kam schon damals die für Erwachsene unvermeidliche Antwort: Links ist, wo der Daumen rechts ist. Das untermauert durch eine höchst illustrative Demonstration: Die eine Hand mit der Handfläche nach unten, die andere nach oben.

Noch etwas brachte mein Bemühen um ein exaktes Links-rechts-Bestimmung in der Folgezeit regelmäßig durcheinander. Meine Mutter hatte, wie sie sagte, am linken Auge in der ansonsten blauen Iris einen kleinen kaum sichtbaren braunen Webfehler, der ihr äußerst peinlich war. „Warum kann der nicht wenigstens rot sein“, sagte sie, wenn sie – im Herzen Kommunistin – in den Spiegel guckte. Von mir aus war das aber das rechte Auge. Dann nahm sie mich im Bad in ihre Arme, hob mich zu dem einzigen Spiegel in der Wohnung hoch und zeigte mir, an dem Webfehler in ihrer Iris, wo links ist. Da sie Spiegel verabscheute, führte ich das analog auf einen Zauber zurück mit der Wirkung, dass ich immer noch nicht wusste, wo links und rechts ist. Eine Rolle spielte dabei, dass der Zahnarzt den Schmerz beim Ziehen eines Milchzahns – wie er betonte – unten links lokalisiert hatte, obwohl ich diesen im Spiegel rechts sah. In der Schule wurde meine Links-rechts-Schwäche im Biologieunterricht indirekt noch verstärkt durch eine Oben-unten-Schwäche. Da lernten wir, dass wir die Welt durch unsere Augen eigentlich verkehrt rum sähen und erst das Hirn sie vom Kopf wieder auf die Füße stellte. Bis heute bin ich vollauf damit befasst, in dieses Chaos und diese Verwirrung Ordnung zu bringen.

Meine Oma war eine geborene Lühmann und wie die meisten Lühmanns unglaublich weiterherzig, besonders uns Kindern gegenüber. Sie wies die Erwachsenen, auch ihre 4 Söhne unter diesen, nur selten zurecht. Aber bei dem Links-rechts-Spruch mit Hand-oben-unten-Demonstration griff sie regelmäßig ein. So auch jetzt: „Wie soll denn der Jung lernen, was links und rechts ist, wenn ihr so einen Quatsch macht.“ Sie war jedenfalls die einzige, die sich in die Situation eines Vierjährigen versetzen konnte. Sie hatte ein Gespür dafür: Witze auf Kosten von Kleinen und Schwachen, das geht gar nicht. Aber es war ja NS-Zeit, und da war es nicht nur an der Tagesordnung, es wurde sogar gefordert, auf die Kleinen und Schwachen herumzutampeln.

Dabei hatte meine Oma eine sagenhafte Beobachtungsgabe. Ich war etwa 7 Jahre alt. Jedenfalls kurz vor dem Ende der NS-Zeit blättert sie, nachdem sie sich nach dem Mittagessen zu uns an den wärmenden Kachelofen gesetzt hatte, in einer Illustrierten, liest darin, wobei sie wie viele ihrer Generation die gelesenen Wörter vor sich hin flüstert, kommt zuletzt zur Titelseite, stutzt und ruft dann beim Anblick des ganzseitig abgebildeten Hitler aus: „Der hat ja seinen Scheitel links!“

In der schweigenden Runde ihrer zahlreichen Nachfahren spürte man, wie sich die Ohren spitzten. „Tatsächlich!“ sagte meine Mutter, nachdem die Illustrierte die Runde gemacht hatte. Vater, der immer Angst hatte, dass die Gestapo die kommunistische Vergangenheit meiner Eltern entdeckte: „Sagt das niemandem weiter!“

Vermutlich war der linke Scheitel seinerzeit niemandem aufgefallen. Auch im Archiv fand ich in den Akten über Zensurmaßnahmen nichts dazu. Kann natürlich sein, dass ein Redakteur den Film mit dem Führerfoto einfach umgekehrt hatte, vielleicht auch absichtlich als einer der hilflosen Proteste gegen die vorab bekannt gewordene Nachricht, dass die meisten Zeitschriften auf Bormanns Befehl ab August 1944 ihr Erscheinen einstellen mussten.

Jandls Links-Rechts-Poem lernte ich übrigens erst während meines Studiums kennen.

Die Nische des Sisyphos und die Geburt der Kultur

Ihr wisst, dass die alten Griechen sagten, und viele Biologen sagen es noch heute: Das Neue kommt aus der Nische.

Unter den vielen Sisyphos-Sagen gefällt mir am meisten, dass dieser antike Held angesichts des Todes seiner Frau verboten habe, ihn zu bestatten. Als man ihn dann doch bestattete, kam er gegen den Willen der Götter aus der Unterwelt ins Leben zurück und bestrafte alle Beteiligten, vor allem die Besitzer der Bestattungsfirmen und ihre Handlanger, meist einfache Gärtner, mit lebenslangen schlafraubenden Alpträumen. Als Strafe der Götter für das Verlassen der Unterwelt nahm Sisyphos gerne seinerseits in Kauf, immer wieder einen riesigen Felsen den Olymp hinaufwälzen zu müssen, wohl wissend, dass er kurz vor dem Gipfel aus seinen Händen gleiten und ins Tal hinabpurzeln würde.



Die Nische des Sisyphos (Tuschezeichnung Franziska Schaudinn)

Nach einer apokryphen Überlieferung landete der Fels eines Tages beim Sturz in die Tiefe in einer Nische und verklemmte sich dort derart, dass ihn bis zum heutigen Tage niemand aus dieser herauszerren konnte. Angezogen von einem fremden Leuchten, schaute mancher seitdem in diese Nische, bemerkte an dem Fels seltsame Gestalten und verfiel diesen und wirkte alsbald mit, was wie lebloser Stein aussah, in sein Gegenteil zu verwandeln. Dieser Tradition war allerdings nicht zu entnehmen, was der Geschichte später häufig angedichtet wurde, dass dieser Nische vier Kinder entstiegen: Kunst, Musik, Poesie und Wissenschaft, eines schöner

als das andere. Als die Götter diese Kinder in der Nische aberwitzig nackend tollend sahen, erbarmten sie sich des Sisyphos, holten ihn in die Unterwelt zurück und bedeckten die allzu nackten Kinder mit dem Mantel der Kultur, genauer: pferchten sie ein in das Gefängnis der Verwaltung. Und natürlich denkt niemand mehr daran, die Kultur den Berg hinaufzuwälzen. Wozu auch? Man sollte stattdessen ausrufen: Es lebe die Nische!

Der Geburtstag des ungeborenen Gérard

Wie man weiß bzw. wissen kann, wenn man diese Textsammlung liest, publiziere ich vieles unter dem Pseudonym Gérard Simenon. Nur wenig wissen aber, dass es in Belgien unter diesem Namen wirklich einen Gérard Simenon gab. Ein entfernter Verwandter des Krimi-Autors George Simenon. Der hatte sein Leben lang Probleme mit der Polizei und dem Zoll und entwickelte eine regelrechte Allergie gegen Uniformen aller Art und überdies eine ausgeprägte Grenzphobie.

Dieser Gérard war ein Jahr älter als ich, im Jahre 1936 geboren. Sein Vater hatte aus Sparsamkeitsgründen die Zeugung so terminiert, dass die Geburt exakt auf den 29. Februar fallen sollte. Er dachte, einmal in vier Jahren, also nur in den Schaltjahren, Geburtstag feiern, da spart man eine Menge Geschenke.

„Na, wie sieht es aus?“ frug der zukünftige Vater einen Monat zuvor seine Frau, nachdem sie von ihrer Hebamme gekommen war. „Alles im Lot“, sagte die zukünftige Mutter, „nur: Wir dürfen ab jetzt nicht mehr miteinander schlafen. Außerdem soll ich viel Schokolade essen.“ „Warum denn das?“ „Sonst kommt das Kind zu früh, meinte die Hebamme.“ Missmutig fand sich der Vater in dieses Dilemma.

Die Mutter ließ aber die Schokolade erst einmal beiseite in der Hoffnung, das Baby käme vor dem 29. Februar. Sie wollte ihm nämlich die Hänselei der zukünftigen Spielkameraden ersparen. Die Hebamme hatte ihr erzählt, am 29. Februar Geborene würden noch in ihrer Kindheit als „Hexenkinder“ gemobbt. Als das Baby aber noch am 28. Februar keinen Anlass sah, die wohlige Wärme des Mutterbauches zu verlassen, fraß sie plötzlich, als ob sie heißhungrig wäre, von dieser edlen Süßspeise.

„Was machst du denn da?“, explodierte der Vater aus Angst, das Baby könnte nicht termingerecht das Licht der Welt erblicken, als schon die Wehen einsetzten. Die Hebamme kam und versuchte alles, um die Geburt zu verhindern, zuletzt, indem sie einen Pfropf in die Scheidenöffnung einführte. Die Mutter schrie den ganzen Tag wie verrückt. Gegen Mitternacht gab es kein Halten mehr. Zuerst flog der Hebamme der Pfropf ins Gesicht, so dass sie kurze Zeit bewusstlos am Boden lag. Als sie wieder zu sich kam, hatte die Mutter das Baby, obwohl noch nicht abgenabelt, schreiend im Arm. Als die Hebamme auf die Uhr schaute, war es exakt eine Minute nach Mitternacht. Mutter und Hebamme waren überglücklich, der Vater allerdings weniger und schwor insgeheim, den Sohn nie wieder eines Blickes zu würdigen.

In ihrer Glückseligkeit oder aus Veranlassung ihres Unbewussten aber hatte die Hebamme in ihrer Bescheinigung als Geburtstag den 30. Februar eingetragen. Es ist nicht bekannt, ob der Beamte am Einwohnermeldeamt sich ins Fäustchen lachte oder es gar nicht merkte, jedenfalls stand von da an in dem Pass von Gérard Simenon als Geburtstag in aller Deutlichkeit: 30. Februar 1936.

Schon als Kind, wenn die Eltern die Grenzen Belgiens verlassen wollten, wurden sie tagelang wegen Fälschungsverdachts festgehalten. Einmal wurden sie auch als Kindesräuber angeklagt. Die Hebamme und der Beamte am Einwohnermeldeamt lebten nicht mehr. Aber auch so fand das Gericht keine Handhabe, ein Delikt zweifelsfrei nachzuweisen. Als Gérard ins Erwachsenenalter kam, stellte er einen Antrag, dass in seinem Pass das Geburtsdatum von 30. Februar in 1. März geändert werde. Vergeblich. Auch in Belgien wiehert der Bürokratenhengst, wenn auch mit einem Lachen hinter vorgehaltener Hand.

Gérards Vater merkte erst bei den ersten Schwierigkeiten mit seinem Sohn bzw. mit dessen Pass, dass da etwas nicht stimmte, wertete das aber in einer Hinsicht als Glücksfall: So sparte er hinfort nicht nur jedes 4. Jahr Geschenke, sondern sogar alle. Die Spielkameraden bekamen alsbald Wind davon, dass Gérard gar keinen Geburtstag feierte, und hänselten ihn mit der Bezeichnung: der Ungeborene. Hilflös wie auch sonst pflegte Gérard zu kontern: „Aber ich weiß genau, wann ich gezeugt wurde: am 30. Mai.“ Den Tag feierte er später, als er öffentlich zum Weltuntergangstag erklärte wurde, wie seinen Geburtstag.

Missraten bis skurril

Eine typisch deutsche Familie

(Walter KEMPOWSKI gewidmet.¹)

Ich gebe zu: Ich bin selbst ziemlich missraten. Was sage ich: in manchem wohl schon skurril. Und nicht nur, weil mein Vater mich irgendwelchen Unbekannten stets vorstellte mit dem Spruch:

„Und hier haben wir meinen missratenen Sohn Jerry!“

Meinem Vater muss man nämlich nicht glauben. Der ist selbst missraten, wenn nicht skurril. Aber beginnen wir mit dem ältesten, mir bekannt gewordenen Verwandten, meinem Großvater väterlicherseits. Denn aus dieser Ansammlung missratener oder – beschreiben wir es biologischer – aus der Art geschlagener Gene kamen offenbar alle Skurrilitäten seiner Nachkommen.

Opa, wie man verbreitet großväterliche Wesen nennt, war im Unterschied zu seiner schenk-süchtigen Frau, ein Patriarch durch und durch. Er war Waise (mit ai, mit ei nur bedingt), d. h. er kannte seine leiblichen Eltern nicht, wuchs bei Verwandten auf, die ihn weitgehend sich selbst überließen. Auf der Suche nach Regeln und Halt bzw. elternähnlicher Wesen, war er in die Fänge der Religion geraten. Als Meister der Anekdotetei – wie ich das Erzählen von Geschichten mit vorgetäushtem Wahrheitsgehalt zu nennen pflege – gab er freimütig preis, wie es dazu kam, dass er zu dem fand, den er wie seinen Vater beschrieb und Gott nannte:

¹ KEMPOWSKI, der ja nach dem 2. Weltkrieg in Nordniedersachsen lebte, schickte ich zu seinen Lebzeiten Vorfassungen ähnlicher Geschichten. Ich denke, auch diese neue Geschichte hätte ihm gefallen.

Simenon: Giftschrank

Opa hatte sich lange Zeit neben seiner Gärtnerei als eine Art Wunderheiler betätigt, der sich auf das Besprechen von Gürtelrosen spezialisiert hatte. „Teufelszeug!“ war nun sein gnadenloses Urteil. Und er erzählte dann, wie er davon los kam. Auf dem Heimweg hatte ihn an einem Wintertag ein Unwetter mit Schneesturm und Gewitter überrascht. Er hatte seinen Schirm aufgespannt, um sich des dichten Schnees zu erwehren. Da begann es zwischen den Speichen des Schirms plötzlich zu funken. Vor Schreck warf mein Großvater den Schirm in den Wind, als unmittelbar neben ihm mit furchtbarem Donner ein Blitz explodierte. Als dann am folgenden Sonntag der Pastor auf der Kanzel die Geschichte mit Moses und dem brennenden Busch behandelte, war er überzeugt, dass Gott in diesem Schneegewitter auch mit ihm gesprochen hatte. Auch später konnten ihn keine „natürlichen“ Erklärungen von dieser Überzeugung abbringen.

Von Opa hatte mein Vater und von beiden ich das Anekdoteln gelernt, das ich dann um einen Buchstaben zum An-eck-doteln weiterentwickelte. Opa war in jungen Jahren bei einem Besuch im Nachbarort in die LÜHMANNsche Sippschaft geraten, die sich über das halbe Dorf verbreitet hatten. Die Lühmans waren fast alle – anders als er selbst – abartig, nämlich von der Schenksucht befallen.¹ Und sofort geriet er in die Oma und schon krakeelte der erste Sohn in der Wiege. „Wilhelm“, nannte er ihn wie sich selbst und der frisch auf den Thron gestiegene letzte deutsche Kaiser.

Opa wurde in Omas Dorf Gärtner bei einem reichen Weingroßhändler. Nachdem mein Vater als 6. Kind auf die Welt gekommen war, befahl sein Chef:

„Nun ist aber Schluss mit dem Kinderkriegen“, und Opas Sohn Wilhelm sekundierte:

„Überlass das Kinderkriegen in Zukunft mir!“

¹ s. unten die Kurzgeschichte >Die Leere im Laden von Tante Emma<

Simenon: Giftschrank

Und Opa verpackte seinen Groll in Gehorsam. Andere Verhütungsmittel kannte er sicher nicht.



Oma (geb. Lühmann) und Opa Simon ca. 1930

Dabei habe ich mir nie richtig vorstellen können, wie Opa und Oma zu ihren Kindern kamen. Noch auf seinem Sterbebett (er war inzwischen 92) schlief er dort unter Umständen, die ich nie wieder bei irgendjemandem entdeckt habe. Wie bei allen SIMONS fiel seine Kinnlade beim Schlafen auf die Brust. Also atmete er schnarchend durch den Schlund, der dann natürlich austrocknete. Das mochte er offenkundig nicht. Also bastelte er sich eine Vorrichtung, ein Stück Leder, in das er, auf dem Rücken liegend, seine Kinnlade halten konnte, und vier lange Lederriemen, die er nach dem Zu-Bett-Gehen an den oberen Pfosten rechts und links seines Bettes festknotete. Gummi kam auch irgendwo zur Geltung. Wie kann man so Kinder zeugen, dachte ich schon bei dem ersten Anblick meines schlafenden Opas in seinem Bett. Das musste die Oma doch entsetzlich abgeschreckt haben. Oder spielte da Sado-Maso eine Rolle. Bei der Religiosität meiner Großeltern undenkbar. Sie waren Lutheraner, aber eher pie-

Simenon: Giftschrank

tistisch angehaucht. Pharisäer nannte ich meinen Opa, erst recht, nachdem er, inzwischen Eigentümer eines zusammen mit meinem Vater erbauten Hauses, den Bewohnern seiner Einlieger-Wohnung, die früh verstorben waren, den Spruch hinterherschickte:

>Is jo keen wunner, de hebben ok jümmers so veel lacht<.

Opa sprach nur hochdeutsch, wenn er einen feinen Schnösel zitierte oder nachahmte. Für alle diese nichtplattdütschen Schnösels in hochdeutscher Übersetzung:

„Ist ja kein Wunder. Die haben auch immer so viel gelacht“.

Lachen als Ursache eines frühen Todes, auf so etwas konnte nur ein Pharisäer kommen.

LUTHER war bekanntlich gegen das Sakrament der Ehe. Von LUTHER war meinem Opa also auch der Spruch bekannt:

„Verheiratet ist der Mann mit der Frau, mit der er zuerst schläft“.

Und das hieß für ihn auch für den Rest des Lebens. So hat es sicher auch mein Opa gehalten. Natürlich ließ er sich auch auf das ein, was LUTHER noch nicht kannte: die standesamtliche Heirat. Und auch die nachfolgende kirchliche Heirat stieß bei ihm nicht auf Gegenwehr. Nachdem sein Sohn Wilhelm mit der Frieda und (womöglich gleichzeitig) seine Tochter Mariechen mit deren Bruder Hein geschlafen hatten, gab es also sofort eine Doppelhochzeit, und das obwohl beiden Nachkommen nicht entgangen sein konnte, was sie sich mit der Heirat an diesen egozentrischen Charaktergrößen einhandeln würden. Mein Vater war vermutlich das erste der sechs Kinder, das sich an solche abartigen Bräuche nicht hielt: In einer Hinsicht folgten auch die anderen Kinder nicht dem Opa: Keines glaubte mehr an Gott.

Opas erster Sohn Wilhelm wurde wie er Gärtner. Er geriet bei seiner Frieda wie überzufällig häufig bei Opas männlichen Nachkommen bis heute unter den Pantoffel. Frieda erfreute sich wie ihr Bruder Hein – wie schon angedeutet – eines wildwuchernden Egozentrismus. Von ihr stammt der Spruch, in meiner Gegenwart meiner Oma gegenüber geäußert.

>O, wie geit uns dat doch schlecht. Et will ok überhaupt keen minsch mer starben<.

Sie lebte als Frau eines freischaffenden Gärtners zur Hauptsache von Beerdigungen bzw. von der Menge der Kränze, die man nach der Beerdigung über den Toten am Grabe anhäuften. Da der Tod bis heute nicht abgeschafft ist (warum eigentlich nicht?), gehören Gärtner bis heute zu den Berufen, deren Geschäfte nicht einmal der Konjunktur unterliegen. So waren jedenfalls Wilhelm und Frieda steinreich geworden. Ich hoffe, dass auch den „Quiddjes“, wie man im Norden alle nennt, die ihre Mundart nicht verstehen, nach der Entplattdeutschung von Friedas Spruch sich ihr Egozentrismus endgültig entbirgt:

>Oh, wie geht uns das doch schlecht. Es will auch überhaupt kein Mensch mehr sterben<.

Prompt kriegte Frieda für diesen Spruch von meiner eher armen, weil schenksüchtigen Oma, (wie natürlich auch mein Opa inzwischen Rentner) ein Glas Bohnen aus dem Keller geschenkt. Ich denke, auch Oma hatte einen Hintergedanken. Denn Bohnen gab es in Gärtners Garten in Fülle und wurde von der Frieda auch für den Winter sicher in Weckgläsern konserviert.

Friedas Bruder Hein wohnte zusammen mit seinem ihm blind ergebenen Mariechen in Kleinklecken. Ja, den Ort gibt es in Nordniedersachsen tatsächlich, ist also nicht einfach die Erfindung von Anekdoten wie mich. Als wir einmal zu Besuch bereits an dem von Mariechen

Simonon: Giftschränk

gedeckten Mittagstisch saßen, kam Hein, Besitzer eines kleinen Bauerhofes, gerade vom Felde dazu und überfiel seine Frau in unserer Gegenwart mit fluchartigen Vorwürfen:

>Wo keen een hett di seggt, dat du düssen Grotstattmülern ok noch dat beste obtischt, wat wi hebben...<

Das Beste, was wir dann, hervorragend von Opas Zweitgeborener zubereitet, vertilgten, war ein deutsches Standardgericht: Schweinebraten mit Rotkohl und Kartoffeln. Onkel Hein auf Hochdeutsch:

>Wer hat dir gesagt, dass du diesen Großstadtmäulern auch noch das Beste auftischt, was wir haben.<

Wilhelm, Opas Erstgeborener, starb mit 79. Er hatte den Pflanzen seiner Gärtnerei, um sie von Raupen und sogenannten Ungeziefer zu befreien, das auch für Menschen tödliche Gift E 605, das Opa noch nicht kannte, gespritzt. Alle Trauergäste meinten beim Leichenschmaus, deswegen sei er im Gegensatz zu den anderen SIMONs „so früh“ gestorben.

Beim Leichenschmaus, dieser absonderlichen deutschen Sitte, die sich wohl nur hält, weil da jeder, auch Nicht-Verwandte, sich kostenlos satt fressen und betrinken kann, wurde auch bekannt, weswegen Onkel Wilhelm so wissend aus der Wäsche guckte, aber zu allem penetrant schwieg. Er hatte nicht nur seinen ältesten Sohn animiert, in die Waffen-SS einzutreten und in Russland sein Leben zu lassen, was die meisten wussten. Er hatte sich, was nur wenige wussten, selbst freiwillig zur SS gemeldet, landete dort aber aus Altersgründen als Gärtner im Kräutergarten des KZ Neuengamme (dass an seinen Kräutern KZ-Insassen starben, konnte ihm nie nachgewiesen werden). Kopfschütteln oder Schadenfreude löste vor allem die bis da-

Simenon: Giftschrank

hin geheim gehaltene Nachricht, er habe noch im hohen Alter mit einer Prostituierten ein Kind gezeugt, deren Mutter jetzt seinen Erbteil einforderte.

Auch Opas Zweitgeborene Mariechen erlebte aus der Sicht der Verwandtschaft einen viel zu frühen Tod. Das Dorf durchschnitt damals eine vielbefahrene Bundesstraße. Wer von ihrer (höher gelegenen) Wohnung in die Ortsmitte wollte, musste sie überqueren. Der Zebrastreifen war deutlich sichtbar unmittelbar hinter der Mündung der Straße zum Nachbarort angebracht. Trotzdem hatte ich diese Stelle früh als potentiellen Unfallort ausgemacht. Ich dachte dabei allerdings eher an die Jugendlichen, die glaubten, ihren Mannesmut damit beweisen zu können, dass sie die Nebenstraße mit Höllentempo herunterrasten, ohne bis kurz vor der Mündung Einsicht in die Hauptstraße zu haben, also gar nicht bremsen konnten, wenn da ein Auto kam. Tante Mariechen hatte den Zebrastreifen zusammen mit einem Nachbarskind betreten. Ein Laster überfuhr sie ungebremst. Das Kind überlebte mit Knochenbrüchen.

Opas Drittgeborener Herman galt in der Großfamilie noch mehr als mein Vater als Erfinder vorwiegend nutzlosen Zeugs. Ich bin ja selbst Erfinder, nicht nur von Kurzgeschichten, meistens aber nicht von technischen Geräten. Herman erregte früh mein Interesse. Denn bei ihm brachte der LÜHMANNsche Erfindergeist die skurrilsten Blüten hervor.

Er war der Kleinste in unserer weitverzweigten direkten Verwandtschaft: Ein regelrechter Knirps. Es war eigentlich noch despektierlicher: Als ich sehr viel später Victor HUGOs >Glöckner von Notre Dâme< las, stellte ich mir die Hauptfigur immer als Onkel Herman vor. Allerdings kam ich mir dabei ziemlich behindertenfeindlich vor. HUGO habe ich seltsamerweise diesen Vorwurf nie gemacht.

Simenon: Giftschränk

Als Soldat wurde Onkel Herman im ersten Weltkrieg vermutlich schon wegen seiner Zwerghaftigkeit dazu verdonnert, die >dicke Berta< mit nach seinen Aussagen über 100 kg schweren Kanonenkugeln zu munitionieren. Diese Gewichte machten die Kugelträger im Dauereinsatz angeblich immer kleiner. Kleine noch kleiner zu machen, schien das geringere Übel. Wie auch sonst in solchen Fällen verbreitet, heiratete er eine besonders große Frau. Lizzy war dabei durchaus hübsch. Aber wir lernten sie sehr schnell als eine hochintrigante Hexe kennen. Lizzy wollte ursprünglich 7 Kinder haben, wohl um ihre Schwiegermutter zu übertrumpfen, die deren nur 6 hatte. Aber nach dem ersten Kind hatte sie sich das anders überlegt. Ihr Sohn, der später der größte in meiner Verwandtschaft wurde, war eine Schwerstgeburt. Schon damals verkündete die Hebamme, noch nie sei ihr ein frisch Geborenes mit so vielen Pfunden vorgekommen.

Bei Familienfeiern konnte man wegen Herman nicht umhin, auch Lizzy einzuladen, obwohl alle wussten, sie würde über die über 50köpfige Verwandtschaft einzeln und kollektiv mit beißendem Gespött herziehen. Sogar ihren eigenen Sohn Peter machte sie fertig vor versammelter Verwandtschaft, noch als er erwachsen war, stets eingeleitet mit:

„Schaut euch das an, was er da wieder macht.....“

Peter verteilte aber mit stoischer Ruhe weiter die Gries-Klöße aus seinem Suppenteller um diesen herum, garnierte sie mit dem Suppengrün oder durchspießte sie mit den Zahnstochern, die Oma auf jedem Tisch für alle Fälle bereitgestellt hatte.

Wer später Herman mit seinen 155 cm und seinen Sohn Peter mit seinen 196 cm durchs Dorf flanieren sah, war selbst dann noch amüsiert von diesem Anblick, wenn er wusste, dass es Vater und Sohn waren. Dabei war gar kein Zweifel, dass Peter Hermans Sohn war, weniger wegen der gleichen Gesichtszüge, als wegen seines Erfindungsreichtums und der Skurrilitäten,

Simonon: Giftschränk

mit denen er vorwiegend seine Mutter und noch später seine Frau ärgerte. Der größere Erfinder war allerdings Vater Herman.

Erfindungen erregen unter den Zeitgenossen nicht nur Aufmerksamkeit, Begehrlichkeit oder Neid, sondern insbesondere das Interesse der Geheimdienste oder der Kripo. Denn es ist ein ziemlich irreführendes Gerücht, dass sie nur positive Folgen für die Mitmenschen haben. Sogar mein Onkel Herman landete einmal wegen einer Erfindung im Gefängnis. Nein, er hatte keineswegs so etwas erfunden wie die Neutronenbombe, die alle Gegenstände verschonte und „lediglich“ alle Lebewesen und natürlich alle Menschen in einer Gegend vernichten sollte, auch nicht wie die Drohnen, die uns demnächst überfliegen und uns nicht nur bedrohen, sondern auch nach Vorinformationen (meistens Fehlinformationen) z.B. der Geheimdienste unter uns Tötungsoffer suchen. Derartiges hatten nicht einmal Kurzgeschichten-Schreiber wie HUXLEY, ORWELL oder ZWERENZ im Visier, als sie ihre Fantasie eine weltzerstörerische Zukunft vorausahnen ließen. Nein, es war etwas weitaus Harmloseres.

Onkel Herman hatte mir mit meinen acht Jahren trotzdem einen mächtigen Schrecken eingejagt, als ich wie üblich, weil die Klingel zu hoch angebracht war, einfach an die Haustür klopfte, auf sein „Wer ist da?“ brav meinen Namen aufsagte und auf sein „Herein!“ nichtsahnend einzutreten versuchte. Kaum hatte ich die Klinke gedrückt und die Tür nur millimeterweit geöffnet, ertönte ein ohrenbetäubender Lärm. Nachbarn, die sonst schon allerhand merkwürdige Geräusche aus Onkel Hermans Werkstatt gewohnt waren, ließen ihre Ohren spitzen und schreckten von der Gartenarbeit auf. Onkel Herman stand, so viel seine Körpergröße hergab lachend zwischen den Türpfosten.

Simenon: Giftschrank

„Das ist doch nur ein Einbrechermelder! Ein Anti-Effraktarius,“ und zu den Nachbarn: „Sollte sich jeder anschaffen. Ich denke, die Erfindung geht in einem Jahr in Serie.“

Er hielt eine faustgroße metallene Kugel in der Hand.

„Hunde kann man zum Schweigen bringen, indem man ihnen einen Leckerbissen hinwirft, womöglich vergiftet oder nur in Schlafmittel getunkt. Diese Kugel, hinter der Haustür positioniert, wirkt dagegen unbestechlich.“

Er zeigte mir, nachdem er mich hereingelassen hatte, noch andere Erfindungen, z.B. eine Mini-Vogelscheuche und demonstrierte ihre Wirksamkeit an den Vögeln, die sich gerade in seinem Garten auf dem Kirschbaum süßen Genüssen hingaben. Er behauptete, die Vögel würden sich, auch nicht wie andere Erfindungen dieser Art, an diese Scheuche gewöhnen. Ich habe nur behalten, dass diese Mini-Scheuchen ihre Wirkung Gammastrahlen verdanken.

Erfinder können schrecklich naiv sein. Onkel Herman gehörte nicht unbedingt zu dieser Sorte Erfinder. Eines Tages hatte ihm ein ehemaliger Klassenkamerad („dumm wie Bohnenstroh“, kennzeichnete ihn Onkel Herman) die Pläne seines Einbrechermelders entwendet, meldete die Kugel beim Patentamt an, gewann eine Metallverarbeitungsfirma für die Massenherstellung und war binnen kurzem damit reich geworden. Als Onkel Herman davon erfuhr, lachte er wie auch sonst in ähnlichen Fällen:

„Der Dummkopf weiß doch gar nicht, wieviel Spaß solche Erfindungen machen.“

Dann fügte er noch ziemlich kleinlaut hinzu: „...und natürlich nicht, wie gefährlich das Zeugs ist“.

Der Vater eines Freundes horchte auf, als sein Sohn eher nebenbei von meinem Onkel und seinem Einbrechermelder erzählte. Er war Pelzhändler. Ich kapierte erst sehr viel später, dass diese Menschen von dem Töten von Lebewesen leben, deren Fell sie teuer verkaufen. Ich habe nie verstanden, was Menschen daran finden, in die tote Haut anderer Lebewesen zu schlüpfen und sich nicht selten fürchten vor Schlangen, die umgekehrt je und dann ihre Haut hinter sich lassen, also kostenfrei verschenken. Gut, unsere Ahnen hatten früher vor allem in der Eiszeit keine Alternative, sich vor der klirrenden Kälte zu schützen. Aber heute? Die Pelze sind offenbar auch heute noch begehrt wie zur Eiszeit, so dass sie für Einbrecher attraktiv sind. Wenn man so will: Einbrecher sind die Rache enthäuteter Lebewesen. Aber sie lösen natürlich das Problem nicht.

Ein Nachbar, der nicht glauben wollte, dass Onkel Herman der eigentliche Erfinder des Namens Anti-Effraktarius war, wollte das gerichtlich geklärt wissen. Der Ex-Klassenkamerad, der diesen Einbrechermelder auf den Markt gebracht hatte, sah dem Prozess durchaus gelassen entgegen. Onkel Herman verfügte ja über keinerlei Beweise. Im Prozess gab dieser auf die Frage des Richters, warum er nicht selbst den Antieffi (wie er sehr bald hieß) auf den Markt gebracht hatte, kleinlaut an:

>Das Zeugs funktioniert nur auf Grund der Wirksamkeit hochgradigen Giftes, z.B. Quecksilber<.

Darum hätte er die Finger davon gelassen. Auch andere Erfindungen, die kurz vor der Serienreife standen wie etwa die Mini-Vogelscheuche, seien zumindest gefährlich, würde in Massen insbesondere das Nehrener Kirschenfeld in kurzer Zeit strahlenverseuchen.

Besagter Ex-Klassenkamerad verklagte Onkel Herman wegen Verleumdung, Geschäftsschädigung, sogar wegen Plagiats. Denn nicht Onkel Herman sei der Erfinder usw. Lauter Lügen mit für alle Beteiligten unvorhergesehenen Folgen. Als Sachverständiger wurde ein Toxikologe herangezogen. Dessen Gutachten bestätigte nicht nur Onkel Hermanns Bekenntnis, sondern alarmierte auch die Staatsanwaltschaft. Diese hatte schon eine Weile Daten gesammelt zu einer rätselhaften Umweltvergiftung. Der Prozess gegen Onkel Herman lieferte dafür eine naheliegende Erklärung. So kam es, dass nicht nur der Ex-Klassenkamerad, sondern auch Onkel Herman wegen Umweltverseuchung mit Giften und Strahlen ins Gefängnis kam. Es war gar nicht so leicht nachzuweisen, dass mein Patenonkel sogar vor diesen Erfindungen gewarnt hatte. Kindern wie mir glaubte das Gericht nicht. Es ist ja leider nicht so wie im Märchen, in dem es gerade Kinder sind, die die Wahrheit so unverkleidet wahrnehmen wie sie sind. Onkel Herman konnte jedenfalls von Glück sagen, dass er dann doch freigesprochen wurde. Dabei spielte eine Rolle, dass man dem Ex-Klassenkameraden unwiderlegbar nachweisen konnte, dass er noch in anderen Fällen sich skrupellos, jedenfalls widerrechtlich Erfindungen angeeignet hatte, deren wirkliche Erfinder zum Teil erst durch den Prozess davon erfuhren.

Zu Opas Viertgeborenem Karl: Der war mein Lieblingsonkel. Er hatte im 1. Weltkrieg ein Bein verloren. Seine Frau war Polizistentochter. Onkel Karl war gelernter Zimmermann oder Tischler, wie dieser Beruf im Norden genannt wird. Da er nach der Kriegsverletzung diesen Beruf nicht mehr ausüben konnte, wechselte er in das Cooksche Reisebüro in Berlin. Nach dem 2. Weltkrieg suchte man in Ostberlin händeringend nach Lehrern ohne NSDAP-

Simonon: Giftschränk

Vergangenheit. Kaum aus politischen Gründen, eher weil er wegen seiner Verletzung keinen Sport ausüben konnte, (Sport war den Nazis fast so wichtig wie rein arische Herkunft), war Onkel Karl nicht in die Partei eingetreten. Der Lehrerberuf war ihm auf den Leib zugeschnitten. Er gehörte zu den wenigen, die in diesem Beruf bis zur Pension erfolgreich tätig blieben. So viel ich in Erinnerung hatte, ließ er sich aber in der DDR in die Ost-CDU drängen. Seine Frau fiel uns durch ihre forschenden rechtsextremen Sprüche auf. Auf den ersten Blick sichtbar war, dass beide eine glückliche Ehe führten, wohl kaum weil sie, wie es hieß, unfruchtbar waren. Sie adoptierten die Tochter einer angeblichen Hure, der sie das aber verheimlichten. Das kam erst heraus, als dieses Kind heiraten wollte. Ausgerechnet einen Professor...

Tante Martha, Opas Fünftgeborene, vier Jahre älter als mein Vater, heiratete einen Schrankenwärter. Sie fiel insofern aus dem üblichen simonischen Rahmen, als sie in ihrer Ehe den Ton angab. Außerdem war sie im Gegensatz zu Opas meisten anderen Kindern hochgewachsen und überragte auch ihren Mann um Kopfeslänge. Sie entwickelte sich zur Klatschbase des Dorfs. Wer sich gerne in so etwas wie brodelnder Gerüchteküche räkelte, suchte sich mit ihr gut zu stellen. Und an fast allem, was sie herumratschte, war auch etwas dran. Sie vermittelte ihren Mitmenschen jedenfalls zugleich so etwas wie eine ehrliche Haut. Trotzdem musste man sie mit Vorsicht nehmen, weil sie Richtigstellungen oder Kritik nahezu überhaupt nicht ausstehen konnte. Was sie in rhetorisch perfekten Anekdoten verpackte, war für sie Wahrheit und Wirklichkeit. Wer daran zweifelte, dem hing sie gleich eine solche Anekdote an.

Martha hatte drei Töchter. Die mittlere, die ihr am ähnlichsten war, geriet für sie zu mehr als einem lebensbedrohlichen Problemfall. Diese Tochter hatte gegen ihren Willen den Pfälzer

Postboten Oskar geheiratet, der uns Cousins nur auffiel als hoffnungslos vernarrter Fan des 1.FC Kaiserslautern. Außerdem gehörte er offenkundig zu den gar nicht so seltenen Menschen, die normalerweise stumm, fast muffig vor sich hinvegetieren, unter Alkoholeinfluss aber plötzlich zum Salonlöwen werden, alle durch Witz und Geistreichtum in ihren Bann zu ziehen suchen, manchmal sogar auf den Tischen tanzen.

Als dann der 1.FC Kaiserslautern, der damals den Kern der Nationalmannschaft bildete, die 1954 die Weltmeisterschaft gewann, ausgerechnet gegen Hannover 96 eine haushohe Packung bezog, kam es zur Katastrophe. In dem Gasthaus, in dem Oskar im Gefühl des sicheren Sieges an der TV-Wiedergabe des Spiels teilnahm und eigentlich wieder den Salonlöwen spielen wollte, zogen ihn die Trink-Kumpanen mit dieser Niederlage auf. Wutentbrannt flitzte er aus dem Gasthaus direkt in die Arme seiner Frau. Diese durfte auf seine Anweisung nicht dabei sein, wenn er Alkohol trank, geschweige denn ihm Vorhaltungen machen. Darum wartete sie (manchmal stundenlang) vor der Tür der Kneipe, um ihm beim Nachhause-Torkeln einen gewissen Halt zu geben, wohl auch um zu kontrollieren, dass er nicht fremdging.

Dieses Mal haben sich die beiden offenbar bis zu ihrem Haus heftigst gestritten. Meine Cousine berichtete später, sie hätte schon mitbekommen, dass er sich nachts aus dem Bett ins Bad geschlichen hätte. Dann sei sie aber eingeschlafen und hätte erst am Morgen darauf entdeckt, dass er sich im Bad, sie vermutete versehentlich, wenn auch in der Absicht, Selbstmord vorzutäuschen, derart im Schlauch der Dusche verhedderte, dass er sich dabei ausrutschend zu Tode strangulierte.

Tante Martha, die ja Oskar stets abgelehnt hatte, nahm sich Oskars Tod derart zu Herzen, dass sie ihrer Tochter nicht nur alle Arbeit von den Befragungen durch Polizei und Presse bis hin

Simonon: Giftschränk

zur Bestattung abnahm, sondern schließlich auch beim Abstieg der drei Stufen von der Wohnung in den Garten derart ins Straucheln geriet, dass sie sich ein Bein brach. Im Krankenhaus befragt, ob sie Neigungen zur Embolie oder so habe, verneinte sie das. Nach der Nagelung der Oberschenkelknochen bekam sie aber gerade diese Embolie und starb wenig später. Ihre letzten Worte waren, an ihren Mann gerichtet:

„Wes tapfer!“¹

Ihr war wohl klar, dass sich ihr Mann ohne ihren Pantoffel schwer tun würde mit dem Weiterleben. Noch in anderer Hinsicht hinterließ Martha eine Lücke. Ein halbes Jahr später erzählte mir ein Nachbar meines Opas, das ganze Dorf sei ziemlich orientierungslos. Man wisse gar nicht mehr, was im Dorf los sei. Auch als später das Dorfblatt aufkam, erwies sich das nur als schlechter Ersatz. Da könne man, so der Herausgeber, nur Sachen abdrucken, die niet- und nagelfest seien. Gerüchte ließen sich über dieses Medium schlecht verbreiten. Mir machte die Geschichte klar, dass Klatschbasen wie meine Tante sogar eine wichtige soziale Funktion haben können.

Zu Opas Letztgeborenem, meinem Vater mit dem ungeliebten, zur Zeit seiner Geburt aber noch normalen Namen Adolf, könnte ich einen ganzen Roman mit Anekdoten füllen. Er verstand es wie sein Vater spannende Geschichten aus seinem Leben zu erzählen, eine abartiger als die andere. In einer typisch deutschen Familie ist eben nichts normal. Darüber hinaus war er aber ein ziemlicher Trotzkopf, vor allem aufmüpfig gegen seinen Alten, wie er Opa nannte.

¹ Neunmalkluger Kommentar des Linguisten SIMON (Begründer der Daneben-Linguistik): **tapfer** ist hochdeutsch. Das plattdeutsche **dapper** dürfte schon damals ziemlich ausgestorben gewesen bzw. durch das hochdeutsche Fremdwort **tapfer** verdrängt worden sein. Für die Quiddjes: **wes** ist die plattdeutsche Version des hochdeutschen Imperativs ‚sei‘.

Vor 1933 gehörte er zu der kleinen Gruppe religionsloser Kommunisten, die gerne gegen den Bürgermeister und die Patriarchen im Dorf, damals noch Bauern, aufmüpften, versäumte es aber, in die KPD offiziell einzutreten, weswegen er im Gegensatz zu den anderen Genossen im 3. Reich von den Nazis verschont blieb, auch nicht wie sein Freund Herbert WEHNER nach Moskau emigrieren musste. Nach dem 2. Weltkrieg folgte er Herbert WEHNER, als dieser nach dem Erlebnis der Stalinmorde, denen er angeblich nur entging, weil er andere ans Messer lieferte, in die SPD. Auch als der bis heute einzige KPD-Senator Hamburgs DETTMANN unser Nachbar wurde, konnte das mein Vater nicht bewegen, in den Schoß dieser Partei zurückzukehren. DETTMANN machte übrigens keine Anstalten, ihn auch nur zu missionieren. Missionieren, sagte mein Vater, ist nicht Kommunistenart. Auch Herbert WEHNER zog es vor, auf dem Weg zum starken Mann in der SPD, meinen Vater links liegen zu lassen. Der wusste wohl zu viel.

Mein Vater war gelernter Schlosser. Durch Vermittlung eines befreundeten SA-Menschen konnte er 1933 eine lange Zeit der Arbeitslosigkeit beenden und Schweißer bei der Bahn werden. Solche Allianzen auf privater Ebene zwischen linker SA und rechter KPD waren damals keine Seltenheit. Nach 45 konnte mein Vater umgekehrt dem SA-Menschen durch einen Persilschein wieder in den Beruf helfen.

Im 2. Weltkrieg verschlug es meinen Vater in die Ukraine, nicht als Soldat (ich weiß von keinem direkten Vorfahren, der irgendwann Soldat war), sondern als Schweißer, der die Eisenbahnschienen, die die russischen Partisanen in die Luft gesprengt hatten, wieder zusammenschweißen musste. Mein Vater verlor darüber nie ein Wort. Aber sein Schweigen über die Er-

lebnisse im 3. Reich konnte nur eine Ursache haben: Wahrscheinlich war er Zeuge von BABI-JAR, jenem unheilvollen Ort, wo ein SS-Einsatzkommando unter der Leitung eines der intelligentesten SS-Schergen, Otto OHLENDORF, in einer Nacht über 33.000 Partisanen, vorwiegend Juden, erschossen. Meine Recherchen ergaben immerhin so viel, dass mein Vater ganz in der Nähe von BABI-JAR Schienen zusammengeschweißt hatte. Außerdem kannte er sich erstaunlich gut bei der Chemikalie LYSOL aus, mit der man zur Abschreckung von Fleischfressern die Leichen bestreute, bevor sie in den Massengräbern zugeschüttet wurden.

Statt eine der vielen Anekdoten meines Vaters hier zur Illustration anzufügen, erzähle ich lieber eine Anekdote über ihn. Dazu muss man wissen, dass er zu den Menschen gehörte, die ihre Mitmenschen gerne mit Anekdoten über andere zum Lachen brachten, selbst aber sofort beleidigt waren, wenn man über ihn lachte.

Nach dem Tode ihrer Einliegerbewohner bezog mein Opa deren Wohnung. Opa, inzwischen betagt und nicht mehr zu allem in der Lage, was z.B. die Bestellung des Landes hinter dem Haus betraf, Pflügen, Unkraut-Jäten, auch Ernten (vorwiegend des Obstes auf den hochgewachsenen Birnenbäumen, das war alsbald meine Aufgabe) machte also meinem Vater und seiner Familie Platz. Für mich wurde eine Dachkammer ausgebaut.

Mein Vater gehörte zu den Handwerkern, die noch alle handwerklichen Arbeiten erledigen konnten. Sogar eine Zentralheizung baute er zusammen mit einem Kollegen in das ganze Haus ein. Meine Dachkammer zu tapezieren, war für ihn an sich ein Kinderspiel. Ich weiß nicht mehr, aus welchem Anlass er beim Tapezieren plötzlich von der Leiter herabstieg. Jedenfalls plumpste sein linker Fuß in den Eimer mit Leim, der dafür sorgen sollte, dass die Ta-

Simenon: Giftschrank

pete nicht gleich wieder von der Wand fiel. Zum Glück hatte er den Boden mit Zeitungspapier ausgelegt. Fluchend hüpfte mein Vater seinen leimumhüllten Fuß aus dem Eimer auf dieses Zeitungspapier und mit diesem die Treppe runter, Leim verspritzend, vor die Tür, um möglichst noch vor dem Festrocknen „dat dumm tüg“, wie er es nannte, an Gras und Blumen, auch mit Blättern eines Busches abzustreifen. Das gelang natürlich nicht entfernt. Es kam hinzu, dass nun auch die Finger drohten an Türklinke und anderem festzukleben. Das Gelächter seiner Kinder im Rücken, fuchtelte er wütend und immer hilfloser in der Frühlingsluft herum, bis meine Mutter dazu kam und sofort wusste, wie man dem armen Mann helfen konnte:

„Setz dich erstmal ins Gras!“

„Und dann?“

„Dann lässt du alles in Ruhe trocknen!“

„Den Teufel werde ich tun“.

„Dann reinigen wir alles, was du vollgespritzt hast, auch deine Füße und deine Finger, übrigens da ist auch noch etwas auf deiner Nase, mit Terpentin“.

Natürlich wussten wir Kinder: Wo Vaddern verzweifelt, weiß Muddern weiter. Daran lag es wohl, dass sich allmählich in mein Gedächtnis das Gefühl einnistete, ich sei wohlbehütet aufgewachsen. Woran zum Teufel mag es denn liegen, dass mir, wenn das Gespräch auf Verwandtschaft kommt, immer nur das Wort „Mischpoke“ einfällt.

Ach so: Worin meine Skurrilitäten denn bestehen? Gut, dass ich hier solche Anekdoten erzähle, könnte man schon zu meinen Skurrilitäten zählen. Aber in Wahrheit ist alles viel schlim-

Simonon: Giftschrank

mer: Ich ziehe nämlich noch viel mehr ins Lächerliche, sogar Grundsätzliches. Auch weil es sonst lang wird, beschränke mich hier auf meine Art zu schreiben.

Dass ich Grenzen nicht liebe, dass ich die zwischen literarischen Gattungen entgegen dem Rat meiner germanistischen Lehrer durchlöchere und manchmal niederreiße, indem ich – wie hier – die neue Gattung der Langgeschichte kreiere, wird dem Leser meines >GIFT-Schranks< nicht entgangen sein:

„Gattungsfeind<, nannte mich ein wohlwollender Kritiker. Die Disparatheit meiner Texte (manchmal mit manchmal ohne Happyend) fand ein anderer „hirnzerreißend“. Als Texter ist man ja froh, wenn sich überhaupt jemand zu einer Kritik hinreißen lässt.

Jedermann weiß (diese Einleitung ist ein Plagiat aus der Trickkiste der Arroganz) außerdem, dass ich etwas gegen Geschlechtswörter habe, vor allem weil man zu ihnen genötigt ist, selbst wenn man an einem Hauptwort gar nicht das Geschlecht ausdrücken will. Das ist Geschlechtsmissbrauch! Nochmals ein Griff in oben erwähnte Trickkiste: Was, Ihr kennt mein berühmtes Gedicht nicht? Will mal nicht so sein. Also hier nochmals:

Genüßliches vom Genus

Die Sache ist nicht sächlich.

Das Weib ist nicht weiblich

Warum ist dann der Mann männlich?

Das Geschlecht ein Neutrum?

Der Zwitter männlich?

Die Männlichkeit weiblich?

Bin ich froh, dass

die Vernunft, die Logik und die Einsicht
nicht männlich sind!

Genial von den Männern,

die Genialität als feminisierte Ableitung
vom Genus abhängig zu machen.

Ist Genus[s] eigentlich
männlich oder sächlich?
Jedenfalls nicht weiblich!

Vor lauter Verzweiflung über die Geschlechtswörter könnte man anglophil oder besser esperantophil werden. Da kennen die Artikel nämlich nicht diesen Zwang zum Missbrauch dessen, was ich statt ‚Geschlecht‘ auch lieber ‚Geguts‘ genannt hätte.

Es gibt noch mehr Wortarten, die ich hasse: z.B. Eigenschaftswörter. Gerade weil man nicht umhin kann, sie trotzdem zu gebrauchen. Nicht nur „edel“, „hilfreich“ und „gut“, oder was sich sonst so bei Goethe findet und heute vorwiegend in Nachrufen anhäuft, oder neuerdings „geil“, „super“ oder „toll“, sondern auch ausgefallene wie „sauertöpfisch“, „diabolisch“ oder aber „missraten“ oder gar „skurril“. Ich wette: Bisher ist noch nie jemand auf die abartige Idee gekommen, Wörter wie „missraten“ nicht nur daneben, sondern „skurril“ zu finden.

P.S. Pardon. Ich hätte den Lesern bzw. Hörern dieses Textes eine Anti-Schmunzel-Pille empfehlen sollen. Ich bin nicht nur skurril, sondern auch hinterhältig, weil ich das erst im Nachhinein erwähne.

Die Leere im Laden von Tante Emma

Ob angeboren oder anerzogen, sollen andere entscheiden. Für ersteres spricht, dass schon meine Oma Züge dieser Eigenschaft aufwies. Sie wohnte in einem Dorf südlich von Hamburg. Sie war damals eine kleine unscheinbare Person, die wenig Aufhebens von sich machte, eben eine Lümann und als solche mit fast 90 Prozent des Dorfes verwandt. Da die Gene dieser Verwandtschaft es mit der Körpergröße ziemlich lax handhabten – diese schwankte bei

Erwachsenen zwischen 155 und 190 cm –, da sie dieser überdies mit viel Anpassungs-, ja Unterordnungsbereitschaft segneten, kaum jemals aber mit Herrschsucht oder auch nur besonderem Geltungsbedürfnis, ahnten Neuhinzugezogene, sogar Eingeherratete nur selten, in welchem ein genetisch bedingtes Nest von Unauffälligen sie da geraten waren.

Wenn meine Eltern und ich sonntags aus der Großstadt unsere Großeltern in diesem Dorf besuchten, unangemeldet mit Sack und Pack, aber ohne Geschenke, dann sah das für Fremde durchaus danach aus, als wenn dieser Ausflug nur dem Ziel diene, sich dort reichlich beschenken zu lassen. Mein Vater, ein Lüthmann und gelernter Schlosser, besser ein Allroundhandwerker, brachte das Haus meiner Großeltern, kaum angekommen, auf Vordermann. Das Haus kannte er wie seinen leeren Geldbeutel. Er hatte es in seiner Zeit als Arbeitsloser 1930 in der Weltwirtschaftskrise zusammen mit meinem Opa, ebenfalls von seinem Chef frisch gefeuert, in der Unfähigkeit, aus lauter Zorn oder Verzweiflung die Hände in den Schoß zu legen, Stein für Stein aufgebaut.

Ich selbst hängte mich schon als kleiner dreijähriger Steppke an meine Oma, stammelte, obwohl sprachretardiert, eines der wenigen Worte, die ich beherrschte: „Hoppelpoppel!“ und schon hatte die Oma eine Schüssel in ihrem Schoß, zerbrach einige frisch gelegte Eier so, dass Eiweiß und Eigelb getrennt waren, schlug das Eiweiß mit einem Eierbesen – sie kannte offenbar so etwas wie einen Quirl nicht, geschweige denn einen elektrischen – zu Schaum, zuckerte diesen und mischte dann das Eigelb hinein, ein Leckerbissen für meinen verwöhnten Schlund.

Prägend für mich war aber eine entfernte Verwandte. Sie hieß tatsächlich Emma und war Besitzerin eines Ladens in diesem Dorf. Nach diesem Laden – so schien es mir damals – hatte man alsbald überall entsprechende kleine, meist von einer älteren Frau betriebene Geschäfte Tante-Emma-Läden genannt. Dorthin schickte mich meine Oma häufig, weil man dort auch sonntags einkaufen konnte, natürlich illegal, wie so vieles, was nur aus Großmut geschieht. Ihr Laden war für mich Schleckermaul ein regelrechtes Eldorado vor allem voller Süßigkeiten. Die Tante Emma kriegte sehr schnell mit, wie sehr meine Zunge nach allem Süßen gierte und schenkte mir Bonbons und Schokolade, was meine Geschmackszellen begehrten, und das alles umsonst. Nicht einmal das, was ich für die Oma einkaufen sollte, kostete einen Pfennig.

Als ich eines Tages meine Oma frug: „Warum ist Tante Emmas Laden immer so leer“, lachte sie und gab mir eine Erklärung, die ich gar nicht verstand: „Weißt du, die Menschen lassen sich ungern beschenken.“ „Warum“, das war meine beliebteste Frage, mit der ich meine Eltern bis in die Haarspitzen zu nerven pflegte. Und natürlich hatte meine Oma dafür auch keine Erklärung, die meine Wissbegier befriedigte.

Wir wissen es alle und eines unserer verbreitetsten Sprichwörter bringt es auf dem Punkt: „Geld regiert die Welt“. Kulturgeschichtlich taucht das Phänomen Geld erst relativ spät auf. Die ältesten Münzen sind gerade einmal zweieinhalbtausend Jahre alt. Der Mensch lebt vermutlich mehr als 50.000 Jahre in dieser Form auf unserem Globus. Schon als Schüler hatte ich das Gefühl, aus einer anderen Zeit zu stammen, aus einer Zeit, in der Geld nur wenig Bedeutung hatte. Bewusst wurde mir das erstmals, als mir eines Tages – ich lebte inzwischen in dem Haus und dem Dorf meiner Großeltern – ein ebenfalls entfernter Verwandter – Oma nannte ihn das schwarze Schaf im Dorf bzw völlig aus der Art geschlagen – anbot, mich in seinem Lieferwagen ein Stück auf dem Weg zur Schule mitzunehmen. Ich wusste von ihm, dass er in der Schule mehrfach sitzen geblieben war und nichts gelernt hatte. Inzwischen, so erklärte er mir stolz, sei er Zwischenhändler. Er transportiere mit seinem Lieferwagen Obst und Gemüse, das die Bauern in der Umgebung herstellten, auf den Markt in der Großstadt. An dem Endpreis, den der Großstadtmensch zu zahlen hatte, verdiene er sage und schreibe 90%. So sei er innerhalb kurzer Zeit Millionär geworden. Ich bekam im Dorf häufig mit, unter welchen nahezu unmenschlichen Anstrengungen die Herstellung der Ware geschah, half auch gelegentlich mit, z.B. beim Korn-Ernten und -Dreschen. Mein Vater verdiente als Arbeiter bei der Eisenbahn immerhin so viel, dass Mutter nicht arbeiten musste und beide es möglich machten, dass ich eine höhere Schulbildung erhielt und später sogar studieren konnte. Die Bauern als Produzenten und die Arbeiterfamilien in der Großstadt als Konsumenten kamen also mehr schlecht als recht über die Runden. Finanziell profitierten allerdings die Händler. Ich habe die 90% nie überprüft. Von Anfang an stand aber für mich fest: Mit diesem oder auch anderen schwarzen Schafen tauschen wollte ich um nichts in der Welt.

Mein Vater war wie viele Lühmans ein Erfindertyp. Eines Tages kam er lachend nach Hause und erzählte, er habe eine Abfindung von hundert Mark erhalten. Der Chef seines Chefs werde gerade gefeiert als Erfinder. Dabei habe mein Vater die Erfindung gemacht. Es ging um die Bahnschienen. Wissenschaftler leiden nicht selten an Denksperren mit merkwürdigen Fehl-

schließen. Als man im 19. Jahrhundert die Eisenbahn und das Schienennetz erfand, war dafür eine alte Erkenntnis die Grundlage: Metall dehnt sich unter Hitzeeinwirkung aus. Also ließ man die 30 Meter langen Schienen unverbunden. Ältere Erdbewohner erinnern sich gewiss noch an das hoppelnde Geräusch früher während der Bahnfahrt: Baflopp-baflopp-baflopp. Die Lücken zwischen den Schienen sollten die Ausdehnung bei Hitze auffangen. Das erwies sich aber als Denkfehler, jedenfalls für unsere Breitengrade. In Afrika gab es im Übrigen trotz der Lücken zwischen den Schienen bei 50 und mehr Grad Hitze durchaus Gleisverwerfungen. In Mitteleuropa aber war so etwas nicht zu gewärtigen. Mein Vater hatte also in dem Versuchswerk, in dem er arbeitete, die Schienen eigenhändig einfach zusammengeschweißt. Und so geschieht es bis heute.

Erfindungsgeist brachte ich früh mit dem zusammen, was ich bei meiner Tante Emma und ihrem Widerpart, dem Zwischenhändler nicht verstand. Es ist bekannt, dass Erfinder es nur mit einem Lachen quittieren, wenn sich andere mit ihrer Erfindung schmücken: „Die wissen doch gar nicht“, pflegte mein Vater zu sagen, „welch ein Spaß die Tüftelei macht.“

Ich hatte meinen Hang zum Tüfteln in der Schule nur wenig ausleben können. Im Kunstunterricht vor allem, wo ich z.B. Linolschnitte herstellte, in die ich mit Hohlschlüsseln Kreise einstampfte, oder mit der Schreibmaschine einen Gänsemörder aus Buchstaben mittels farbigem Durchschlagpapier zu einer bunten Grausamkeit kolorierte. In Mathe entwickelte ich Formeln, zeigte sie unserem Schuldirektor Peter Meyer, der Mathematiker war. Der schaute dann in seinen Büchern nach und kam regelmäßig zu mir mit der Nachricht: „sehr hübsch. Aber die Formel gibt es schon.“ Seinem Blick entnahm ich, dass er wusste, dass ich das in den Formelbüchern selbst hätte nachsehen können, aber auch, dass ich es bewusst nicht tat, nicht zuletzt, weil es sonst nicht halb so viel Spaß machte. Ich genoss auch unsere Kommunikation als unausgesprochenes Geheimnis. Als wir uns nach dem Abitur begegneten, war er sehr enttäuscht zu hören, dass ich das Mathe-Studium inzwischen aufgegeben hatte. Er verkannte, dass ich noch ganz andere Interessen hatte.

Ich begrüßte die Universität als unerwartete Befreiung. Da konnte sich mein Tüfteldrang nahezu ungehemmt austoben. Damals hatte man noch die Möglichkeit, nur wenig durch Klausuren, Tests und andere Bewertungsmaßnahmen eingeschränkt, zu studieren, was man wollte. Darüber hinaus roch ich auch in nichtwissenschaftliche Berufe hinein.

Eines Tages nahm ich das Angebot des Studentenwerks an, für zum Klinikaufenthalt gezwungene Studenten, die fernab von der Heimat keine oder nur selten Familien hatten, die sich um sie kümmern konnten, den Krankenbesucher zu spielen. Da kam ich unter anderem einmal in die psychiatrische Klinik der Universität, die damals eine auch über das Fach hinaus, jedenfalls mir schon zuvor namentlich bekannte Koryphäe leitete: Bürger-Prinz war ein entschiedener Vertreter brutaler Elektroschocks als Behandlungsmethode. Meine Frage, warum sich Menschen so behandeln ließen, erhielt die Antwort: „Das ist freiwillig“. Wie alles, was ich nicht verstand, behielt ich das in meinem Kopf.

Ich weiß nicht, ob ich für die Psychiater auch als Versuchstier eingesetzt wurde. Jedenfalls kam ich manchmal in die Abteilung für Frauen. Die Kranken dort, ca. 30 an der Zahl in einem großen Raum untergebracht, begrüßten mich, ihren nach hinten offenen weißen Fummel, den man noch heute als Kranker häufig tragen muss, himmelwärts lüftend: „O, wie bin ich glücklich! O, wie bin ich glücklich!“ Einer der Assistenten von Bürger-Prinz erklärte mir: „Die leiden an Doromanie,“ und als ich wohl etwas fragend aus der Wäsche guckte, „an Schenksucht.“ Hauptkriterium sei, dass diese Menschen nicht mit Geld umgehen könnten. Das sei auch das Hauptkriterium, nicht nur, dass man in die Psychiatrie eingewiesen werde, sondern auch dafür, dass man entmündigt werden könne.

Mir fiel sofort Tante Emma wieder ein, die übrigens inzwischen wegen hoffnungsloser Überschuldung ihren Laden aufgeben musste. Was wohl aus ihr geworden ist? Dass wenig später das ganze Dorf wie inzwischen viele Gemeinden in die Schuldenfalle geriet, habe ich mit ihrer Schenksucht nie in Zusammenhang gebracht.

Über die Ursache der Schenksucht streiten sich wie üblich die Wissenschaftler. Angeboren oder anerzogen? Hauptsache, man hat einen Fachbegriff für das, was jedenfalls ich bis heute nicht verstehe. Darüber vergisst man gerne, wie selten Begriffe etwas erklären, was man eigentlich gar nicht versteht.

Ich habe immer Probleme gehabt, meine Erkenntnisse und Erfindungen zu verbreiten, zu vermarkten bzw. zu Geld zu machen. Ich bin eben kein Händler, eher ein Mensch aus einer anderen Zeit. Nach ersten Erfahrungen bin ich schnell dazu übergegangen, meine Erkenntnisse und Erfindungen zu verschenken. Sehr schnell merkte ich aber, dass ich so behandelt wurde wie Tante Emma und die anderen Schenksüchtigen: Man wird totgeschwiegen, man wählt Ausflüchte, man behandelt mich, als wär ich nicht da. Wurde ich zudringlicher, beantwortete

man das mit Zumutungen aller Art, Verharmlosungen, gezielten Missverständnissen – es sei alles schon einmal da gewesen – und Eingriffen mit Entstellungen bis hin zum Gegenteil. Hat mich die Schenksucht von Tante Emma erfasst, dachte ich zunehmend. Zumindest einer unter meinen früheren Mitarbeitern empfahl mir dringend den Gang zum Psychiater.

Mir war nie sonderlich wichtig, wie die Menschen über mich dachten. Eine Geliebte sagte einmal vorwurfsvoll zu mir: „Du liebst mich nicht, sondern bestenfalls durch mich alle Menschen.“ Da ist etwas dran bzw. es ist eigentlich noch schlimmer: Ich liebe die ganze Welt, natürlich auch alle nachweisbaren Welten neben dieser, selbst die Ameisen und Milben und all die anderen Haustiere in meiner Wohnung. Also ein Weltenverbesserer übelster Sorte. Im Gegensatz zu Albert Schweitzer töte oder bekämpfe ich allerdings Stechmücken oder Zecken, die sich auf meiner Haut zu schaffen machen, vor allem weil sie mich indirekt daran hindern, meine Beiträge zur Lösung von Problemen zu verbreiten. Ich sehe in mir aber schon einen Vertreter der Menschheit, dessen Humanismus nicht Halt macht vor dem Reich der Tiere und Pflanzen, der nebenbei seine Liebe verschwendet an eines der übelsten Lebewesen in der Welt, das sich Mensch nennt.

Ich bin inzwischen 77, habe einen Herzinfarkt hinter mir und sonst manche Altersgebrechen. Bisher war es mir nicht wichtig, sonderliche Anerkennung zu finden. Wichtig war mir die allmähliche Erfahrung, dass nur wenige meine Erkenntnisse und Erfindungen überhaupt an sich heranließen. Umso wichtiger war mir, dass meine Erkenntnisse und Erfindungen nach meinem Tode wirken. Seit über 10 Jahren biete ich meinen Nachlass Institutionen an. Also auch diese Kurzgeschichte. Andere erhalten für ihren Nachlass auch viel Geld. Ich wollte meinen Nachlass von Anfang an nur verschenken. Ergebnis: Nichts als die Leere im Laden von Tante Emma.

Schließlich nach vielen zeitraubenden Verhandlungen ließ sich ein Dorfarchiv breitschlagen und übernahm meinen Nachlass. Also auch diese Kurzgeschichte. Mir blieb nur die Angst, dass dieses Archiv nach meinem Tode das meiste kassierte. Also auch diese Kurzgeschichte. Kassieren ist Archivdeutsch und heißt, dem Müll übergeben. Einzige Gegenwehr: ich eröffnete eine Homepage im Internet. Nun höre ich, diese wird von der Trägereinrichtung, einer deutschen Universität, nach meinem Tode ebenfalls gelöscht. Also auch diese Kurzgeschichte...

Simonon: Giftschrank

Zum Schluss eine traurige Nachricht. Ich schicke Geschichten wie diese auch manchmal Verwandten in der Heimat, so auch eine Vorfassung dieser Kurzgeschichte. Da erfahre ich nun, dass es unserer Tante Emma schlimmer erging, als ich es in meiner poetischen Fantasie alpträumte. Sie musste nicht nur ihr Haus mit dem Laden an eine Bank abtreten. Sie verschuldete sich derart über beide Ohren, dass sie ins Gefängnis kam. Ein Gericht verurteilte sie zu anschließender Sicherungsverwahrung. Bevor sie in die Psychiatrie kam, nahm sie sich das Leben. Zyankali in Schokolade verpackt.

Eigentlich verstehe ich das alles bis heute nicht: Warum spricht das Gesetzbuch z.B. von „Schenkungsverbot“? Oder verstehen Juristen wie so häufig darunter wieder etwas völlig anderes? Vielleicht findet sich ein kundiger Leser, der sich meines Unverständnisses erbarmt.

Die Ablautseuche

Die Europäer regen sich auf, verwundern sich oder belächeln herablassend ein Phänomen, das einige der unzähligen nicht miteinander verwandten asiatischen Sprachen kennzeichnet. Ein und dieselbe Lautfolge wechselt sofort die Bedeutung mit der Tonhöhe. Dabei scheint mir ein Phänomen, das die europäischen Sprachen von Irland bis Indien nahezu ausnahmslos beherrscht, weitaus aberwitziger: Der Ablaut. ich stehle, du stiehlst, er stahl, sie hat gestohlen (Das h nach dem Vokal ist eine zusätzliche Irrwitzerei, glücklicherweise nur in der deutschen Sprache, eine Erfindung von deutschen Rechtschreibreformern früherer Jahrhunderte, Papierdeutsch wie man das nannte, jedenfalls nicht gesprochen, ähnlich wie Verdoppelungen des nachfolgenden Konsonanten, z.B. in stellen, sollte auch nur Menschen, die das Alphabet beherrschen, so etwas wie Länge bzw. Kürze signalisieren). Die ablautenden Verben sollen sogar die ältesten Verben gewesen sein in einer nicht überlieferten europäischen Ursprache, die derart die Vokale in ihrer Mitte abwandelte. Die Ursprache haben Sprachwissenschaftler seit Ende des 18. Jahrhunderts zu rekonstruieren versucht. Sie konnten allerdings bis heute nicht ausschließen, dass sich die Gemeinsamkeiten z.B. im Ablaut durch Mund-zu-Mund-Kontakt (in einigen auch verwandten Sprachen heißt das Mund-zu-Ohr-Kontakt) verbreiteten, eine Seuche, die Sprachen unnötig schwer erlernbar macht, die sogar von einer europäischen Sprache zur anderen wie ein Grippevirus die Art, die Vokale abzulauten, unvorhersehbar ändert.

stellen ist ein Verbum, dessen Bedeutung Verwandtschaft mit stehlen vermuten lässt. Die meisten Sprachwissenschaftler glauben, dass Verben, deren Vokale wie stellen nicht ablauten – also ich stelle, du stellst, er stellte, sie hat gestellt – später entstanden, eine Art Verfallsprodukt, in einer Zeit, in der die Kultur unter Verallgemeinerungsdruck stand, also Konkretes abstrakter ausdrücken musste. Es ging also darum, dass man nicht nur Gestohlenen von einem Ort zum anderen zu transportieren hatte, sondern viele auch nicht gestohlene Gegenstände. Dafür musste natürlich ein neues Wort her. Man machte dabei wie auch sonst Anleihen bei dem konkreteren stehlen.

Den Höhepunkt der Sprachwissenschaft sehen manche dieser fantasievollen Forscher noch heute im 19. Jahrhundert in der Zeit der Romantik. Führend waren damals die deutschen Sprachwissenschaftler. Diese sahen im Ablaut natürlich keine Seuche, sondern im

Gegenteil ein Heiligtum. Es war die Zeit der Irrationalismen. Jedes in einer Sprache neu entdeckte mutierte Ablautsystem wurde (je weniger vorhersagbarer, desto inbrünstiger) orgiastisch gefeiert. Damals erhielten die ablautenden Verben den Namen „starke Verben“. Im Unterschied dazu nannte man die „Verfallserscheinung“ nichtablautende Verben „schwach“. So noch heute. Übrigens ganz analog die Männer das „starke“ und die Frauen das „schwache“ Geschlecht und natürlich ohne zu definieren, was unter Stärke bzw. Schwäche zu verstehen ist. Da Spracherscheinungen offenkundig ansteckend sind, nennt man die Artikel der, die vor den Hauptwörtern noch heute „männlich“ und „weiblich“, bei näherem Hinsehen genauso irrational wie „stark“ und „schwach“. Seit wann steht fest, dass die Person immer weiblich ist?

Da unsere Vorfahren von südlicheren Kulturen lernten, Häuser zu bauen, brauchte man für ein Depot, wo man Gestohlenes bzw. von Ort zu Ort Bewegtes unterbringen konnte, einen eigenen Namen: den Stall. Da Stall erst spät belegt schien, meinten selbst die Sprachwissenschaftler, dass es sich hier um eine Rückbildung (man mied den naheliegenden Schluss: Rückfall in die Ablautseuche) handeln muss, abgeleitet von stellen, also nicht wie Stahl um einen Ablaut von stehlen. Pardon, die meisten Sprachwissenschaftler weigern sich bis heute, so etwas wie Kruppstahl als Diebstahl zu behandeln. Sogar die kommunistischen Sprachwissenschaftler waren in dieser Hinsicht durchweg vorsichtig. Da spricht man in dieser Branche lieber von unklarer Herkunft.

Man sollte meinen, dass Sprachphänomene wie die Ablautseuche irgendwann zu dem führen, was man den >Sprachentod<, >Glottophagie< oder ähnlich nannte, dass so umständliche Sprachen wie die europäischen durch weniger schnell dahinsiechende, einfachere und leichter erlernbare Sprachen verdrängt würden. Es gab auch Tendenzen in die Richtung. Aber die Vereinfachungen, die z.B. das Englische in der Syntax aufweist, hatten eine unglaubliche Aufblähung des Wortschatzes zur Folge. Und von den Vereinfachungen ausgenommen war ausgerechnet die Ablautseuche.

Dass bis heute die Entwicklung Richtung Sprachentod trotz vieler Vorhersagen nicht im Ansatz zu beobachten ist, lag sicher einerseits an den Sprachwissenschaftlern, die mit wenigen Ausnahmen Vereinfachungen und Erleichterungen bekämpften, insbesondere als ein Jude Ende des 19. Jahrhunderts das Esperanto schuf, das man an einem Wochenende lernen kann, das überdies Ergebnis einer genialen linguistischen Strukturanalyse ist und das sich geradezu anbietet als Grundlage zur Entwicklung weiterer Vereinfachungen und Erleichterungen. Das lag

sicher auch daran, dass man die Ansätze z.B. von Alternativen zum Alphabet nicht einmal diskutierte, wie sie etwa der in Schwaben wirkende Wissenschaftler, Poet und Maler Karl HAAG Anfang des 20. Jahrhunderts aus den in Asien vorzufindenden Bedeutungsschriften und den in Europa dominanten Lautschriften sowie mit Hilfe einer dem Esperanto ebenbürtigen linguistischen Strukturanalyse des Wortschatzes erfand. Das lag andererseits vor allem an der Politik (nicht nur Hitlers und Stalins), die bis in die Universitäten hinein alles unterdrückte, was nicht der Sprache Vorteile verspricht, die sie sprechen bzw. im Auge, genauer im Ohr, haben, die nicht einmal zulässt, daran zu denken, dass auch in Sachen Sprache Chancengleichheit und so simple Prinzipien wie Einfachheit und leichte Erlernbarkeit favorisiert werden sollten.

Meine ehemaligen Kollegen von der Sprachwissenschaft mögen mir verzeihen, dass ich sie und ihren Forschungsgegenstand immer wieder durch den Kakao ziehe. Weil es ihnen aber durchgehend durch die verschiedenen Forschungsrichtungen an Selbstkritik fehlt, stoßen sie leider selten zu Erkenntnissen durch von der Art, dass man das, was sie selbst häufig als „Wunder der Sprache“ bezeichnet haben, überhaupt erst nach gründlichem Hinterfragen entdeckt.

Glück

Dem alten Eulenspiegel war es peinlich, über seine Jugendsünden zu sprechen.

„Was waren das denn für Streiche“, meinte seine um ihn herum versammelte Enkelei.

„Keine Streiche“, antwortete Eulenspiegel, „eher im Gegenteil“.

„Was kann denn das schon sein“, unterbrach ihn seine Lieblingsenkelin Suleika.

„Was ist denn das Gegenteil von einem Streich?“ frug Alberich, der jüngste und aberwitzigste unter den Enkeln.

„Oh“, kam Faustine, der klügsten in der versammelten Enkelei, ein Gedankenblitz: „ich schau mal nach im >Lexikon der Gegenwörter<“

Simenon: Giftschränk

„Da werdet ihr nichts finden“, warf Eulenspiegel ein. „das war selbst diesen Wörterbuch-Machern zu peinlich“, und nachdem die Enkelei unisono gedrängt hatte: „Später einmal“.

„Das sagt Papa immer, vor allem wenn es um Sexuelles geht“, hakte Faustine nach, wohlwissend, dass Eulenspiegel nie mit ihrem Erzeuger, seinem – wie er ihn nannte – missratenen Sohn, in einen Topf geworfen werden wollte.

„Es geht tatsächlich um Sexuelles“, lenkte Eulenspiegel ein und setzte seine Märchenbrille auf.

„Was ist denn das: ‚Sexuelles‘“, wollte Alberich gerade fragen, da legte Eulenspiegel schon los:

„Ich hatte eine wunderschöne 3 Jahre ältere Cousine (Base, sagte man früher), die ich, gerade einmal 12 Jahre alt, abgöttisch liebte. Sie hatte mich an einem helllichten Tage in den Büschen hinter der Kirche nach allen Regeln der Kunst verführt.“

„Wie ging denn das vor sich?“

„Alberich, du sollst mich nicht ständig unterbrechen. Sonst erfahrt ihr gar nichts“.

„Na ja,“ schob Eulenspiegel nach einer Weile ein, „also das volle Programm: Sehnsucht und nochmals Sehnsucht bis zur Qual. Dann versank ich wundersam in ihrer Fülle. Sie sorgte dafür, dass ich es nicht gleich auf die Spitze trieb. Dann aber wie in einem dramatischen Crescendo bis zu dem, was man im Theater ‚Klimax‘ nennt. Selig, minutenlang selig. Das war es also was die Erwachsenen Orgasmus nannten. Kaum waren wir mit lieben Worten auseinandergelutscht, sie: ‚Da kommt jemand‘. Kam aber keiner. Trotzdem flugs ein Kuss und Abschied.“

Alberich artikulierte als erster durch den offenen Mund: „Was ist denn daran besonders?“

„Das Eigentliche kommt ja erst,“ kam es aus Eulenspiegels Nase. „Ich war ja nun damals noch das, was die Erwachsenen Kind nannten.“

„Die Cousine wurde also schwanger“, unterbrach Faustine.

„Das auch“ entfuhr es Eulenspiegel. „jedenfalls jagte sie mir mit dieser Nachricht erst einmal einen Schrecken ein.“ Und nach einer Weile: „war aber nicht bzw. nur ein Scherz.“ Und nach einer weiteren qualvollen Pause: „Nein, das Eigentliche kam erst Monate später.“

„Was kann schon Eigentliches kommen, wenn es kein Kind war.“ Faustine verzog ihr Gesicht Richtung Enttäuschung.

„Das Peinliche war, dass ich aus lauter Angst vor der Zukunft wieder ins Kinder-Dasein zurückfiel. Aus der Tageszeitung schnappte ich auf, dass mir ein Wunsch erfüllt würde, was immer es sei. Mir war, als war es meine Cousine, die mir das verheißen hatte. Und ich rief aus: ‚selig, ich will ewig nur noch selig sein!‘ Kaum ausgesprochen, bekam ich einen Orgasmus. Mehr noch: einen Orgasmus nach dem anderen. Und das hörte nicht auf. Kein Ende nach Tagen, nach Wochen, nach Monaten, sogar nach einem Jahr. Längst hatte sich mein Glück in nicht enden wollende Qualen verwandelt. Allmählich kam ich zu der Erkenntnis: Es gibt nichts Schlimmeres als ewig selig zu sein. Keine Zeit für Kunst und Kultur oder auch nur für Kurzgeschichten wie diese. In meiner Not beichtete ich das meiner Cousine. Die gab mir eine schallende Ohrfeige. Das hatte die wundersame Wirkung, dass der Spuk urplötzlich vorbei war. Endlich frei von Orgasmen! Ich hatte das Gefühl, niemals zuvor so glücklich gewesen zu sein. Seitdem genieße ich die Zeit ohne Orgasmus.“

Kommentar Alberich: „Der Alte spinnt mal wieder.“ Und die Lieblingsenkelin Suleika: „Opa, wann erzählst du uns mal wieder einen richtigen Streich?“ Faustine: „Du verdirbst einem aber auch jede Hoffnung.“

„Ach so,“ Eulenspiegel guckte abwesend in die Zukunft, „Ihr wollt tatsächlich eine Weisheit, was man zB daraus lernen kann. Also: Glück ist selten oder eine Plage. Selten stellt man natürlich die Frage nach dem Dazwischen. Unglück? Sind Kurzgeschichten wie diese Unglück? Kurzgeschichten können verunglücken, insbesondere wenn sie sich wie diese ins Philosophische verirren. Sicher ist nur: Wirkliches Unglück ist hoffentlich noch seltener als Glück. Und wenn mich nicht alles täuscht: Am sichersten ist der Tod.“

Im Zwinger

Vorspann

Poeten gerieren sich durchweg als Einsiedler. Als wenn da nicht noch andere Personen wären, meistens eine angeheiratete Frau, aber häufig auch weitere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die z.B. Fälle recherchieren, über die sie schreiben wollen. Natürlich entstehen viele Werke auf Grund unterschiedlicher Vorarbeiten tatsächlich in ziemlicher Isolierung. Mancher Kollege hat seine Werkstatt, sei es eine Dachkammer, sei es ein sonniges Atelier, daher schon als Zwinger beschrieben, natürlich durchweg beschönigt als Gedanken- oder Dichtungsschmiede. Manches Werk wie z.B. die köstliche Komödie >Der zerbrochene Krug< von Heinrich von Kleist, die ihre Entstehung einer Wette unter Dichterkollegen verdankt, oder die wunderbaren Novellen Stefan Zweigs, die dieser ohne Vorfassung einer Sekretärin direkt in die Maschine diktierte, waren durchaus zu Anfang eine Art Gemeinschaftsarbeit. Ich selbst hasse Wettten und verfasse alles, was ich schreibe, wie die meisten Poeten in Einsamkeit. Nicht nur menschliche Wesen, auch Tiere würden da stören. Ich betätige mich ja auch als Kunstmaler.¹ Wenn mir da beim Malen jemand auch nur zuschaute, wurde aus dem Gemälde ausnahmslos nichts Vorzeigbares. Wie in einen Zwinger gefercht, fühlte ich mich auch, nachdem ein HNO-Arzt durch einen Kunstfehler mein Gehör nahe an Gehörlosigkeit und Taubheit gebracht hatte.² Wenn man so will, hatte ich in meinem Leben mehrere Eigenerfahrungen mit so etwas wie einem Zwinger gemacht.

Aber auch diese Kurzgeschichte ist nicht einfach ein Zwingerprodukt aus einer Isolieranstalt. Zumindest die Anregung zu dieser kam von einer meiner Mitarbeiterinnen.

Kurzgeschichte

Eines Tages brachte eine Mitarbeiterin, verwitwet und relativ verarmt wie ich, in einem Korb zwei Kätzchen, deren Augen gerade das Licht der Welt erblickt hatten, mit zur Arbeit.(s. Bild anbei). Sie half mir bei einem Umzug, packte meine Bücher in Kartons, die sie zu beschriften hatte. Die Ohren der Kätzchen waren angeknabbert. Die Katzenmutter hatte nicht gewusst, wie anders sie die Jungen zur Räsön bringen sollte und sie schließlich verstoßen. Diagnose des Tierarztes: Beide Kätzchen sind taub.

¹ s. z.B. meine Ideen-Filzstift- bzw. Bedeutungs-Zeichnungen unter <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/kunscht.pdf>

² einem Erlebnis, das ich in einem Leserbrief zum Thema >Tierschutz< schilderte (http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/Laermtrauma_20111005.pdf)



Leandra und Leo mit stolzem Papa Yves;
na ja, nicht sehr ähnlich – ich weiß – Yves spielt auch nur den Papa, ist also eine Art Adoptivpapa, solange die Mama die Kleinen verstößt

Ich wusste, dass meine Mitarbeiterin hauptberuflich behinderte Tiere betreute, die sonst in einem Zwinger eines Tierheimes weitgehend sich selbst überlassen oder gar eingeschlüpfert würden, wie man diesen Tötungs-, radikaler ausgedrückt: Ermordungsvorgang zu beschönigen pflegt. Die Nachbarn ohnehin, aber auch sonst, ‚dankt‘ die Umgebung ihr Engagement für diese Tiere mit unglaublichen Anfeindungen. Die Reifen ihres Autos wurden aufgeschlitzt. Neulich erhielt sie sogar eine Anzeige. Sofort war die Polizei vor Ort und erkundigte sich, wieso sie in ihrem Auto ein halbes Dutzend Kleinst-Hunde den Qualen der Isolierung aussetze.

Das Auto (nicht etwa das Haus, in dem sie mit ihren Tieren wohnt) deutete man also als Zwinger. Ihr Gefährt war vor meinem Haus geparkt unmittelbar vor dem Fenster, hinter dem sie arbeitete. Meine Mitarbeiterin konnte die Tiere also durch die Fenster ihres Arbeitsplatzes beobachten und auch ansprechen, was insbesondere dann nötig war, wenn Besitzer weitaus größere Hunde an dem Auto vorbei Gassi führten und durch deren Gebell auf die Tiere im Auto aufmerksam wurden. Dabei hatte meine Mitarbeiterin den Job bei mir nur angenommen, um die Steuern bezahlen zu können, die man für die Betreuung ihrer Tiere verlangte.

„Warum musst du denn für die Betreuung auch noch Steuern zahlen“, frug ich sie bei der Einstellung. Ich hatte naiverweise vorausgesetzt, sie würde für die Betreuung umgekehrt finanziell entschädigt.

„Unter den Tieren sind auch einige gesunde“, versuchte sie zu erklären.

„Aber in Behindertenheimen haben sich doch auch die Varianten besonders bewährt, in denen Behinderte und Nichtbehinderte gemischt untergebracht sind“.

„Erzähl das mal dem Finanzamt“, war ihr resignierter Kommentar und fügte hinzu: „und natürlich den angeblichen Tierschützern, die mich anonym anzeigten“.

Da drehte sich einiges in meinem Kopf. An meinem derzeitigen Wohnort Tübingen haben gerade Tierschützer eine Kampagne angeleiert gegen ein MAX-PLANCK-Institut, das dort Tierversuche an Affen praktiziert. Das Institut hatte zu seiner Verteidigung nicht nur hochkompetente Sachverständige eingespannt, sondern auch den bekannten angeblich grünen Bürgermeister Boris PALMER. Es gibt offenbar kein Foto von dem Kieselsteinwurf bei der Demo gegen Tierversuche, an der er – obwohl explizit eingeladen – teilnahm, an die Schläfe des OB. Auch kein Foto von einer Wunde oder Beule an der Schläfe dieses hohen Herren. Also (ich weiß, meine Logik hat irgendwo ein Loch) kam es tatsächlich zu diesem Ereignis.

Leider aber hat der Stand der Wissenschaftler wegen zahlreicher Gefälligkeits-Gutachten in der Vergangenheit einen ziemlich ramponierten Ruf und PALMER ist sogar Kurator in dem Max-Planck-Institut. Was man in diesem Zusammenhang wissen sollte, ist, dass die Max-Planck-Institute früher >Kaiser-Wilhelm-Institute< hießen, dass in diesen im 2. Weltkrieg auch Menschenversuche stattfanden, und dass es in Hechingen (50 km südlich von Tübingen) auch ein solches Institut gab, in dem mit dem Herbstzeitlosen-Gift COLCHIZIN experimentiert wurde; ob an Menschen, konnte allerdings bisher nicht nachgewiesen werden.

Die Anzeige gegen meine Mitarbeiterin wegen angeblicher Tierquälerei bestätigte also, dass unter den Tierschützern viele drauflos agieren, ohne den Verstand einzuschalten, dass ihre Aktivitäten also tendenziell auch Menschen treffen können, die sich vermutlich mehr als sie selbst für Tiere einsetzen. Etwas anderes ist es, dass sie für die Verfolgung von Tierliebhabern so einfach die Polizei oder das Finanzamt einschalten können, und dass diese Behörden auf solche Anzeigen sofort in Aktion treten. Ausgenommen natürlich, wenn es sich um staatliche oder staatlich geförderte Institute handelt.

Nachspann

Simenon: Giftschrank

Wie jeder weiß, der einige meiner Kurzgeschichten gelesen hat, stehe ich auf Kriegsfuß mit der gattungsmäßig geforderten Schlusspointe. Stattdessen mache ich mir Gedanken, wie man meiner Mitarbeiterin helfen könnte.

Ich weiß, dass sie im Umkreis Tübingens gerne ein Haus, in dem sie ihre Tiere effektiver betreuen kann, als es momentan möglich ist, erwerben oder gegen das tauschen würde, das seit dem Tode ihres Mannes, eines Physikers, ihr Eigentum ist. Angebote bitte an die e-mail-Adresse: luzi2434@googlemail.com

Gut, die Kurzgeschichte sieht jetzt so aus wie eine Werbung. Aber das weiß natürlich Simenon und wohl auch nahezu jeder Aktionsdichter, dass er mit derartigem sehr schnell an den Rand von Kommerz und Betrug gerät. Dieses Risiko ist mir in diesem Fall aber die Sache wert.

Der böse Mann – genannt Putznickel – und das ansteckende Lächeln

Eine Schwarzenberger Kurzgeschichte

Es war in der Vorweihnachtszeit in einem Riesen-Emma-Laden in einem Dorfe nahe dem Dreisessel im bayrischen Wald unweit Schwarzenberg im Mühlviertel, wo Franziska unter der Teufelsschüssel eine Hütte hatte. Dahin kamen Kunden sogar aus entlegenen Gegenden, weil man da einfach alles fand, was man sonst nirgends bekam. Ein betagtes Ehepaar war in diesem Laden allgegenwärtig und überdies fast allwissend, wusste jedenfalls immer Rat, wenn es um Gesuchtes und Begehrtes ging.

Karola – erfuhr ich erst später –, hieß sie, circa 4 Jahre alt. Ich beobachtete sie, wie sie in dem ungewöhnlich menschenvollen Emmaladen etwas fasziniert in der Hand hielt. Eine ältere Frau, die mich an die Hexe von nebenan erinnerte, die mich täglich mit ihrem Missmut verfolgte, beobachtete mich, wie ich die Kleine beobachtete. Ich sah ihr an, dass sie dachte, ich würde mich gerne an der Kleinen vergehen. Frauen hatten mir früh beigebracht: bei Männern ist immer Vorsicht geboten. Lange Zeit wusste ich nur nicht, warum. Aber spätestens nach den Medien-Berichten über katholische Priester und Mönche, wie sie Kinder für ihre sexuelle Abart missbrauchten, war mir klar, was gemeint war. Ist der böse Mann der Putznickel in der Guru-Geschichte oben?

Da hüpfte die Kleine, wie von Erkenntnis erleuchtet, plötzlich auf und hüpfte durch eine Menge von Kunden hindurch. „Mama, Mama“, frohlockte ihre Stimme. Ich lächelte. Das kriegte eine mir unbekanntes junge Frau mit, erriet den Grund meines Lächelns und lächelte ebenfalls. Endlich einmal eine Frau, dachte ich, die nicht in mir den bösen Mann sah. Plötzlich schienen mir alle Menschen in diesem Laden zu lächeln.

„Mama, Mama“, entfernte sich der Ruf der Kleinen, zunehmend suchender. Dann kamen die Mama-Rufe wieder näher, jetzt ausgesprochen verzweifelt. Ich versuchte sie anzusprechen. Sie erkannte aber offenkundig in mir den bösen Mann, vor dem die Mama sie gewarnt hatte, wandte sich mit zerknittertem Gesicht von mir ab und ließ sogar das fallen, was sie so fasziniert hatte. Ich sammelte es auf. Es war nur eine einfache Pralinenschachtel.

Da kam die Chefin des Ladens, eine Tante Emma von ca. 90 Jahren. Die vielen Falten in ihrem Gesicht verrieten, dass sie in ihrem Leben viel gelacht hatte. Diesmal lief sie aber mit ernster Miene der Kleinen hinterher, erwischte sie und frug, wie sie heie. „Karola“, kam es nach einer Weile traurig und verstört aus ihrem Mund. „Und wie weiter?“ Die Kleine kannte erkennbar nicht ihren Nachnamen. Die Tante Emma rief über ein Mikrophon. „Die kleine Karola sucht ihre Mama. Bitte, an der Kasse abzuholen.“

Ich übergab der Tante Emma die Pralinenschachtel. Die Kleine erschrak. Die Mama hatte ihr wohl gesagt, böse Männer würden sie mit Pralinen locken. Unwillkürlich klammerte sie sich an den Rock der Chefin und warf der Pralinenschachtel einen verstohlenen Blick zu. „Das hat sie bei der Mamasuche verloren“, versuchte ich zu erklären. Dann tauchte endlich die Mama auf, vollgepackt mit Schachteln und Päckchen, begrute die Kleine überschwänglich. „Wo warst du denn?“ Keine Antwort. Immer noch dieser verstohlene Blick zu den Pralinen.

Die Tante Emma, offenbar eine von der Art, wie ich sie in meiner Kindheit liebte, erkannte sofort den Zusammenhang. „Die schenke ich dir.“ Und als die Mama sorgenvoll drein schaute: „Machen Sie doch einmal eine Ausnahme“.

Und allmählich lächelte die Kleine wieder und Tante Emma lachte und dann die Mama und natürlich auch ich und sogar die gerade vorberkommende Hexe. Ich musste mich also nicht mehr als böser Mann fühlen. Und als die junge Frau, die das alles verfolgt hatte, der Chefin mit einen Seitenblick auf mich etwas ins Ohr flüsterte, verschwand ich blitzartig. Mein Ohr hrte in der Ferne aus dem Mikrophon die sonore Stimme der Tante Emma: „Junge Frau sucht dringend den Mann mit der Pralinenschachtel, die er der Karola zurückgab.“ Da entfuhr mir der Spruch: „Was habe ich böser Mann da nur wieder angerichtet?“

Ruhm

Woher das kommt, wollten schon viele von mir wissen, warum ich immer neue Hintertüren fand, nicht berühmt zu werden, ja, Berühmtheiten aus dem Weg zu gehen, in aller Stille zu genießen, wie mich viele Leute geringschätzten oder gar verachteten, wohl wissend, was ich kann, ja, dass ich gar nicht anders kann, als unter Masken Ungewöhnliches zu leisten, wohl wissend auch, wie leicht man im Schatten von Berühmtheiten selbst berühmt werden könnte. Es macht mir Spaß, auf solche Fragen immer neue Antworten zu geben, keineswegs gelogen, aber doch mit mancher Würze dekoriert. Gelogen wäre, ja ich halte so etwas sogar für nicht kompatibel, wenn ich behaupten würde, ich litte an unheilbarem Minderwertigkeitsgefühl. Nein, im Gegenteil: Ich lasse eigentlich immer wie eine Stripperin durch einen Schlitz im Kleid ziemlich selbstbewusste Reize blitzen.

Natürlich zähle ich jetzt nicht auf, was ich alles schon als Grund für meine Versteckspiele angegeben habe. Was ich hier aber etwas ausführlicher behandeln will, als ich es schon in meinem >Umwegelagerer< tat, dürfte vor allem den Freudianern unter den Lesern ein Aha-Lächeln abnötigen. Es geht um ein prägendes Kindheitserlebnis.

Zu meinem 4. Geburtstag waren meine Mutter und ich in ihrer Heimat in Deezbüll bei Niebüll in Nordfriesland. Die jüngste Schwester meiner Mutter hatte einen Sohn geboren. Wenig später starb sie an Kindbettfieber. Hygiene hatte sich offenbar noch nicht bis zur Hebamme herumgesprochen. Die Gesellschaft, die die Taufe meines frisch geborenen Cousins feierte, interessierte mich wohl nicht. Jedenfalls verließ ich das Haus, um ein Mädchen aus der unmittelbaren Nachbarschaft zum Spielen zu animieren. Die war aber nirgends auffindbar. Also ging ich in das Haus, in dem sie wohnte. Die Mutter des Mädchens putzte gerade, mir ihren Hintern entgegenstreckend, die Treppe nach oben. Ich fragte:

„Wo ist denn die Gisela?“

Keine Antwort. Ich war offenbar schon damals unaussprechlich penetrant:

„Wo ist denn die Gisela?“

Keine Antwort. Putzen:

„Wo ist denn die Gisela?“



Als Vierjähriger mit Gespielinnen Gisela und Ursula in Deezbüll

Plötzlich dreht sich die Frau um, nimmt den an der Wand lehrenden Teppichklopfer und mich übers Knie und verprügelt mich nach Strich und Faden. Heulend zurück, platze ich in die feiernde Gesellschaft und – alles lacht. Dabei hatte mich die Gesellschaft kurz vorher noch so gelobt, weil ich die Zahlen des Kalenders kannte. Da dürfte einiges bei mir hängen geblieben sein, meine Fremdelei, meine Aversion gegen Feiern und größere Gesellschaften, meine eklatante Öffentlichkeitsscheu, meine ausgeprägten Initialhemmungen und vor allem: man hüte sich vor Lob!

Ich bin also frühzeitig aufgewachsen mit Mitmenschen, die mich wahllos mal lobten, mal prügelten. Ich lernte, so etwas wie Lob kritisch zu hinterfragen und hinter Prügeln Berechtigtes auszumachen, vor allem aber mich zu verstecken hinter Nadelstichen und Geistesblitzen, vorzugsweise im Nebel geschriebene Worte; nicht selten in wortreichen Wolken von Kurzgeschichten wie dieser.

Blöd an dem vor allem im Alter ist nur, dass man sich zunehmend Fragen ausgesetzt sieht wie der nach seiner Nicht-Berühmtheit. Meine Mutter hasste Spiegel. Sie hatte einmal eine Chefin, für die sie im Haushalt arbeitete, dabei beobachtet, wie sie sich nackt vor einem Spiegel aufeilte. So ähnlich fühle ich mich vom Ekel bedroht, wenn mir Leute solche Fragen stellen.

Natürlich bringt es überhaupt nichts, diese mit aggressiver Abwehr zu beantworten. Wie aber macht man das: Solche Fragen explodieren zu lassen in Richtung auf das Mitfreuen und Mitleiden an der Welt, an dieser historisch gewachsenen strukturierten Ansammlung von Stoffen und Lebewesen, und insbesondere das unabhängig von meinen Anregungen zum Selbsterlebnis werden zu lassen voller Selbstzweifel und Humor?

Ich habe viele meiner Kurzgeschichten münden lassen in Bitten um Hilfe bei den angesprochenen Problemen. Hinter all diesen Bitten steht aber die obige Frage: Wie macht man das? Wie bricht man die von den eigenen Aufgaben ablenkenden auf mich umgelenkten Fragen auf in Richtung auf die allmähliche gemeinsame Umschaffung des Geschehens in der Welt in eine Zukunft, die für möglichst viele erträglicher ist als die Vergangenheit? Wie verhindert man, dass die Mitmenschen ein solches Engagement für die Welt nur auf Berühmtheitswillen reduziert? Viele Menschen wollen nur zu sich selbst kommen. Wie bringt man sie dazu, zur Welt zu kommen? Viele Menschen wollen insgeheim in die Geborgenheit des Mutterleibs zurück. Wie bringt man sie dazu, in das Weltgeschehen sinnschaffend einzugreifen? Und was wird an solchem Engagement verwerflich, wenn aus einem Schlitz ein Funken Ruhmsucht blitzt?

Noch eine Zusatz-Bitte: Stellt mir jetzt nicht die Frage, ob das hier überhaupt eine Kurzgeschichte ist!

Gesund, aber glücklich

War das ein Tag! Es war kurz vor dem Tag der Arbeit (im Männerkalender) bzw der Walpurgisnacht (im Frauenkalender). Es hatte so gut wie nichts oder – sagen wir – wenig mit dem Tag der der Arbeit oder mit Walpurgis und ihrer Nacht zu tun, mit Hexen und Böcken und Feuer auf Bergen, um die sie tanzen, oder gar mit dem männerverschlingenden Herabziehen in das alltäglich Weibliche: Umso mehr ging es um alles Menschliche, um Leben und Tod, um Liebe und Hass, um Lärm und Leere, also knallhart und prall um Alles oder Nichts, wenn auch immerhin um einige Frauen. Ob diese Kurzgeschichte das alles aushält?

Eigentlich hätte ich mich um die Bücher kümmern müssen, mit denen ich nach meinem Umzug von Tübingen nach Nehren an die tausend Kartons fein säuberlich, aber thematisch aneinander gerückt, in ca. 100 Regale einzuordnen schon Dutzende von Tagen das Entscheidungszentrum meines Hirns überfordert hatte.

Es war noch nicht einmal mein auch sonst tolldreist blühendes Abwechslungsbedürfnis, das meine Bücher in hintere Regionen meiner Motivationen schob. Es war einfach fällig, das ganz andere. Da kam die Erinnerung aus meinem Terminkalender gerade richtig, dass ich vor Zeiten ausgemacht hatte, in meinem neuen Wohnort eine Kardiologin aufzusuchen. Das war nach meinem Herzinfarkt vor 5 Jahren inzwischen mehr als angesagt. Dass diese Aufsuche dann für diese eher zu einer Heimsuchung werden sollte, hatte ich gar nicht geplant. Was man in der Wissenschaft Explorationsphase, im Sport Aufwärmphase und sonst im Alltag einfach Vorspiel nennt, artete in mindestens eineinhalb Stunden Monolog meinerseits aus, drastisch geschürzt zu einem Strauß Anekdoten, eingeleitet mit dem Geständnis, ich sei ein unverbesserlicher Anekdotales. So nannte man schon meinen Vater und meinen Großvater, die das Metier übrigens weitaus besser beherrschten als ich, der in ihren Augen nur ein Stümper war, weil ich die Sätze mit viel zu vielen Attributen, Einschiebseln, Anhängseln und anderen barocken Schleifen in Schleifen vollzupropfen pflege.

Nach der etwa zwanzigsten Anekdote, vorwiegend gespeist aus Erlebnissen in meiner Heimat, die auch die ihre war, teilte sie mir ihr Urteil lapidar mit: >gesund, aber glücklich<. Ich weiß: das >aber< hat es in sich. Sofort prallte ich auf seine Illustration in meinem Leben. Als dass ich nicht wüsste, dass eine Geschichte, die harmlos wie die Hochfläche der Alb anfängt,

nur eine Fallhöhe vorbereitet, wie der Albtrauf in die Tiefe stürzt. Momentan dachte ich allerdings nur: Das >aber< wird mein Hirn noch bis ans Lebensende beschäftigen. Gesundheit ja, sogar basal, aber Glück? Wenn, dann gehöre ich zu den Menschen, die glücklich sind, weil ihnen Glück nicht wichtig ist. Auf dem Weg heraus aus ihrer Praxis frug ich mich weitaus weniger philosophisch: >Ob die Versicherung diese mehr als eineinhalb Stunden wohl zahlt?< Und dann dieser Blick des Mannes im Eingangsbereich, der sicher ihr Mann war, von mir gedeutet als Frage: >Was trieben die da in diesen eineinhalb Stunden?<

Kaum im neuen Heim in Nehren – ich hatte nicht ein einziges Buch zu Gesicht bekommen – erhielt ich die Nachricht: >Fritz ist gestorben<. Mit Fritz war mein hochgeschätzter Kollege und langjähriger Freund Fritz gemeint, wenn man so will, Freund aus einiger Entfernung. Wir haben uns jedenfalls nie umarmt. Heute Nachmittag sei die Trauerfeier.

Ich bin bekannt als Hasser aller Rituale, am meisten aber von Trauerfeiern, insbesondere des anschließenden Leichenschmaus. Und nicht nur wegen des zu gewärtigenden Massenaufzugs. Aber bei Fritz sprang ich ohnehin über alle Vorbehalte hinweg. Ich schmiss mich also in Schale, keineswegs wie es mein Freund Michellino für die Gäste an seinem Grabe bestimmt hatte, in möglichst bunter Kleidung, sondern so schwarz wie mein Kleiderschränk hergab. Overdressed kann nicht schaden. Ich kam zu spät, hatte die Kirche verwechselt mit einer nahegelegenen, bis ich >neuapostolisch< las und sofort kapierte, es muss die andere sein. Fritzens Kinder und Kindeskinde waren hoch musikalisch. Als ich die Kirche betrat – ich konnte froh sein, in den hinteren Reihen einen Platz zu finden –, gab es ein wunderbares Cellospiel, dann auch andere Instrumente und Gesang, außerdem ein von mir zuvor nicht gehörtes Musikstück.

Fritz kannte offenbar die Pfarrerin. Als die übliche Litanei mit Gnade und Glaube, Gott und dem eingeborenen Sohn und so einsetzte, schaltete ich ab. Die nachfolgenden Redner und Rednerinnen sprachen so leise, dass auch mein (wie das linke) nicht halbtaubes rechtes Ohr nur noch Bruchstücke wahrnahm. Ich versank in Erinnerungen an Erlebnisse, die diese Redner und Rednerinnen sicher nicht ansprachen, obwohl – oder vielleicht gerade deswegen – eine anwesende Ex-Geliebte in diese verwickelt war, weil sie nicht zu den bei Trauerfeiern üblichen Ritualen passte. Allerdings zu Michellino hätten sie gepasst. Michellino hatte mich noch ein halbes Jahr vor seinem Tode, als er jedenfalls noch sprechen konnte, an ein gemeinsames Gelage mit mehreren Frauen und Männern (weitgehend ohne Alkohol) erinnert, das in

Gruppensex mündete (ich weiß, ich habe in meinem Leben kaum einen Schwachsinn ausgelassen) und nachdem ich (ich hatte das völlig vergessen) nach dem Orgasmus leise vor mich hinbrappelte: >Tschuldigung<. Aber selbst bei ihm kam eine solche Anekdote am Grabe nicht vor. Unmöglich wäre sie immerhin nicht gewesen. Die Trauerfeier – jetzt erwachte ich aus meinen Erinnerungen – wäre wenn auch nur irgendjemand von den vielen, die davon wussten, eine Andeutung an das Erlebnis mit Fritzens Ex-Geliebten gemacht hätte, regelrecht geplatzt.

Die Trauergemeinde stimmte eines dieser entsetzlich langweiligen deutschen Kirchenlieder an. Ich versank wieder in meine Erinnerungen. Ein Kollege meiner Franziska, wie sie und ich im Brechtbau tätig, hatte alle, die ihm zuhörten, zum Schweigen verpflichtet. Ich fürchte, ich durchbreche gerade ein Schweigegelöbnis. Also, er sei einem ziemlich lauten Geräusch, abwechselnd quietschend, dann abgründig röhrend, nachgegangen im Keller des Brechtsbaus. Es kam aus einem Raum, der mit einer Tischtennisplatte versehen, Studenten und Dozenten zum Pausenspiel diente. Hier fand aber ein ganz anderes Spiel statt. Das fast lärmende Geräusch im Rhythmus des Ein- und Ausatmens kam von einer mir bekannten Kollegin, auf der Tischtennisplatte, ziemlich entblößt, in den Armen eines ebenfalls ziemlich entblößten Kollegen. Letzterer war aber nicht der von mir geschätzte Fritz, sondern ein anderer Kollege, der mit Fritz sogar wesentlich enger befreundet war als ich. Beide waren bis dahin zusammen mit besagter Kollegin, einer mulier crassa, dabei aber wie manches >dralle Weib< (wie wir das in der Schule lernten zu übersetzen) bildschön, gemeinsam mittags essen gegangen. Da aber das obige Schweigegelöbnis durch manche andere, die von der Anekdote wussten, alsbald durchbrochen wurde, kam diese offenbar auch Fritz frühzeitig zu Ohren. Jedenfalls wurden die drei hinfort nicht mehr zusammen gesehen. Es hieß, die Freunde hätten sich heillos zerstritten.

Fritz gab wohl seinem Freund die Schuld. Mit seiner Geliebten sah man ihn schon noch manchmal in Trauergesprächen verwickelt. Mir gegenüber gab er sogar sich selbst die Schuld. Sie sei einfach zu jung für ihn gewesen. Aber den Exfreund übergang er nur mit Schweigen und hasserfüllter Miene.

Dieses wunderbare Cello entriss mich den Erinnerungen.

Jeder wusste, dass Fritz als Literaturwissenschaftler Experte für den jüdischen Dichter Joseph ROTH war. Aber er stand ebenfalls in ständigem Kontakt zu lebenden Dichtern wie Martin WALSER. War der überhaupt erwähnt worden? War der überhaupt da? Oder war der inzwischen auch schon gestorben? Ich konnte ihn nirgendwo entdecken. Dafür entdeckte ich einen

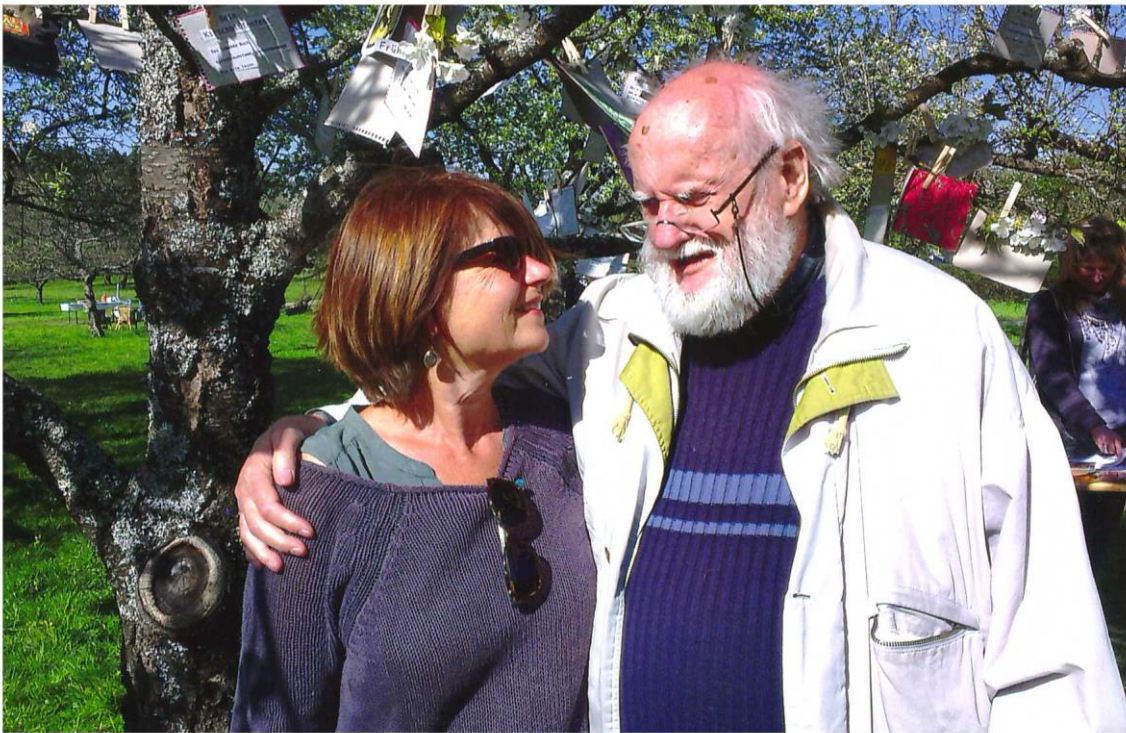
anderen gemeinsamen Bekannten. Fritz war Gründungsmitglied einer von mir geleiteten wissenschaftlichen Gesellschaft. Der war später auch der gemeinsame Bekannte beigetreten, gehörte zuletzt sogar dem Vorstand an. Ja der, der mich explizit in der Psychiatrie wissen wollte. Zur Begrüßung streckte ich ihm aus der Ferne den rechten Daumen entgegen. Es kam aber kein Gegengruß. In blankes Entsetzen getunkte Visage. Wir waren bei der Auflösung der Gesellschaft im Streit auseinander gegangen und hatten uns seitdem nie wieder gesehen. Jetzt ging er mir offenkundig aus dem Weg. War das Hass, was ich aus seinen Augen blitzen sah, oder die Bestätigung meines Verdachts, dass er der Drahtzieher der Gesellschaftsauflösung war?

Dann entdeckte ich Fritzens Ex-Geliebte. Sie war in einem Gespräch mit einer mir unbekanntem Frau vertieft. Sie war inzwischen viel schlanker geworden, aber nicht entfernt so schön wie einst. Ihr Gegengruß fiel sogar sehr lieb aus.

Nein, am Leichenschmaus nahm ich nicht mehr teil. Da alle eingeladen waren und ich die relative Enge in Fritzens Haus kannte, sah ich dort einen weiteren Massenauflauf von vielleicht über 100 Gästen voraus und bewegte mich Richtung Nehren in meine Schriftstellerei.

Eben hungerte die Kurzgeschichte, die ich gerade in Grundzügen geschrieben hatte, nach der gattungsgemäß geforderten Pointe. Da rief mich Michellinos Ex-Geliebte an. Rosselita, die ich seit einem meiner Anfälle von Mutwillen meine Tochter nenne, drängte mich: Ich müsse unbedingt mit ihr zur Maifeier auf der Wette, Nehrens Ortsmittelpunkt, kommen. Dort würde auch der Geschichtspfad eingeweiht. Die Feier fände in Nehren notorisch am Tage vor dem 1.Mai statt.

Ich zögerte. Sie aber beruhigte mich: Nein, einen Massenauflauf würde es sicher nicht geben. Und da es regnete, war tatsächlich nicht mit einem weiteren Massenauflauf zu rechnen. Ich hatte außerdem die Assoziation >Walpurgisnacht<. So etwas wollte ich ohnehin einmal erleben. Und der Geschichtspfad weckte in mir die Neugier des Historikers. Jedenfalls schien mir das attraktiver, als in Trübsal an Fritz zu denken.



>Vatter< Simenon mit >Tochter< Rosselita auf dem Nehrener Hanami 2015, natürlich als An-eck-doteles voll im Brass

Es war aber doch ein Massenauflauf. Schlimmer noch: Nach der Errichtung des unvermeidlichen Maibaums ertönte mit unglaublich lauten Bässen die – wie man diese in meiner Heimat nennt – Pankokenkapelle. (Ich habe nie herausgefunden, was eine derartige Zusammenballung von Trommlern und Pfeifern mit Pfannkuchen zu tun hat.) Selbst für mein halbtaubes linkes Ohr war das ein unerträglicher Lärm. Nach der Einweihung der ersten Bilder des Geschichtspfades und der Vorstellung des Geschichtsvereins kamen – eingeleitet von einer Warnung des Bürgermeisters: >Bitte, die Ohren zuhalten< – die Böllerschützen mit einem Mittelding aus Gewehr und Panzerfaust unter dem Arm und böllerten mehr als zehnmal in die Luft. Obwohl ich sogar mein halbtaubes linkes wie mein rechtes Ohr zuhielt, hatte ich konkrete Angst um meine Trommelfelle.

Rosselita hatte gemeint, wir sollten der Einladung des Bürgermeisters folgen in die Musikantenscheune. Diese lag außerhalb des Dorfes, vermutlich für tausend Personen ausgelegt. Als bald war sie auch nahezu voll besetzt. Plätze für Rosselita und mich waren nur noch in der Nähe der Bühne frei. Der Bürgermeister und seine Frau setzten sich dazu. Auf der Bühne aber hatte die Pankoken-Kapelle Platz genommen und legte alsbald mit ohrenbetäubendem Lärm los. Mir entging nicht, dass die eigentümlich rhythmisierte Musik origineller war als die der

meisten Pankoken-Kapellen. Sogar Schlager von Udo Jürgens klangen akzentuierter als das Original. Auch bewunderte ich die Fitness der Musiker. Denn sie legten kaum eine längere Pause ein. Aber ich hätte, wenn überhaupt eine Chance bestanden hätte, wenigstens vom Dirigenten erhört zu werden, am liebsten geschrien: >Nehmt die Stöpsel aus euren Ohren! Dann kriegt ihr mit, was ihr den Menschen mit diesem Lärm antut.<

Manche Töne erklangen in meinen Ohren wie dereinst der Tinnitus, den mir ein HNO-Arzt durch Einrammen eines Staubsaugers in mein linkes Ohr verursacht hatte. Die Nehrener scheinen das aber gewohnt zu sein, oder hatten selbst Stöpsel in den Ohren. Ein Gespräch auch mit dem unmittelbaren Sitznachbarn war zumindest mir mit meinem halbtauben linken Ohr nahezu unmöglich. Es ist mir immer ein Rätsel geblieben, was die Deutschen an nahezu kommunikationslosen Massenaufläufen, an Böllern und Lärm so attraktiv finden.

Auch ich kenne das Diktum des Papstes der Musikkritik Adorno, Musik sei minderwertig, wenn sie sich als Hintergrundgeräusch missbrauchen lasse, inzwischen bei den mehr oder wenig Halbgebildeten zum Apodiktum bzw Verdikt avanciert. Schlimmer aber scheint mir, wenn sie aus dem Hintergrund frech mit dreistelligen Dezibels in den Vordergrund springt und die Kommunikation in tausend Stücke zerfetzt.

Ich brach jedenfalls frühzeitig auf, Wohlwollen gestikulierend und im Rhythmus der Pankoken-Musik zwischen den Bankreihen heraustanzend, um nicht ungewollt andere zum Aufbruch zu animieren. Ich wollte nicht die Ursache sein, wenn die Veranstaltung wegen meines frühen Aufbruchs geplatzt wäre. Verärgert war ich eigentlich nicht; ich war ja selbst schuld mit meiner von vornherein unwahrscheinlichen Erwartung einer Walpurgisnacht.

Es gab nur wenige Tage in meinem Leben, in denen ich so krass neben der Kappe war. (Oder sollte ich sagen knapp neben der Kapelle?) Wie schon mancher Kollege (auch solche, die an obiger Trauerfeier teilnahmen) abfällig bemerkte: Ich mache zu schnell und zu leicht gemeinsame Sache mit Mitmenschen. Ich denke, ich greife in Zukunft mehr zu der alten Seniorenstrategie, das Will-ich-Nicht hinter einem das Kann-ich-Nicht zu verstecken.

Manchmal komme ich mir schon vor wie Joycens Bloom, der auf dem Klo sitzend punktlos Wort für Wort aneinander hinbrappelte, um nur ja keine Nebensächlich- und Bedeutungslosigkeit zu vergessen. Aber das hier war ein Tag...! jenseits aller Bedeutungslosigkeit und doch nicht von Bedeutung. Mein Hirn konstatiert: Schon wieder dieses >Aber<. Vielleicht

verbirgt sich dahinter alles das, was ich hier nur andeutete, aber nicht verstehe: Leben und Tod, Liebe und Hass, Lärm und Leere, ja und natürlich die Frauen.

Das Publikationsverbot

Es gehört nicht viel dazu herauszufinden, dass ich Archivforscher bin. Als Archivforscher wird man immer wieder mit Vorurteilen konfrontiert: Das sei das Langweiligste von der Welt. Es sei reiner Zufall, wenn man in der Flut von Schrottinformationen plötzlich auf Interessantes stoße. Aber auch dann finde man selten das, wonach man suchte, wenn man Glück habe, stattdessen Jux und Tollerei: Na ja, was ist das Googlen im Internet anderes?

Leider treffen auch sonst mehr von diesen Vorurteilen zu, als Archivforscher zu verraten pflegen. Dass Wissenschaftler (und übrigens auch Poeten) dennoch in Archive gehen, verdankt sich einer auf dem ersten Blick abwegigen Kombination absonderlicher Charaktereigenschaften wie unendliche Geduld, Nebensachenwahn und eine Vorliebe für das, was ich An-eck-dotelei genannt habe, eine Tätigkeit, aus unscheinbaren Mücken regelrechte Elefantastereien zu machen.

Natürlich muss auch eine Portion Entdeckerfreude dazu kommen. Aber diese darf nicht allzu zielgerichtet auf etwas aus sein, was man schon weiß, sollte vielmehr wie ein Schmetterling von Blume zu Blume flattern, sich wie durch einen Türspalt einer Peepshow in die fremdesten Welten verführen lassen.

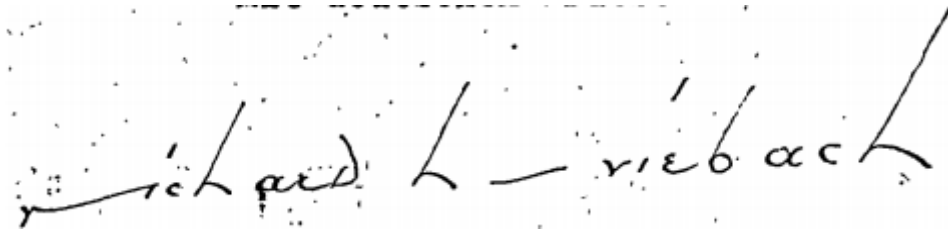
Aber ich gebe zu, anfangs habe ich meistens durchaus eine Vorstellung, was ich finden könnte. Zumindest der Beginn einer Archivforschung ist also auch bei mir selten ziellos. Vor Jahren brachten mich z.B. Forschungen zur Geschichte einer Wissenschaft auf einen Verdacht. Es sprach manches dafür, was Wissenschaftler – darauf angesprochen – notorisch leugnen, dass sie das Neue ihrer Entdeckungen oder Erfahrungen von denen abkupfernten, die sie verächtlich als Pseudowissenschaftler, Dilettanten, Spinner (oder noch Diffamierenderes) abzuqualifizieren pflegen. Auf Nachweise für diese obskuren Anregungskanäle, die ihnen Kollegen unter die Nase rieben, gestehen sie dann bestenfalls, dass sie sich schon anregen ließen, aber von Texten lange vor den Pseudowissenschaftlern, Dilettanten, Spinnern etc. etwa durch eine Passage in einem mehrbändigen (möglichst entlegen oder gar nicht publizierten) Werk

einer uralten Berühmtheit. Bis einer der Kritiker dieses Riesenopus durchgelesen hatte, konnte man solche Nachweise als naseweise oder gar boshafte Unterstellungen von Neidhammeln mit arg begrenztem Wissenshorizont hinstellen. Und wenn dann – nicht ganz unerwartet – diese Passage nicht gefunden werden konnte, ließ sich immer noch fröhlich an der Aufmerksamkeit der „Neidhammel“ zweifeln oder dieses Nichtfinden als gezieltes Wegschauen deuten.

Mein Verdacht entstand, als mir in Archiven Kollegen begegneten, die für ihre Innovationsfreude bekannt waren, und mir ein Blick in deren Benutzerakten verriet, dass diese mit Vorliebe Archivalien studierten, die mit „Dilettanten, Spinner...“ etc. überschrieben waren. Also bestellte ich mir eine Fülle von Archivalien, die meistens schon zeitgenössische Archivare in Bestände eingeordnet hatten, die sie (vermeintlich wertfrei) als „Kuriosa“ bezeichneten.

Ich kam gar nicht aus dem Staunen heraus, was da alles zu finden war. Schon die Bearbeiter dieser Kuriosa dürften z.B. die zahlreichen Liebesbriefe von BDM-Mädel an Hitler eher peinlich gefunden haben. Man musste dazu gar nicht auf Stalkerei oder auf Fälle für den Psychiater kommen. Nach einer Weile hat man das sicher weitgehend ungelesen in den Kuriosa-Korb verstaut. Ich lasse hier ebenfalls alles beiseite, was die armen Menschen umtreibt, die an Kombinationswut und mangelnder Sachkenntnis leiden. Mir blieben schon immer die Sachen im Gedächtnis, die rätselhaft und doch im Gewand der Vernunft daher schreiten. Als Sprachwissenschaftler, der auch einige Semester Mathematik studiert hatte, interessiert mich weitaus mehr das, was ein gewisser Richard L. Viebach „Sprachrechnung“ nannte. Leider war im Archiv nur eine Kurzbeschreibung dieser Sprachrechnung zu finden. Gleisbau und Kurvenge-wirr bzw Kurvenge-wirk spielten da eine Rolle.

M-Kurve	Kurvengewirr, blindes Kurvengewirk.	H-Kurve,
-----	-----	-----
Ordnung 1. Grades		Ordnung 1. Grades.
=====		=====
Eine Form der Tilgung des Kurvengewirrs der Mitte; eine Form der Ordnung 2. Grades in Gestalt höheren Gleisbaues		



Auszug aus Viebachs Kurzbeschreibung seiner Sprachrechnung (mit Unterschrift)

Ich habe lange nach Texten über diese Sprachrechnung gesucht, und da ich sie nicht fand, ihrem Verfasser nicht einmal identifizieren konnte, strengte ich meine Fantasie an, ob sie etwas Plausibles aus diesen Andeutungen machen konnte. Irgendwann gab ich es auf, das weiter zu verfolgen. Da spielten Selbstzweifel eine gewisse Rolle. Immerhin hatte ich schon mit der unter Mathematikern etablierten Topologie meine Probleme. Auch da kam mir lediglich der Verdacht, dass der Erfinder dieser Art von Rechnung Viebachs Sprachrechnung gekannt und weiterentwickelt haben könnte. Aber Terminologie und Verfahren waren zu unterschiedlich.

Am meisten fasziniert haben mich Geheimsprachen aller Art. Es lag in der Logik v.a. der männlichen Kollegen, die ihre Anregungen in Archiven suchten, dass sie partout nicht verrietten, woher sie sich anregen ließen, damit sie als Herrgötter angesehen werden konnten, die alles aus dem Nichts geschaffen hätten, und nicht einmal ihrer Geliebten gegenüber vor der Veröffentlichung Andeutungen machten, woran sie gerade forschten, weil sie ja nicht ausschließen konnten, dass diese heimlich mit den Konkurrenten unter ihren Kollegen schliefen und ihnen dann alles offenbaren.

Es gab aber auch Wissenschaftler, die gar nicht wollten, dass ihre Erfindungen und Entdeckungen überhaupt publiziert werden, meistens nicht aus moralischen Gründen, weniger weil ihre Forschungsergebnisse etwa für einzelne Menschen oder gar für die ganze Menschheit hätten gefährlich werden können, weitaus mehr weil sie an einer geizartigen Störung litten, nach der sie grundsätzlich alles klammheimlich für sich behalten wollen. Ob diese gesteigerte Unfähigkeit zu teilen und also auch mitzuteilen durch frühkindliche Erlebnisse bedingt oder

über Epigene von ähnlich veranlagten Vorfahren geerbt wurde, weiß ich nicht, hat mich – ehrlich gesagt – auch nie interessiert. Mein frühestes Interesse an diesen Menschen erregte übrigens in meiner Kindheit ein Nachbar, der, wenn er seine Wohnung überhaupt verließ, sich schräg nach hinten gelehnt von zwei scharfen, wahrscheinlich bissigen, jedenfalls stets wild schnaubend und knurrenden Hunden ziehen ließ. Er erwiderte nicht einmal einen Gruß. Ich habe ihn nie überhaupt ein Wort sagen hören, bis ich mich in der Kirche einmal zu jemandem umdrehte, der mit voller Inbrunst und dann auch noch falsch in den Gemeindegesang >Eine feste Burg ist unser Gott< einstimmte. Nur bei diesem Kirchenlied verriet er, dass er überhaupt sprechen konnte. Als Kind hatte ich einige Zeit den Verdacht: Das könnte doch Gott selbst sein (der erwidert ja auch nie einen Gruß), habe diesen Verdacht aber klammheimlich für mich behalten. (Ob diese Störung ansteckend ist?)

Ein solcher Mensch musste Gylfi Kantelberg gewesen sein. Immerhin unterschied er sich von den krassen Fällen dieser Störung dadurch, dass er (offenbar nicht mit dem besten Gedächtnis ausgestattet) aufschrieb, was er verheimlichen wollte. Als er 1960 starb, hinterließ er überraschenderweise ein Testament, das er aber in einer schwer entzifferbaren Schrift verfasst hatte. Wie später herauskam, enthielt dieses ein absolutes Publikationsverbot für alles, was er geschrieben hatte, und den expliziten Wunsch, alles nach seinem Tode zu vernichten. Die Erben hatten die Schrift und die hinterlassenen Dokumente aber nicht entziffern können und übergaben das dem Gemeindearchiv seines letzten Wohnorts. Der Archivar verbarg den Nachlass sicherheitshalber in einem Giftschrank, wie ihn nahezu jedes Archiv hat für alles, was nicht in das Licht der Öffentlichkeit gerückt werden soll.

In diesem Archiv entdeckte ich diese Dokumente. Sie waren abgefasst in einer Schrift, die sich am älteren Futhark der Runen orientierte. Die Sprache aber war, wie ich nach ersten Entzifferungsversuchen ausmachte, eher Althochdeutsch. Ich kontaktierte einen Nachfahren Kantelbergs, um mehr über seinen Vorfahren in Erfahrung zu bringen. Für diesen Nachfahren war aber das Publikationsverbot seines Vorfahren eher ein Anreiz, diesen geheimnisvollen Text in Übertragung (in lateinischer Schrift) unter seinem Gesinnungsgenossen zu verbreiten.

ibbu du willist mit
 eomana diutisk kwedan,
 ganga zi diu liuto
 fram kuning GYLFI !
 Lu ugast dara meniskon
 fintan, weliho ouh
 DIUTISK sprehan!



XLPKIS TINTA

Schluss der Übertragung eines quasi-althochdeutschen Textes von Kantelberg in lateinische Schrift mit Runen-Unterschrift

Aus den Texten Kantelbergs sprach ein krasser Rassismus. Hitler war ihm eine Heiliger. Unglücklicherweise fingen sein Nachfahre und dessen Freunde Feuer, standen wohl schon vorher neonazistischen Gruppen nah. So kamen sie dazu, diese Texte so zu behandeln, wie im 3. Reich die SS etwa die >Ura-Linda-Chronik< behandelt wissen wollte, einen im 19. Jahrhundert von einem holländischen Germanenverehrer erfundenen Text, nämlich als heiligen Textzeugen aus der Zeit der Edda.

Da Jahre später ein Angehöriger dieses neonazistischen Freundeskreises als Mitglied des >nationalsozialistischen Untergrunds< in zahlreiche Morde an Ausländern verwickelt war, geriet auch ich unter meinem (eher linken) Freunden unter Beschuss. Ich hätte Kantelbergs Text nicht dem Nachfahren bekannt machen dürfen. Überdies: Wieso forschst du überhaupt über so etwas? Und warum ich mich nicht an Kantelbergs Publikationsverbot gehalten hätte? Und warum auch noch so etwas in Kurzgeschichten ansprechen? Und dann noch mit den Echtnamen der Delinquenten...

Ich sagte ja, Archivforschung ist entsetzlich langweilig, aber ich muss letztendlich auch zugeben, plötzlich manchmal ziemlich brenzlig.¹

¹ Auf Empfehlung von Freunden, denen ich diese Kurzgeschichte vorab zu lesen gab, habe ich aus juristischen Gründen wie schon einmal vor Jahren versucht, die Herren Viebach und Kantelberg ausfindig zu machen. Da man mir inzwischen noch nicht einmal an den Wirkungsorten Krefeld und Kotzde geantwortet hat, bin ich geneigt anzunehmen, dass das auch im Original Tarnnamen sind.

Der Beipackzettel

Ich finde bei einem Umzug ein Medikament, das erst in 2 Jahren abgelaufen ist. Hat mir wohl ein Arzt oder eine Ärztin verschrieben oder auch meiner verstorbenen Frau. Jedenfalls nicht angebrochen. Vielleicht weil wir schon bei Anschaffung nicht ermitteln konnten, wozu es gut ist bzw. wie viel man wie oft sich davon oral oder anal oder sub- oder (su)perkutan an- bzw. einverleiben solle.

Ach so: eines immerhin war dem Beipackzettel zu entnehmen, nämlich dass es sich um eine Salbe handelt. Also sind oral und subkutan wohl ausgeschlossen. Auch das Wofür wird zumindest angedeutet. Es diene dem Befinden. Wessen Befinden (außer dem des Pharma-Konzerns), ob Übel- oder Wohlbefinden, ob im Darm oder im Hirn oder im Po oder sonstwo, erfährt man weder auf dem Beipackzettel noch auf der Verpackung bzw. auf der Tube, die die Salbe enthalten soll. Und wie viel und wohin? Nichts als Fehlanzeige. Stattdessen zwei Seiten dichtgedrängt und proppevoll mit Warnhinweisen auf Nebenwirkungen etc. mit anschließender beruhigender Abwiegung: Alles sei gar nicht so schlimm und außerdem selten.

Mit zunehmendem Alter gewöhnt man sich ja an die Flut von Schrottinformationen gerade auch auf Beipackzetteln, lernt schnell die meistens ziemlich verborgen platzierten Informationen aufzufinden, die wichtig sind. Was macht man aber mit ellenlangen fast origamiartig gefalteten Informationsgräbern, in denen man vergeblich auch nur nach einer einzigen wichtigen Information sucht. Es bleibt nur der Ärger, dass man in Erwartung vielleicht sogar lebenswichtiger Informationen aus Furcht, etwas überlesen zu haben, alles nochmal und sogar gründlicher liest und doch nichts findet, was der Rede wert wäre. Ich weiß natürlich, dass ein gerüttelt Maß von Schuld an diesen monströsen Textabsonderungen die ärztliche Vereinigung und die gesetzgebenden Politiker tragen. Aber umso wichtiger wären hier Anti-Aktivitäten.

Meine Kollegen vom Mannheimer >Institut für deutsche Sprache< versprachen schon vor Jahrzehnten, sich der Sache anzunehmen. Sie wollten eine Gruppe von Beratern bilden, an die sich die Pharma-Konzerne hätten wenden können, wenn sie Formulierungshilfe brauchten für die Beipackzettel. Ausnahmsweise aber liegt es wohl nicht an den Verständlichkeitsforschern,

die ja eine relativ junge Unterdisziplin der Kommunikationswissenschaften sind und noch mächtig an der geeigneten Methode feilen, dass ich bis heute nicht einem einzigen Beipackzettel in die Hand bekam, der auch nur entfernt die überarbeitende Hand eines Experten in Sachen Lesbarkeit verriet. Es ist durch die Jahrzehnte nur noch schlimmer geworden. Konzerne, soll schon Marx behauptet haben, sparen immer gerade an Mitarbeitern, die sich verständlich ausdrücken können.

Allmählich kommt es mir wieder. Ich hatte schon vor vielen Jahren Probleme mit der linken eustachischen Röhre, dieser Verbindung zwischen dem Ohr und der Mundhöhle, quer durch das Gesichtsfleisch, von der die meisten Menschen ihr Leben lang nichts spüren und also auch nichts wissen. Aber Sonderlinge wie ich haben natürlich auch so etwas Absonderliches: Ich höre mich also gelegentlich leicht verzögert selbst sprechen. Das ist wie mit reimenden oder auch stabreimenden Gedichten. Irgendetwas klappert in ihnen echo-artig nach und bringt einen aus dem Gedankengang. Es war mir früh klar, dass das nur an dieser dämlichen Röhre liegen kann. Die mussten beim Auftreten dieser Störung verstopft sein. Begleitet war das meistens beim Sprechen mit einem leicht dumpfen Dröhnen in der linken Kopfhälfte. Für kommunikationsfreudige, genauer: ungebändigt schwatzhafte Menschen wie mich, die schon der Englischlehrer in der Schule als „talkative man“ gekennzeichnet hatte, ein Riesenproblem, lästig für berufsmäßige Lästereier wie mich, lustig nur für lüsterne Leser ihrer Lästereien. (Pardon, da brannte mal wieder mein Alliterationstrieb mit mir durch.)

Dagegen sollte also diese Salbe helfen. Weil man an diese Röhre nicht herankommt – vermutlich ist das sogar für einen Chirurgen nicht so einfach – dürfte die Frage, wo man dann die Salbe positionieren soll, dafür verantwortlich gewesen sein, dass ich die Tube nie anbrach. Wahrscheinlich hatte mir meine HNO-Ärztin schon verklickert, dass man sie wie bei der Akupunktur üblich an einer Stelle anbringen müsse, wo das kein normaler Mensch erwartet. Nur hatte sie mir die Stelle nicht verraten oder auch – statt sie mir mit ihrem Finger fühlbar zu machen – zu schwammig beschrieben. Jedenfalls hatte ich ihre Erklärung sicher sehr schnell vergessen. Ich denke, der Windstoß, der meinen Kopf beim Heraustreten aus der Praxis durchlüftete, trug die Erklärung in die Nimmerleinswelt, getragen von der Überzeugung: Wird ja sicher alles der Beipackzettel erläutern. Der aber entpuppte sich als eine ebenfalls windstoß-gelüftete Pustebblume. Ich frage meinen Apotheker, ob mein Eindruck stimmt, hier habe man es mit einem der berühmtesten Allroundmittel zu tun, die bei mir notorisch wie Pla-

Simonon: Giftschränk

cebos nichts bewirken. Der aber holt sich bei seinem unsichtbaren Chef (war hoffentlich nicht der Herrgott persönlich) die Versicherung: wirklich wirksam. Ich vergaß zu fragen, wofür bzw. wogegen.

Ich gehöre nicht zu den Verehrern des Philosophen Heidegger. Leere und Nichts jagen mir also keine heiligen Schauer durch die Visage. Erst recht nicht durch eine eustachische Röhre. Ich halte es mehr mit Vaihinger, dem Leere und Nichts, wie ihr Gegenteil, die Fülle und das All, Grenzfälle von etwas sind, genauer: Erfindungen unseres Hirns, Zauberern wichtig zur Berechnung ihrer Überraschungen, aber hochgefährlich besonders hungerstab-trächtig für fundamentalistisch Veranlagte, die sie für bare Münze halten. Wenn ich also ankündige, dass ich diesen nichtssagenden Beipackzettel vernichten werde, heißt das also nicht, dass ich ihn dem Herrgott übergebe, damit er es seinerseits dem Nichts übergebe, aus dem er angeblich diese Welt geschaffen habe, sondern lediglich meinem schrottinformationsüberfüllten Müll-eimer. Füll-Müll: Wann zum Teufel schaffe ich es einmal, meine poetischen Elaborate von meistens auch noch daneben reimenden Reimen zu reinigen!

Ja, um die häufig an mich gerichtete Frage gleich zu beantworten, wo denn diese Kurzgeschichte ihren Sitz im Leben habe, anbei besagter „Beipackzettel“.

Gebrauchsinformation: Information für den Anwender
Jonen-Salbe 3,5g
 Wirkstoffe: Natriumchlorid, Kaliumchlorid, Calciumchlorid 2 H₂O.

Lesen Sie die gesamte Packungsbeilage sorgfältig durch, denn sie enthält wichtige Informationen für Sie.
 Dieses Arzneimittel ist ohne Verschreibung erhältlich. Um einen bestmöglichen Behandlungserfolg zu erzielen, muss Jonen-Salbe 3,5g jedoch vorschriftsgemäß angewendet werden.

- Heben Sie die Packungsbeilage auf. Vielleicht möchten Sie diese später nochmals lesen.
- Fragen Sie Ihren Apotheker, wenn Sie weitere Informationen oder einen Rat benötigen.
- Wenn sich Ihre Beschwerden verschlimmern oder nach wenigen Tagen keine Besserung eintritt, müssen Sie auf jeden Fall einen Arzt aufsuchen.
- Wenn eine der aufgeführten Nebenwirkungen Sie erheblich beeinträchtigt oder Sie Nebenwirkungen bemerken, die nicht in dieser Gebrauchsinformation angegeben sind, informieren Sie bitte Ihren Arzt oder Apotheker.

Diese Packungsbeilage beinhaltet:

1. Was ist Jonen-Salbe 3,5g und wofür wird sie angewendet?
2. Was müssen Sie vor der Anwendung von Jonen-Salbe 3,5g beachten?
3. Wie ist Jonen-Salbe 3,5g anzuwenden?
4. Welche Nebenwirkungen sind möglich?
5. Wie ist Jonen-Salbe 3,5g aufzubewahren?
6. Weitere Informationen

1. WAS IST JONEN-SALBE 3,5G UND WOFÜR WIRD SIE ANGEWENDET?
 Jonen-Salbe 3,5g ist eine Salbe zur Anwendung auf der Haut.
 Jonen-Salbe 3,5g wird traditionell angewendet zur Besserung des Befindens. Diese Angabe beruht ausschließlich auf Überlieferung und langjähriger Erfahrung. Beim Auftreten von Krankheitszeichen, wie z.B. Hautveränderungen, sollte ein Arzt aufgesucht werden.

2. WAS MÜSSEN SIE VOR DER ANWENDUNG VON JONEN-SALBE 3,5G BEACHTEN?
Jonen-Salbe 3,5g darf nicht angewendet werden,
 - wenn Sie überempfindlich (allergisch) gegenüber den enthaltenen Stoffen sind,
 - bei Kindern unter 12 Jahren.
Besondere Vorsicht bei der Anwendung von Jonen-Salbe 3,5g ist insofern erforderlich,
 als dass zur Anwendung des Arzneimittels bei Kindern unter 12 Jahren keine ausreichenden Untersuchungen vorliegen. Die Anwendung von Jonen-Salbe 3,5g wird daher bei Kindern unter 12 Jahren nicht empfohlen.
 Jonen-Salbe 3,5g enthält Stoffe, die bei länger dauernder Anwendung Allergien verursachen. Achten Sie daher bitte besonders auf das Auftreten von Juckreiz, Rötung und Schwellung der (umgebenden) Haut. Falls Sie derartige Anzeichen bemerken, beenden Sie bitte die Anwendung von Jonen-Salbe 3,5g und suchen Sie Ihren Arzt auf.
Bei Anwendung von Jonen-Salbe 3,5g mit anderen Arzneimitteln:
 Bitte informieren Sie Ihren Arzt oder Apotheker, wenn Sie andere Arzneimittel anwenden bzw. vor kurzem angewendet haben, auch wenn es sich um nicht verschreibungspflichtige Arzneimittel handelt.
Bei Anwendung von Jonen-Salbe 3,5g zusammen mit Nahrungsmitteln und Getränken:
 Keine Besonderheiten.
Schwangerschaft und Stillzeit:
 Fragen Sie vor der Anwendung von allen Arzneimitteln Ihren Arzt oder Apotheker um Rat.
 Zu Anwendung von Jonen-Salbe 3,5g während Schwangerschaft und Stillzeit liegen bislang keine Daten vor.
Verkehrstüchtigkeit und das Bedienen von Maschinen:
 Es sind keine besonderen Vorsichtsmaßnahmen erforderlich.
Wichtige Informationen über bestimmte sonstige Bestandteile von Jonen-Salbe 3,5g:
 Wollwachs, Cetylstearylalkohol und Butylhydroxytoluol können örtlich begrenzte Hautreizungen (z.B. Kontaktdermatitis) auslösen.

3. WIE IST JONEN-SALBE 3,5G ANZUWENDEN?
 Wenden Sie Jonen-Salbe 3,5g immer genau nach den Anweisungen in dieser Packungsbeilage an. Bitte fragen Sie bei Ihrem Arzt oder Apotheker nach, wenn Sie sich nicht ganz sicher sind.
Dosierung, Art und Dauer der Anwendung:
 Die folgenden Angaben gelten, soweit Ihnen Ihr Arzt Jonen-Salbe 3,5 g nicht anders verordnet hat. Bitte halten Sie sich an die Anwendungsvorschriften, da Jonen-Salbe 3,5 g sonst nicht richtig wirken kann!
 Die Jonen-Salbe 3,5g wird auf beide Ohrmuscheln aufgetragen. Sie kann auch traditionell nach den Regeln der Ohrakupunktur und der Akupunktur angewandt werden.
 Einwirkungszeit: im Allgemeinen 15 - 30 Minuten, wenn die Salbe reizlos vertragen wird, kann sie auch länger belassen werden, z.B. über Nacht.

Die Dauer der Anwendung dieses Arzneimittels ist nicht prinzipiell begrenzt, beachten Sie jedoch bitte die Angaben unter „Besondere Vorsicht bei der Anwendung von Jonen-Salbe 3,5g“.

Bitte sprechen Sie mit Ihrem Arzt oder Apotheker, wenn Sie den Eindruck haben, dass die Wirkung von Jonen-Salbe 3,5g zu stark oder zu schwach ist.

Wenn Sie eine größere Menge Jonen-Salbe 3,5g angewendet haben als Sie sollten:
Bei bestimmungsgemäßem Gebrauch sind Überdosierungen bisher nicht bekannt.

Wenn Sie die Anwendung von Jonen-Salbe 3,5g vergessen haben:
Wenden Sie nicht die doppelte Dosis an, wenn Sie die vorherige Anwendung vergessen haben.

Wenn Sie die Anwendung von Jonen-Salbe 3,5g abbrechen:
Wenn Sie weitere Fragen zur Anwendung des Arzneimittels haben, fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker.

4. WELCHE NEBENWIRKUNGEN SIND MÖGLICH?
Wie alle Arzneimittel kann Jonen-Salbe 3,5g Nebenwirkungen haben, die aber nicht bei jedem auftreten müssen.
Bei der Bewertung von Nebenwirkungen werden folgende Häufigkeitsangaben zugrunde gelegt:

Sehr häufig: mehr als 1 Behandler von 10	Häufig: 1 bis 10 Behandelte von 100
Gelegentlich: 1 bis 10 Behandelte von 1000	Selten: 1 bis 10 Behandelte von 10.000
Sehr selten: weniger als 1 Behandler von 10.000	Nicht bekannt: Häufigkeit auf Grundlage der verfügbaren Daten nicht abschätzbar

Mögliche Nebenwirkungen:
Aufgrund des Gehaltes an Wollwachs, Butylhydroxytoluol und Cetylstearylalkohol können bei der Anwendung dieses Arzneimittels Hautirritationen auftreten. Möglich sind auch Spätreaktionen, wie z.B. Kontaktdermatitis. Der Kontakt mit Augen und Schleimhäuten ist zu vermeiden.
Bei Überempfindlichkeit gegen Wollwachs (-alkohole) kann es zu allergischen Hautreaktionen kommen.
Welche Gegenmaßnahmen sind bei Nebenwirkungen zu ergreifen?
Bei auftretenden Nebenwirkungen ist das Präparat sofort abzusetzen und ein Arzt aufzusuchen. Informieren Sie bitte Ihren Arzt oder Apotheker, wenn eine der aufgeführten Nebenwirkungen Sie erheblich beeinträchtigt oder Sie Nebenwirkungen bemerken, die nicht in dieser Gebrauchsinformation angegeben sind.

5. WIE IST JONEN-SALBE 3,5G AUFZUBEWAHREN?
Arzneimittel für Kinder unzugänglich aufbewahren!
Sie dürfen das Arzneimittel nach dem auf der Faltschachtel und dem Tubenfalz angegebenen Verfallsdatum nicht mehr verwenden. Das Verfallsdatum bezieht sich auf den letzten Tag des Monats.
Die Dauer der Haltbarkeit nach Anbruch beträgt ca. 12 Monate.
Das Arzneimittel darf nicht im Abwasser oder Haushaltsabfall entsorgt werden. Fragen Sie Ihren Apotheker wie das Arzneimittel zu entsorgen ist, wenn Sie es nicht mehr benötigen. Diese Maßnahme hilft die Umwelt zu schützen.

6. WEITERE INFORMATIONEN
Was Jonen-Salbe 3,5g enthält:
Wirkstoffe: 100 g Salbe enthalten: 3,5g Natriumchlorid, 0,5g Kaliumchlorid, 0,5g Calciumchlorid 2 H₂O.
Sonstige Bestandteile: Wollwachsalkoholsalbe (enthält u.a. Wollwachs, Butylhydroxytoluol, Cetylstearylalkohol), Gereinigtes Wasser, Glycerol.
Wie Jonen-Salbe 3,5g aussieht und Inhalt der Packung:
Originalpackung mit Tube zu 30 g Salbe

Pharmazeutischer Unternehmer: Arzneimittel zur Perkutanen Regulationstherapie Barbara Helmbold Gymnasiumstraße 13 97421 Schweinfurt	Lohnhersteller: Spreewälder Arzneimittel GmbH Schulstraße 9 15913 Märkische Heide
--	---

Diese Gebrauchsinformation wurde zuletzt genehmigt im März 2009.

Zur Perkutanen Regulationstherapie nach Dr. K. Helmbold ist eine Informations-Broschüre erhältlich bei:
Arzneimittel zur Perkutanen Regulationstherapie
B. Helmbold
Gymnasiumstr.13
97421 Schweinfurt
Telefon: 097 21-23503
Fax: 09721-3880834

JS3,5-A0001

Mein Rechtsberater empfiehlt mir nicht zuletzt aus Urheberrechtsgründen, an obigem Scan wenigstens den Namen der Salbe z.B. in „Lotter-Salbe“ zu fälschen. Wie viele sieht er in mir mehr den Schriftgelehrten als den Schriftsteller. Schriftgelehrte tun wirklich gut daran, so etwas zu fälschen. Sie sollten es nicht allzu ernst nehmen, wenn sie besonders in Prüfungen durch Gesetze oder auch nur durch Gepflogenheiten dazu verpflichtet werden, die Wahrheit zu sagen. Aber muss ich als Schriftsteller denn auch solche Fälschungen begehen? Wäre es nicht klüger, so oder so Wahrheiten (was immer man darunter versteht) stets als Fälschungen auszugeben? Glücklicher Leser, der in diesem Dschungel absurder Gesetze und Anordnun-

gen plötzlich doch wie einst Heidegger das Nichts erblickt und das Gefühl nicht los wird, er habe den Kern erfasst.

Reimsucht

Ich habe mehrfach gestanden, dass ich an Reimsucht leide. Wenn es stimmt, dass die alten Griechen Reime arhythmisch fanden, muss ich mich wohl dieser Arhythmomanie (besser wohl: Arithmomanie¹) schämen. Ich kann aber nicht anders. Manche halten mich deswegen schon für eine Schwuchtel oder einen Taugenichts, der aus meiner Schwäche bestenfalls eine Tugend macht.

Ich weiß, der Tod des Reims war das Reimwörterbuch. HÖLDERLIN ahnte wohl, dass so etwas wie die Reimwörterbücher kommen würde. Er flüchtete an die Brüste von HOMER und HORAZ, die Reime verabscheuten, und verzierte deren Versmaße mit Akzenten. Hexameter lassen sich wie ein ziseliert geschliffener Bernstein bis in die (in ihren Tiefen konservierte) Tierleiche durchschauen, aber nicht aus einem Wörterbuch abschreiben. Tierleichen in tiefen Abgründen lassen Tragödien entstehen und also auch Reime zerreißen. Hier wandert aber die Kunst nicht in ein Wörterbuch ab.

Ich gebe zu, ich habe mich sogar extremen Reimexzessen schuldig gemacht. Diese kulminierten in dem Gedicht >Liebesspiele< (man findet es oben in meinem >GIFT-Schrank<; aber für alle, die zu faul sind, es dort aufzusuchen, sei es hier nochmals wiedergegeben:)

Küsse Genüsse
wirr und krass
Tal und Entleerung

Genossene Küsse
klirr durchs Fass
Qual Entbehrung

Belehrung Verzehrung
Zahlen und Hass
Dürre Schüsse

¹ Meine Mitarbeiterin Gabriele, eine Graezistin, meint: ich hätte da etwas missverstanden: Das habe nichts mit meiner mangelnden Begabung, z.B. beim Tanzen den Rhythmus einzuhalten, sondern weitaus mehr mit Arithmetik zu tun. Altgriechisch Arithmos heiße ‚Zahl‘, manchmal ‚Reim‘, könne ich aber in keiner Weise mit meinem Abdriften in die Arhythmie und dem Auf-die Füße-Treten von Partnerinnen beim Tanzen in Zusammenhang bringen.

Kirre durch Küsse
vergossen und nass
Saal der Vermehrung.

Hier gibt es kein Inhaltswort, das nicht auf ein anderes Inhaltswort reimt. Ich sollte sogar zugeben, dass ich mitten im Reimen einen Orgasmus hatte. Sogar das Abschlafen nach dem Erguss ist ihm anzumerken. Schrecklich: Immer diese Süchte! Man kommt zu nichts. Damals (60er Jahre) wusste ich allerdings noch nicht, dass ich mich schon ohne Rückweg in den Fängen der Arithmomanie befand.

Okay, ich habe manchmal Entzugserscheinungen, verdonnere mich auch schon einmal zum Reimfasten, in Erwartung von Tierleichen in Bernsteinen. Ich suchte auch lange nach Leidensgenossen, rief auf zur Bildung einer Gruppe von anonymen Arithmomanen. Aber keiner meldete sich. Die empfanden beim Fröhnen ihrer Reimsucht offenbar noch nicht meinen Leidensdruck. Naja, ich bin auch sonst meist mehr als ein Jahrzehnt meiner Zeit und zunft voraus.

Überfallartig packt es mich dann doch wieder und immer heftiger. Bis heute weiß ich keinen wirklichen Ausweg, wie ich aus diesen Reimstrudeln herauskommen soll. Eine Weile ließ ich mich auf Abwege abgleiten. Ich entdeckte den Stabreim. Ich reimte Stunk auf Stube und Stuss und ließ meinen Stift stottern von einer Verstiegenheit zur anderen. Ich ließ die Vokale ablaufen. Eine Weile roch die Rache nach Rechthaberei oder so ähnlich. Es half alles nichts.

Ich gab eine Anzeige im Internet auf:

„Suche eine Reimaustreiberin, kann auch verführerisch, verschlagen oder schlüpfzig sein.“

Da meldete sich aber nur ein Ex-Pfarrer. Der rühmte sich, mit Teufelsaustreibung beste Erfahrungen gemacht zu haben. Da sei die Entwicklung von Reimexorzismen sicher nur ein Kinderspiel. Ich schob aufkommende Zweifel leichtfertig beiseite – Süchtige sind ja in ihrer Not zu manchem bereit – und verabredete mich mit ihm. Welch eine Überraschung: Es war mein Freund LEWI. Der hatte die Anzeige gelesen und gedacht: So etwas kann nur von Gérard SIMENON stammen. Mein Freund ist perfekt. Aber er hat einen Fehler: Vor lauter Humor kann er mich gerade dann nicht ernst nehmen, wenn es drauf ankommt. Der hatte meine Reim-Marotte also immer nur für einen Scherz gehalten.

Ich sah vorübergehend andere Auswege: Manchmal beschönigte ich meine Reimsucht, hielt Vorträge über die >Kunst der Daneben-Reimens< oder gab damit an, dass ich den Daneben-Reim überhaupt erst erfunden hätte, erfand außerdem den neuen Namen „Ablautreim“, meide allerdings inzwischen Reime, deren Wörter etymologisch miteinander verwandt sind, wie gebären, Gebahren und Bahre oder Koch, Küche und Kuchen. Köstlich finde ich Reime wie Abort und Abart, Zange und Zunge, sogar weit daneben Gereimtes wie Onkel, Unke und Ulk. Auch Wörter wie ärgern und würgen entführten meine Krimi-Fantasie an die Grenze der Verständlichkeit. Und natürlich kenne ich das unerreichte Ideal aller Ablautreime, das sich schon bei dem römischen Komödiendichter Terenz findet:

amantes amentes

Leider wie die meisten Reimsprüche nicht annähernd reizvoll ins Deutsche zu übersetzen. Dabei ist das Motiv, dass also Liebende Verrückte seien, sicher älter als Terenz. Ich weiß auch nicht, warum die Poetologen bisher für diese Reimart kein Fachwort fanden.

In der Geschichte des Reims hat bis heute eine weitere Reimart keinen Namen. Da werden Worte nur wiederholt. Langweilig, denkt man zuerst. Dann erfand der Philosoph Arthur Schopenhauer (ja, der mit der irokesenartig versteiften Umrandung seiner Glatze) den Aphorismus:

Eifersucht ist eine Leidenschaft,
die mit Eifer sucht, was leiden schafft.

Bis heute ist dieser Spruch in seinem Tiefsinn nicht übertroffen, leider nur von wenigen beherzigt. Sogar Psychiater sehen in der Eifersucht nach wie vor nicht eine Krankheit, sondern ein Zeichen, wenn nicht ein konstitutives Merkmal von Liebe. Was ist aber eifersüchtige Liebe mehr als ein von Besitzgier angefressenes Gefühl. Formal macht Schopenhauers Spruch klar, was Ähnlichkeitsforschung schon lange so sieht, dass Wiederholung nur ein Grenzfall von Variation ist.¹

In der Sucht findet man vieles köstlich. Danach folgt nicht nur nachts häufig die Ernüchterung und das Nichts. Inzwischen fühle ich mich hilflos in dem Halfter eines Rosses hängen, dass

¹ Zur Ähnlichkeitsforschung s. <https://homepages.uni-tuebingen.de//gerd.simon/Aehnlichkeitsmass.pdf>

Simenon: Giftschränk

mit mir durchgeritten ist über Riesengebirge ohne einen Funken Bernstein, geschweige denn in seinen Tiefen eine Tierleiche.

Ich wage zum Schluss schon gar nicht mehr, die übliche Bitte in meinen Kurzgeschichten vorzubringen: Wer hilft mir? Man komme mir jedenfalls nicht mit Reimverbot oder so. Das stimuliert nur meine Reimsucht.

Die Als-ob-Straße in Nehren

Namen sind Schall und Rauch, verbreitete schon Goethe. Als Träger eines der weltweit häufigsten Namen dachte ich das auch lange Zeit.

Wenn Goethe da nicht mal wieder geirrt hat, sagte sich aber alsbald mancher Namensforscher. Mein Kollege Sappler füllte ganze Hörsäle mit diesem Thema. Weil regelmäßig aus dem Nebenraum des Raumes, in dem ich über so etwas Unbedeutendes wie Bedeutungsforschung unterrichtete, Gelächter drang, erkundigte ich mich und erfuhr, dass der stets süffisant lächelnde Kollege Sappler mal wieder einige Beispiele aus seiner reichen Sammlung von deutschen Ortsnamen kommentiert hatte. Wenn ich später, vor allem in Bayern, durch die häufigen Staus auf den Autobahnen auf Schleichwege durch die Dörfer gedrängt wurde, erinnerte ich mich angesichts mancher illustrier Ortsnamen an das Gelächter aus dem Hörsaal des Kollegen Sappler. Zu diesen lustigen Ortsnamen schien Nehren nicht zu gehören. Aber da hatte man nicht mit der Fantasie der Nairemer gerechnet.

Ich war nie Spezialist in Sachen Namensforschung, habe aber bei der Lektüre mancher skurriler Elaborate v.a. aus dem 3. Reich gedacht: Das könnte ein Satiriker wie ich überbieten. Also habe ich mir so manches zusammengereimt, als hätte ich nie Sprachwissenschaften studiert. Zum Beispiel: der Ortsname Nehren. Dazu ist es gut, alles zu vergessen, was mein Freund Jonas dazu zusammengetragen hat ¹

¹ Dringend zu empfehlen: Jürgen Jonas: *Nehren und Hauchlingen beinander : Geschichte und Geschichten aus 500 Jahren. Nürtingen / Frickenhausen : Sindlinger-Burchartz, 2004*

Ich gehe davon aus, dass die Nehrener sich noch heute Nairemer nennen. Das ist offenkundig eine volksetymologische Verballhornung aus Nirrwahner, und für Möchtegernnamensforscher sofort erkennbar als Kontamination aus der Vorsilbe ne- und dem doppelt gemoppelten irr-wahn- und natürlich der Nachsilbe -er, die aus dem davor eine Person macht. Manche munkeln, die Inder hätten das komplexe Wort ne-irr-wahn-er ihrem Hauptbegriff Nirwana zugrunde gelegt, das die Europäer anfangs mit ‚Paradies‘ übersetzten. Erst nachdem die römische Kirche sich das Patentrecht auf das Wort Paradies erkaufte, hat man das ziemlich nichts-sagend eben mit ‚Nichts‘ übersetzt. Weil das aber zu vielen eben nichts sagte, hat man dafür gesorgt, dass das Wort als Fremdwort in die europäischen Sprachen drang. So kam es, dass heute nicht einmal die Inder noch wissen, dass ihr Nirwana mit dem Gegenteil von dem zu tun hat, was wir Irr- oder Wahnsinn nennen. Die Archäologie des Ortsnamens Nehren liefert den einzigen eindeutigen Beleg für die ursprüngliche Bedeutung des indischen Hauptbegriffs Nirwana. Die manchmal vertretene Auffassung, dass es ein Auswanderer aus Nehren war, der das Wort Nirwana in die indische Sprache einführte und integrierte, ist reine Spekulation.

Noch bevor ich aus meiner Putznickelklausur in Schwarzenberg auswanderte, erkundigte ich mich über den neuen Wohnort Nehren. So dankbar ich den Autoren von Asterix und Obelix (UDERZO und GOSCINNY) für ihre bis dato geheim gehaltene Empfehlung für Nehren war, entschied ich mich vorsichtshalber doch für eine Art Vorkosterei. Ich besuchte eines der Dorffeste, mischte mich also unerkannt unter die Nairemer und kam gar nicht aus dem Staunen heraus. Eine Art Zaubertrank musste die Nairemer beseelt haben. Überall in Süddeutschland hörte man aus meinem Dialekt den Plattdeutschen heraus und behandelte mich als „Reingeschmeckten“. In Nehren war das ganz anders. Auch UDERZOs und GOSCINNYs Darstellung des Dorfes von Asterix und Obelix muss schon damals in einer Hinsicht krottenfalsch gewesen sein: Die Nairemer hatten sogar nicht einmal etwas gegen die Römer. Höchstens Diktatoren wie Cäsar glotzten sie verständnislos an. Das Wort „Fremdenhass“ musste man ihnen mühsam erklären. Das Wort „Hassprediger“ war ihnen noch fremder. Ich brauchte sehr lange, um den Nairemern zu verklickern, dass nicht ich der „Hassprediger“ war, nur weil ich zum besseren Verständnis meinte, Hassprediger, das wäre, wie wenn ich von der Kanzel ihrer Kirche predigte:

„Hasset eure Nächsten!“

Nur wenige erkannten, dass ich damit das Gegenteil sagen wollte von „Liebet eure Feinde.“

Mein Freund Jonas veranlasste mich zu einem Rundgang durch Nehren. Ich hatte schon vorher die Nairemer auf dem Dorffest bewundert wegen ihrer Namensfantasie. Ihrem Bürgermeister nannten sie z.B. Betzebub. Bei dem Rundgang stieß ich auf ungewöhnliche Straßennamen: Nach dem Bürgermeister hatten sie ursprünglich eine lange Straße Betzebuben-Straße genannt. Der Bürgermeister persönlich hatte (die Bäckerei am Anfang der Straße hatte ihn darauf gebracht) aus lauter Bescheidenheit angeregt, kleinere Brötchen zu backen und sie einfach Bubengasse zu nennen. Das kommunale Straßennamenamt sekundierte: Die Philosophie der Straßennamengebung hätte schon zur Zeit des in Nehren geborenen Philosophen Vaihinger dringend empfohlen, kurze oder auch gekürzte Namen zu wählen.

Von der Bubengasse ab geht eine Straße mit dem ungewöhnlichen Namen Danzrappel. Man erzählt sich im Dorf, so kommentierte mir das Dorfführer Jonas, dass dort der berühmte Erfinder des Rappeltanzes gewohnt habe. Im Ortsteil Hauchlingen gibt es schräg gegenüber dem Geburtshaus des Philosophen Vaihinger eine Gasse mit dem Namen Oper. Nicht wie in manchen weltbekannten Städten Zur Oper oder An der Oper, sondern einfach Oper. Der Lokalarthäologe Fromme, der schon in der Ortsmitte die Grundmauern einer mittelalterlichen Burg ausgegraben hatte, habe angeregt, hier ebenfalls einmal nach den Resten einer Oper zu suchen. Da Wissenschaftler berufsmäßig zum Zweifeln verpflichtet sind, habe er aber zugleich alle Erwartungen gedämpft. Namen könnten manchmal auch in die Irre führen.

Und dann führte mich Freund Jonas zu einem Straßenschild an einer ganz unscheinbaren Sackgasse: Die Als-Ob-Straße veranlasste mich später, eine Recherche bei meinen Kollegen von der Namenforschung zu starten, ob es überhaupt sonst irgendwo auf der Welt einen Straßennamen gäbe, der nur annähernd derart konstruiert sei. Meine Kollegen unterstellten mir ungläubig, dass dieser Name erfunden sei. Einige führte ich deshalb zu diesem Straßenschild. Eine Kollegin mit dem altindischen Namen Dabke kam sogar aus ihrem momentanen Wirkensort Melbourne in Australien vorbei und ließ sich zusammen mit dem Namensgeber Jonas und mir unter diesen Straßenschild ablichten (s. anbei).



Namensforscherin Dabke (Melbourne), Autor Simon (genannt Simenon) und Jürgen Jonas (Erfinder eines neuen Straßennamentyps) unter dem Straßenschild Als-Ob-Straße

Seitdem gilt Nehren als Ort der Erfindung eines völlig neuen Straßennamentyps, den man die Fachbezeichnung nomen viarum coniunctionis duplicis gab, zu deutsch in etwa: ‚Doppelbindewortstraßennamen‘. Schon hat Kollegin Dabke in Melbourne angeregt, dort analog eine neue Straße As-if-Street zu nennen. Freund Jonas, der den Namen erfand, gab zu bedenken, er wollte so doch nur den großen Nehrener Philosophen Vaihinger ehren, dessen Hauptwerk ja den Titel trägt ‚Philosophie des Als Ob‘. Die Namensforscher überlegen zur Zeit, ob sie die Fachbezeichnung nicht entsprechend ergänzen:

nomen viarum coniunctionis duplicis Vaihingeriensis

Gerade höre ich, dass die Gemeinde Nehren beschlossen hat, im Nordwesten einen neuen Ortsteil anzulegen. Beim Amt für Straßennamen gehen auch schon die ersten Vorschläge für Straßennamen ein. Fast ausnahmslos – wen wundert es – liegen diese auf der Linie, die in Nehren offenbar schon Tradition hat:

Wie-denn-anders-Weg

Auf-und davon-Korridor

Ab-in-den-Orkus-Treppe

Tingel-Tangel-Ring

Ab-und-an-Weg

Einigermaßen-Reihe

Schlingel-Schlangen-Promenade

Nahezupfad

Jacke-die-Hose-Schiene

Dumme-Witze-Gasse

Schnapsidee-Viadukt

Kopfzerbrecher-Platz

Nonsens-Anlage

Kurzer-Sinn-Kanal

Grübelgraben

Pointenbahn

Wolkenkuckucksbrücke

Bösewichte-Damm

Und natürlich nicht fehlen durfte

Wie-Wenn-Straße

Ich hoffe, dass sich noch viele analog an der Namensgebung beteiligen. Ich selbst füge hinzu

Warum-bis-Weshalb-Allee

Daneben-und Drüber-hinaus-Stieg

Das Amt für Straßennamen wird diese Vorschläge sicher prüfen, eventuell kürzen und (hoffentlich nicht) in den Papierkorb werfen.

In Nehren, so schloss ich, ballt sich die Fantasie. Da muss ich hin, zumal man da schon an einem Namen für ein Straßenschilder-Museum tüftelt. Diskutiert wurde der Name „Schilda-Museum“. In Schilda gab es ja nicht nur Häuser ohne Fenster, sondern auch Straßen ohne Namen. Sonderlich glücklich war man mit dem Namen „Schilda-Museum“ allerdings nicht. Als geborener Schildbürger bin ich leider befangen. Ich beschränke mich stattdessen auf den Vorschlag: Nur solche Schilder mit originellen Namen sammeln, wie z.B. die Zeter-und Mordio-Gasse in Tübingen.

Noch eine nachdrückliche Bitte: Schraubt jetzt nicht überall die Straßenschilder ab. Ja, mir und allen zu liebe, die keinen Navi haben oder diesen nicht zu bedienen wissen. Ich finde mich ohnehin schon nicht mehr in Deutschland zurecht, weil schon jetzt vielerorts die Namensschilder fehlen. Da den Nairemern diese Schilder nicht zum Verkauf angeboten wurden,

Simenon: Giftschränk

schließe ich frei nach Schildbürger-Logik: da basteln auch noch andere Orte an einem Straßen-Schilder-Museum.

Also Nairemer: Lasst die köstlichen Schmetterlinge eurer Fantasie ins Straßennamennamnt des Rathauses flattern.

Und meinen Kollegen Sappler muss ich um Entschuldigung bitten. Ich seh‘ seinen Blick schon wie seinerzeit den von Schabowski nach der Öffnung der Mauer wie ahnungslos nach links oben wandern ...

Die heiß verehrte Tippse Toni, die das hier gerade aus einer gekrakelten Vorlage in lesbare Form gebracht hat, erdreistet sich zu folgendem Zusatz:

Ich als Ex-Nairemerin, die 10 Jahre bei der Familie Silli in der Kirchstraße gewohnt hat, erlaube mir, den Vorschlag zu machen, ein kleines Gässchen Scho-Schee-Gässle zu nennen.

Nordfriesland, NOLDE und Kohls Mädchen

Meine Mutter stammt aus einer nordfriesischen Familie von Käuzen und Käuzinnen. Die Schwester ihres Vaters habe ich als Kind noch kennengelernt. Sie hörte auf den wunderschönen friesischen Namen KIE (s. Foto anbei). Wie mir meine Mutter glaubhaft berichtete, hatte Großtante Kie vergeblich versucht, meine Mutter vom Heiraten abzubringen. Sie war mit ihren damals 90 Jahren überzeugte Jungfrau, herzensgut und auch sonst durchaus tolerant. Von ihr hatte meine Mutter offenbar die Unart geerbt, Geschenke, die ihr Mitmenschen machten, ungeöffnet an andere weiter zu schenken. Damit ich nicht in die gleiche Versuchung gerate, erteile ich noch heute jedem Besuch ein Schenkverbot.

Tante Kie, die man heute eine Veganerin nennen würde (den Ausdruck kannten wir damals nicht), merkte sich genau, was wer gern mochte. War bei mir nicht schwierig zu erraten: Schokolade. Eines Tages bot sie mir eine Tafel Schokolade an. Ich erkannte mit meinen vier

Simonon: Giftschränk

Jahren sofort: Das war die Schokolade, die ihr meine Mutter beim letzten Besuch geschenkt hatte. Als ich versuchte, durch die Stanniol-Verpackung an das begehrte Innere zu kommen, quoll aus der braunen Masse eine Fülle weißer Maden heraus. Meine Mutter machte Tante KIE bittere Vorwürfe.



Tante Kie (1861-1955) vor ihrem Haus in Deezbill

„Aber Mama“, versuchte ich ihre Tiraden zu unterbrechen. Sie ließ mich aber gar nicht zu Wort kommen. Beleidigt bestrafte ich sie damit, dass sie gar nicht erfuhr, von wem Tante KIE die Schokolade bekommen hatte. Und wer weiß, woher meine Mutter sie hatte...

Mit dieser und anderen Anekdoten hatte ich meine geliebte Franziska neugierig gemacht auf das nördlichste Land Deutschlands an der dänischen Grenze, in dem man von alters her friesisch sprach.

Friesisch wird von vielen Deutschen als deutscher Dialekt bezeichnet. Das beleidigt aber nicht nur das Selbstverständnis der Friesen. Das ist auch krottenfalsch. Friesisch ist sicher mit

der deutschen Sprache verwandt, aber ähnlich wie das Angelsächsische und mehr noch als das Holländische eine Art Schwestersprache und wird außerdem nicht einmal von den unmittelbar benachbarten Flensburgern und Schleswigern verstanden, natürlich erst recht nicht von den Dänen. Diese Nachbarn, die sich gerne als Nachfahren der Wikinger verstehen, rächen sich an den Friesen mit den übelsten Erzählungen, deren positivster gemeinsamer Nenner noch war: Ein Volk von Käuzen und Käuzinnen. Solche Vorurteile drangen sogar in geographische Handbücher und Reiseführer der Amerikaner, wo sie als „never laughing people“ noch ziemlich glimpflich geschildert wurden.

Franziskas Wunsch, diese merkwürdige Gegend kennen zu lernen, mündete schnell in Reiseplänen, als sie hörte, dass der berühmteste Sohn Nordfrieslands der Maler Emil NOLDE war, der zu ihren verehrtesten Künstlern zählte. Ich war sehr bald zu dieser Nordlandexpedition überredet, zumal ich in den Archiven sehr viel Material über einen Schulkameraden meiner Mutter gefunden hatte. Peter PAULSEN war als Vorgeschichtler im 3. Reich eine gewisse Berühmtheit, sogar noch heute – jetzt aber als einer der übelsten Kulturräuber – im Fach bekannt, nach seinem Hauptwerk „Axt-und-Kreuz-Paulsen“ genannt. Was meine Mutter über ihn wusste, war leider sehr dürftig. Vielleicht fand sich noch einiges im Archiv ihres Dorfes. In Schleswig gab es außerdem Archive, Museen und andere Aufbewahrungsstätten, in denen man manches über oder gar von ihm hätte erfahren können. Also besuchten wir erst einmal Schleswig und die naheliegenden Reste der einstigen Wikinger-Zentrale Haithabu, über die Paulsen so viel geschrieben hatte.

Dann zogen wir weiter nach Flensburg, wo eine frühere Freundin meiner Frau Lehrerin war, und ließen uns von Flensburgs schnuckeligem Hafen faszinieren. Als Hamburger bin ich natürlich ganz andere Dimensionen gewöhnt. Dann weiter gen Westen ins Friesische.

Als wir uns dem NOLDE-Museum in SEEBÜLL näherten, registrierten wir die Landung eines Helikopters auf einer nahe gelegenen Wiese. Wir wunderten uns schon, dass wir auf dem Parkplatz die einzigen waren. Auch das NOLDE-Museum war, wenn man von der Kasse ab sah, menschenleer. Wir hatten weder den Rundfunk noch andere Medien konsultiert. Jetzt aber vermuteten wir schon einen besonderen Grund für die Leere in der ohnehin ziemlich menschenleeren Landschaft. Die Kasse war angestrengt schweigsam, behandelte uns – sagen wir – auffällig normal.

In einem Ausstellungsraum erregte ein Schwarz-weiß-Gemälde mit vier bärtigen Russen meine Aufmerksamkeit, v.a. weil NOLDES Gemälde sonst eher grellbunt waren. Ich kannte das Gemälde nicht. Als ich später nach diesem Gemälde forschte, fand ich nirgends einen Hinweis. In der gesamten NOLDE-Forschung wie unbekannt. Ich stellte gerade Überlegungen an, ob das eine Fälschung sein könnte. Da betrat ein ungleiches Paar grußlos den Raum. Es stellte sich heraus, dass ich den Mann kannte. Mitte der 60er Jahre hatte ich meine bescheidenen Vorkenntnisse im Programmieren in Darmstadt in einem Kurs für Nichtnumeriker aufgefrischt. An diesem Kurs hatte auch dieser eher flüchtige Bekannte teilgenommen. Sein Verhalten jetzt signalisierte mir, dass er nichts von mir wissen wollte. Merkwürdig war, dass er eine Aktentasche unterm Arm trug. Das war doch eigentlich verboten. Aber auch die Frau kam mir bekannt vor. Auch Franziska hatte ein entsprechendes Déjà-vu-Erlebnis und wir waren uns schnell einig: eine Ministerin. Aber der Name fiel uns nicht ein. Wegen des schönen Wetters hatte das Museumscafe draußen gedeckt. Da verzehrten wir Kaffee und Kuchen. Am Nachbartisch platzierte sich ohne Bestellung und ohne Begleitung mit fast fleghaft breit ausgestreckten Beinen eine Blondine mit Sonnenbrille und schwarzer Lederbekleidung. Vom liegenden Gewerbe, war mein allzu schneller Schluss. Dann rätselten wir weiter am Namen der Ministerin herum. Die Justizministerin LEITHÄUSER-SCHNARRENBERGER überla-

Simonon: Giftschränk

gerter wegen des ulkigen Namens unser beider Gedächtnis. Aber plötzlich war mir klar: In der Aktentasche war eine HECKLER-und-KOCH, ein Schnellfeuergewehr für alle Notfälle. Und also war mein Bekannter ein Bodyguard und natürlich die Dame vom liegenden Gewerbe eine Schnüfflerin vom Geheimdienst. Die waren wohl mit dem Helikopter gekommen.

Erst auf dem Wege zur Nordsee fiel es uns wie Schuppen aus dem Haar. Wir schauten uns während der Fahrt plötzlich mit offenem Mund an: „Angela MERKEL“ kam es gleichzeitig aus unserer Kehle, seinerzeit Umweltministerin, Kanzler KOHLs „Mädchen“, damals noch von allen herzlich geringgeschätzt. Als sie später Kanzlerin wurde, dachte auch ich: eine Übergangslösung bis der starke Mann aus dem Dunkel kommt. Inzwischen Dauerkanzlerin. Neue Fragen tauchten auf: Was hat NOLDE mit Umwelt zu tun? Gehört Nordfriesland inzwischen zur Umwelt? Welcher Sponsor zahlte der Merkel den Helikopter-Ausflug in die nordfriesische Umwelt?



Mit Merkel verfremdetes Nolde-Gemälde

Erst sehr viel später erfuhr ich, dass Frau Merkel angeblich in der gleichen Klinik zur Welt kam wie ich. Ich gebe zu, dass ich lange überlegte, ob ich ihr das übel nehmen soll. Schließlich habe ich mich bisher stets geweigert, im Schatten anderer Personen zu stehen. Vom Alter und von der Körpergröße her könnte sie ja eher in meinem Schatten stehen.

Ich habe kürzlich gelesen: Lesen kommt aus der Mode. Ich hoffe nur, dass die wenigen, die noch lesen, dies hier überlesen. Nicht auszumalen, was passiert, wenn das sogar Angela Merkel persönlich liest.

Der Spätling

Schon mein Vater nervte uns mit Anekdoten. Eine seiner Geschichten kennt jeder, der meinen >Umwegelagerer< las. Obwohl meiner Mutter die Hauptaufgabe zufiel, stellte er meine Geburt immer so dar, als wäre er der Mittelpunkt und Drahtzieher gewesen, hätte durch eine exakt getimete Zeugung dafür gesorgt, dass ich als Aprilscherz auf die Welt kam oder zumindest kommen sollte. Denn ungehorsam, wie ich schon im Mutterleib war, trommelte ich am 1. April gegen Mutters Bauchwand, was sie als einfaches „Ätsch“ enträtselte. Ich kam also 10 Tage zu spät. Und außerdem hatte ich energisch etwas dagegen, als Mädchen mein Leben zu beginnen. Denn Wünsche hinderten meinen Vater notorisch daran, andere Möglichkeiten ins Auge zu fassen.

„Son Dreck!“ hätte mein Vater ausgerufen, verriet die Krankenschwester meiner lächelnden Mutter, und auch, dass er auf die Frage, wie denn ich schreiendes Bündel aus seinem Fleisch und Blut heißen solle, und sie seiner schweigenden Fassungslosigkeit mit dem Vorschlag begegnete, doch den „Dreck“ einfach umzukehren, und als Alternative anbot, „Gerd oder Kurt“, sich erst auf Nachfrage leise für meinen ungeliebten Namen Gerd entschieden habe.

Es gibt nichts Prägenderes im Leben eines Menschen als Kindheitserlebnisse, wurde schon unseren Vorfahren gepredigt. Trotzdem behandelte mich mein Vater und sprach das sogar bei unpassenden Gelegenheiten aus: Der „Spätling“ lästerte er frühzeitig mit gerümpfter Nase, habe z.B. schon wieder bei Tisch gerülpst. Meine Mutter, wie alle weit und breit gut lutherisch erzogen, wertete mein Rülpsen und im Übrigen auch mein Furzen als Lob auf ihre Kochkünste. Wenigstens einer in ihrer Familie, pflegte sie die Lästerungen meines Vaters zu kontern, der ihre Fähigkeiten als gelernte Köchin zu würdigen wisse. Und da mein Vater seine Spätlings-Vorwürfe mit Nichtbeachtung korrespondierte, als sei ich ein transparentes Nichts, schloss mich meine Mutter aus Kompensation und Gerechtigkeit umso mehr ins Herz.

In diesem Herzen fühlte ich mich alsbald so wohl, dass ich gar nicht mehr heraus wollte. Durch nichts und niemand ließ sich meine Mutter übertreffen als in Sachen Einfühlungsgabe. Sie las mir von den Augen und Lippen ab, was ich wollte. Die Folge war, dass ich vieles erst spät lernte, vor allem das Sprechen. Noch als ich mit 6 eingeschult werden sollte, äußerten Lehrerinnen Bedenken, weil ich komplizierte Konsonantenfolgen nicht über die Lippen brachte. Auf die Erwachsenenfrage wie alt ich sei, antwortete ich : „Tsei“, was 2 heißen sollte, und als ich auf die gleiche Frage, noch mit 6 aus lauter Widerwillen gegen solche Fragen und natürlich weiterhin gegen die Konsonantenfolge tsw immer noch tsei antwortete, diagnostizierte meine Lehrerin haarscharf: lernbehindert, geistig auf der Altersstufe 2 stehen geblieben. Mein Vater rettete die Situation: Ich sei eben ein Spätling und zumindest das Mutter-söhnchen, wie er mich auch nannte, könne sogar sprunghaft das nachholen, wozu andere Kinder Jahre bräuchten. Also wurde ich probeweise zum Unterricht zugelassen.

Die Lehrerin wollte wohl schon in der ersten Stunde testen, ob ihre Schüler überhaupt ganze Sätze bilden können. Also sollten wir ein Stichwort ergänzen und gab den Begriff „Sieg“ vor. Wie auch bis Jahre später meldeten sich alle Schüler und wie auch später überzufällig häufig kam ich dran:

„Die Sieg ist ein Nebenfluss des Rheins“.

Die Lehrerin fiel aus allen Wolken. Als überzeugte Nationalsozialistin war ihr noch kurz vor Ende des 2. Weltkrieges kein Wort so wichtig wie Sieg. Noch Jahre später, als ich schon lesen und schreiben konnte, war auf den Tendern der Lokomotiven der Spruch zu lesen:

„Räder müssen rollen für den Sieg“.

So etwas hatte sie erwartet. Und dann das! Ich denke nicht, dass die Lehrerin erst einmal in einem Lehrbuch die Wahrheit meiner Antwort überprüfen musste. Meine Antwort muss sie aber so sehr beschäftigt haben, dass sie abermals meinen Vater kommen ließ. Der erklärte lachend:

„Der Jung war früh fasziniert von allem Bunten und entdeckte in meinem Bücherschränk früh den Atlas vor allem, weil der so bunt war. Man musste ihm nur erklären, wo er wohnt, also in Hamburg an der Elbe unweit des Süllbergs, und wo sein Lieblingsonkel Karl wohnt, also in Berlin, genauer in Kleinmachnow südlich von Berlin, und so wollte er alsbald alles wissen, was er in diesem Atlas sah, Städte, Berge und Flüsse. Nein wir

sind nie im Rheinland gewesen. Dass die Sieg ein Nebenfluss der Rheins ist, weiß er nur aus dem Atlas“.

Hinfort musste ich aufpassen, nicht als Wunderkind behandelt zu werden. Nein, ich wollte danach nicht einfach gegensteuern oder sonst wie meinem Ruf als Spätling gerecht werden. Aber eines Tages machte die Lehrerin einen Fehler bei der Einführung eines neuen Lernschrittes. Wir hatten brav die einzelnen Buchstaben schreiben gelernt und konnten inzwischen ganze Worte schreiben. Dann erhielten wir die Hausaufgabe, aus einer Vielzahl von Wörtern Sätze zu bilden. Mir fiel nicht nur auf, dass unter diesen Wörtern das Wort „Sieg“ fehlte. Die Lehrerin hatte uns auch nicht verraten, was ein Satz ist. Als ausgebildeter Sprachwissenschaftler weiß ich heute, dass das auch gar nicht so einfach zu beantworten ist. Lehrer halten das aber wohl auch heute für eine einfach zu beantwortende Frage. Meiner damaligen Lehrerin traue ich zu, dass sie unterstellte, wer in ganzen Sätzen reden könne, wisse auch, was ein Satz ist.

Ich dachte mir damals schon, dass unter einem Satz eine Aneinanderreihung verschiedener Wörter zu verstehen sei. Und da es verboten war, sich von den Eltern oder überhaupt älteren Menschen bei den Hausaufgaben helfen zu lassen (im Unterschied zu den meisten Klassenkameraden hielt ich mich an solche Verbote), reihte ich die Wörter, die die Lehrerin an die Tafel schrieb, satzzeichenlos aneinander. Nachdem wir die Hausaufgabe von der Lehrerin zurückerhielten, stand unter meiner Arbeit statt der üblichen Note:

„Ich bitte um Rücksprache mit der Mutter“.

Hm, dachte ich, die hat nicht nur gemerkt, dass in unserer Familie die Mutter den Ton angab, die will mich auch aus deren Herzen treiben. Also darf Muttern nichts erfahren. Damals mussten Elternteile die Noten unter den Arbeiten ihres Nachwuchses unterschreiben mit „gesehen“ und ihrem Namen. In einem Anflug meines später riesig gewordenen Größenwahns sagte ich mir: „Das kann ich auch“ und unterschrieb mit dem Namen meiner Mutter. Da der erste Versuch nach meinem schnellen Urteil der Schrift meiner Mutter nicht sehr ähnlich war, über-tünchte ich das Ergebnis mit einem Tintenklecks (kann ja mal passieren), machte mich an den zweiten (Resultat ebenfalls misslungen), dann an den dritten und so weiter.

Die Lehrerin übergab danach mein Heft einem Klassenkameraden, der in meiner Nähe wohnte, mit dem Auftrag, dieses meiner Mutter persönlich und niemandem sonst auszuhändigen.

Ich wusste nicht, was ich machen sollte.

„Nichts wie weg“, war meine erste Reaktion. Ich kam sogar bis an die Grenze meiner Heimatstadt. Und Hamburg war inzwischen Großstadt. Dann wurde es dunkel und kalt.

Voller Befürchtungen ging ich heim. Zu meiner Überraschung sagte meine Mutter kein Wort. Und das auch noch die Tage danach. Als ich wieder in die Schule kam, wick mir auch die Lehrerin auffällig aus. Irgendwie war das eine größere Strafe als Vorwürfe oder gar Prügel.

Mir blieb nichts anderes übrig, so schien mir, als in Krankheit zu flüchten. Der Hausarzt tippete auf das Herz. Die Kurven des EKG erklärte er mir wie den Atlas. Ein Herzspezialist kam dazu. Die beiden stritten sich in meiner Gegenwart, wie die Kurven zu deuten seien. Gegen den Spezialisten setzte sich mein Hausarzt durch. Danach war hinter der Herzsraserei nichts Ernstes zu vermuten. Nur die Nerven. 3 Wochen keine Schule. Mutter redete wieder mit mir und nahm mich wieder in den Arm. Aber ich wusste, ich war nicht mehr in ihrem Herzen, musste ihre augenblickliche gute Laune nutzen, um zu lernen, allein zurechtzukommen.

Das Kriegsende war für mich anders als für die Mitschüler und die Nachbarn eine richtige Erlösung. Vor allem andere Lehrer! Das einzige, was mich störte, war, dass die neuen Lehrer mich eigentümlich schonten. Erst als meine Eltern – ich war inzwischen 16 – umzogen und ich an eine andere Schule kam, gab mir der alte Schuldirektor ein Kuvert mit für den neuen. Dieses Kuvert, das ich heimlich öffnete, enthielt ein seitenlanges Gutachten (ich sollte besser Bössachten schreiben) der alten Nazi-Lehrerin über mich. Darin zitierte sie auch den Begriff meines Vaters: Spätling. In ihrem Eifer verstieg sie sich zu der Prophezeiung: Man müsse damit rechnen, aus mir würde einmal ein Räuber und Mörder. Zuhause erzählte ich das meiner Mutter und die bestätigte, meine Lehrerin habe ihr gegenüber seinerzeit genau das gesagt. Sie habe mir das nur bewusst verschwiegen.

Ich wuchs also bis zum 10. Lebensjahr in einem eigentümlichen Schonraum auf. Dann kam die Zeit im Vorfeld des Gymnasiums.¹ Die Prüfer, die mich 14 Tage zusammen mit anderen auf Gymnasien-Tauglichkeit testeten, kannten wahrscheinlich meine bisherige Karriere als Spätling nicht. Meine Spätlingerei war aber ausnahmsweise einmal nur indirekt ein Problem. Aus dem Herzen meiner Mutter verstoßen, fühlte ich mich nicht nur als Außenseiter, sondern auch wie aus dem Märchenalter katapultiert. Ausgerechnet in dem Fach Deutsch, das ich spä-

¹ Auch diese Anekdote sprach ich schon in meinem >Umwegelagerer< an.

ter zentral studieren werde, sollten wir Märchen nacherzählen, dann auch noch Äsopsche Märchen.

„Tiere, die reden, welch ein Blödsinn“, war mein Kommentar. Da lachten die Prüfer noch. Als sie dann aber meine Nacherzählung in die Hand bekamen, die zwar voller naturwissenschaftlicher Details auch über Tiere war und natürlich mit der hintergründig kritischen Information, so etwas wie Reden sei Tieren unmöglich, und sonst mit dem Märchen so wenig zu tun hatte, wie eine Anekdote des chinesischen Weisen KONFUSIUS mit irgendeiner meines Großvaters, konnten sie wohl nicht anders: Thema verfehlt, kaschiert nur die unausweichliche Folge: Durchfall bzw. Zugang zum Gymnasium gesperrt. Allein der Umstand, dass einem Prüfer durch Zufall auffiel, dass ich der einzige von fast 2000 Prüflingen war, der die Aufgaben in Mathematik richtig gelöst hatte, veranlasste, dass mein Lehrer eingeladen wurde, der dann die ganze Schuld auf sich nahm.

So kam es, dass ich wenigstens vorerst auf Probe ins Gymnasium aufgenommen wurde. Wenn ich es heute im Rückblick bedenke, war mein Leben überhaupt das Leben eines Aliens, der auf der Erde nur auf Probe zugelassen war.

Dass ich zu manchen schriftlichen Prüfungen in diesen 14 Tagen zu spät kam, lag ausnahmsweise nicht an mir, sondern an dem miserablen Zustand der Straßenbahn, die mich zu dem Prüfungsort kutscherte, einmal auch an einem Unfall, den dieses vermutlich seit dem Krieg nicht renovierte Gefährt mit einem dreirädrigen Auto hatte.

Als ich diese Unfall-Geschichte über meine Verspätungen mit der Folge, dass mir die einleitenden Erklärungen der Prüfer entgingen, ich also erste Aufgaben in den Tests nicht lösen konnte (in Mathematik erwies sich das als Vorteil, weil die Prüfer da einleitend falsche Fährten gelegt hatten), und darum auch in weiteren Fächern schlechte Noten erhielt, rief mein Vater:

„Sehr fantasievoll. Aber ich sehe vorher, du kommst noch einmal zu deiner eigenen Beerdigung zu spät“.

Meine Karriere als blendend ausgebildeter Spätling mit der Folge sprunghafter Entwicklungsschübe war danach nicht mehr aufzuhalten. Selbst in der Liebe passierte es fast ausnahmslos, dass meine meist auf den ersten Blick entzündete Begierde auf verheiratete oder einmal sogar

tags zuvor frisch verlobte Schönheiten stieß, und, weil ich solche Hürden nie zu überspringen wusste, einen todunglücklichen Kurzgeschichtenschreiber zurückließ.

Nach dem gefühlt 100.sten Anlauf heiratete ich dann mehr aus Resignation und wurde dann erst recht unglücklich. Erst Franziska, die weder Heirat noch Spätlingerei störte, erlöste mich von diesem Übel. Sie las aus meinen Kurzgeschichten nicht ganz falsch heraus:

„Das sind wohl Liebeserklärungen“.

Jetzt, da sie gestorben ist, tüftle ich nur noch daran herum, wie ich das mache, dass ich zu spät zu meiner Beerdigung komme.

Doping

Es ist bekannt, dass die Olympioniken in der Antike unbekleidet waren. Als man Ende des 19. Jahrhunderts die Olympia-Idee wiederbelebte, war von Anfang an undenkbar, dass man die Olympioniken nackt auftreten ließ. Im Zeitalter der Prüderie, zur Zeit von Königin Victoria in England und Kaiser Wilhelm II in Deutschland war das von Anfang an ausgeschlossen. Kleider mindern aber natürlich die Leistung. Um das zu kompensieren, erfand man die SPIKES.

SPIKES waren die ersten Aufputzmittel in der Geschichte des Dopings. Es blieb bekanntlich nicht bei den Spikes. Vor allem Vorfeld-Geräte wie Expander nahmen explosionsartig zu. Hunderte von leistungssteigernden Hilfsmitteln wurden entwickelt, unterschiedlich von Sportart zu Sportart, bei Teamsport auch innerhalb der Sportart, immer mehr auf den einzelnen Sportler zugeschnitten, bis hin zu den Fitnessstrackern oder Vibrationstrainern.

Ich denke, bis heute hat niemand daran gedacht, für Spikessportler etc. ähnlich wie für die Rad-oder Autofahrer eine eigene Disziplin gegenüber den Barfüßern einzurichten.

Nachdem man entdeckte, dass Leistungssteigerung nicht nur durch Geräte wie die Spikes und Expander, sondern auch durch innere Aufputzmittel, durch Drogen vom Kaffee über Pervitin bis hin zu Epo oder durch muskel- manchmal auch hirnfördernde Nahrung (z.B. saftige Steaks) zu erreichen ist, kam erstmals eine Art Täuschungsverdacht auf.

Eine unbefangene Analyse allein der professionellen Dopingmittel hat es allerdings schwer, die dinglichen Dopes (Spikes und Spritzen) von den personellen klar zu unterscheiden. Schon der Name (Vibrations-)Trainer weist darauf hin. Nur Nichtsportler denken – verführt durch die Medien – heute noch, Sport sei eine Sache für Stars, wenigstens für Einzelkämpfer. Von Anfang an war aber so etwas wie Leistungssport ohne Umfeld nicht denkbar: Von der Kochkunst der Mutter, deren Waschtrog, Bügeleisen, Stiefelputzmittel etc oder der Kutschierbereitschaft des Vaters oder sonstiger Chauffeure, ohne die ein Sportler selten zum Ort eines (gegnerischen) Austragungswettbewerbs kommt, oder deren Geschick als Motivator, mindestens ebenso sehr aber von Partnern, sich bei Bedarf z.B. einen Liebesverzicht zumuten zu lassen, oder bei Torwärttern sich vom Trainer hinterm Tor als das posieren zu lassen, was wir abfällig Jubelweiber nannten (tatsächlich war zB in unserer Mannschaft der Torwart sofort eine Flasche, wenn ihn nicht einige Frauen hinterm Tor anfeuerten, und fischte umgekehrt wie Radi die schier unhaltbarsten Bälle heraus, wenn er ihrer gewahr wurde): Jeder, der im Sport etwas leisten will, kommt ohne ein Netz von Helfern nicht aus. Jeder Profisportler hat heute zumindest einen Trainer, einen Betreuer, einen Berater und einen Mediziner, auch solche, die ihn über Vor- und Nachteile von Dopingmitteln aufklären können. Alle diese werden ihrerseits unterstützt von Wissenschaftlern und anderen Experten (manche haben sogar einen Astrologen), die nicht zuletzt an der Verbesserung des Dopings arbeiten. Und über all dem hängen zahlreiche Firmen und Konzerne wie Damoklesschwerter. Der Sport ist eben eine eigene Welt in der Welt. Und Sport ist, zusammenfassend gesagt, zumindest seit dem 19.Jahrhundert von wenigen Ausnahmen abgesehen Dopingssport.

Da, wo ein Dope gesundheitliche Schäden hervorruft, lässt sich das verbieten bzw. sollte sogar verboten werden. Da bleibt nur der Zweifel an den Doping-Kontrollkommissionen sowie an der medizinischen Doping-Forschung. Beide fallen ja häufig genug methodisch defizient aus, sind manchmal sogar käuflich. Man sollte es aber nicht glauben: Es gibt auch Geräte und Helfer, die offenbar keine negative Wirkungen haben. Aus dem Behindertensport bekannt sind z.B. Prothesen, die auch bei Nichtbehinderten leistungssteigernde Effekte erzielen (bekannt geworden durch den Fall PISTORIUS).

Die wenigen, nicht in der Öffentlichkeit totgeschwiegenen Fälle etwa von Betreuern, die Sportler entweder durch übertriebenen Drill oder durch hypnoseartige Beeinflussung in den

Ruin oder in den Wahnsinn trieben, sollten uns allerdings zu denken geben. Nicht nur dingliche Dopes können schädliche, im Grenzfall tödliche Wirkung haben. Einfache Verbote wären in diesen Fällen allerdings sogar juristisch angreifbar.

Eine andere Frage: Soll man für jedes neue Dopingmittel neue Disziplinen einrichten? Das Militär und die Rüstungsindustrie sorgten dafür, dass Gewehrschießen olympische Disziplin wurde, obwohl da mit Kollateralschäden zu rechnen ist, etwa mit dem Töten von Menschen, und obwohl der paramilitärische Charakter des Sports hier aufblitzt wie ein entblößter Hintern. Warum nicht Kirschkerne spucken, wie das an meinem neuen Wohnort Nehren alljährlich zum Kirschblütenfest praktiziert wird?

Aus einem Mengen-Problem (wie viele Disziplinen will man zulassen?) kann sehr schnell ein grundsätzliches Problem werden! Man löst das Problem ja auf die Dauer nicht, indem man eine eigene Disziplin z.B. für Eposportler oder für untrainierte (neben den durch Trainer gedrillte) Sportler schafft. Da wäre vielleicht die Rückkehr zu nackt und barfuß das kleinere Problem.

Was sich hier scheinbar wissenschaftlich gibt, kann natürlich nur die Absonderung eines notorischen Barfüßers sein, der überdies gerne vergisst, dass ihm ein Heer von Arbeitern und Helfern aller Art sein Geschreibsel wie sein genüssliches Barfüßertum überhaupt erst ermöglicht. Vielleicht gehört er gar zur Sekte der Nudisten.

Ich sollte mich in der Tat in Dankbarkeit zurückhalten. Dankbar vor allem auch, weil ich in einem seit 70 Jahren kriegsfreien Land leben darf.

Kommentar meines Freundes Levin:

„Meister, bleib bei deinen Leisten. Überleg lieber, welchen dinglichen und personellen Dopingmitteln du deine Karriere als Wissenschaftler verdankst.“

„Pardon,“ versuch ich ihn zu unterbrechen, „woher kommt denn mein Freiheitsgefühl?“

Levin: „Woher nimmt denn ein Sportler sein Freiheitsgefühl?“

„Na ja, mehr Licht und Legalität in dieses Gemengelage aus Leistungswillen, Ruhmsucht und Trugseligkeit kann natürlich nicht schaden.“

Die Nonne und die Hure

„Wenn Blicke töten könnten!“ Den Spruch kannte ich schon als Kind. Eine der dunkelsten Geschichten aus meiner Vergangenheit haben aber mit Blicken zu tun, die nicht nur als Irrealis tödlich waren.

Aus meinem „Umwegelagerer“ weiß der aufmerksame Leser, wie verfolgt ich mich als Kind fühlte von den Blicken meiner Cousinen und wie sehr ich ihnen deswegen aus dem Weg ging. Allmählich aber schnallte ich, dass es meine Blicke waren, die rattenfängerartig auf die Cousinen wirkten.

Die NS-Zeit war vorüber. Aber blond und blauäugig war ich auch danach noch einige Jahre und also umschwärmt von weiblichen Blicken. Ich war 12 Jahre alt. Gerade hatte mich ein sexuelles Erlebnis, das ich im „Umwegelagerer“ ausführlich schildere, ins Erwachsensein kapultiert. Da hatte ich an der Alster, diesem zweiteiligen See in meiner Heimatstadt Hamburg, eine Begegnung, die ich bisher niemandem erzählte, weil ich fürchtete, meine blauen Augen könnten in Verbindung mit der Magie von Worten sogar durch diese Wiedergabe nochmals diese Wirkung haben.

Mir begegneten zwei Frauen, die stumm nebeneinander herliefen, die eine bildschön, aber ziemlich aufgedonnert, offenkundig ein Hure, die andere eine Nonne, wie in einer Burka voll in schwarzem Nonnengewand verpackt. Die Hure schaute wie abwesend in die weite Stille der Alster. Die Nonne aber schien die Begierde in meinen Augen studieren zu wollen. Meine Augen richteten sich aber gar nicht auf die Hure. Neugierig, was das ungleiche Paar zusammengeführt haben könnte, starrte ich in die tiefschwarzen Augen der Nonne. Diese zuckte plötzlich zurück. Das war mehr als nur von Gefühlen erappt. Sie begann, an mir vorbeizurennen, die Hure hinterher mit aufgeregten Rufen, die ich nicht verstand. Dann stürzte sich die Nonne ins Wasser und die Hure sofort hinterher.

Am Tag danach las ich im Hamburger „Echo“, dass zwei Frauen, die offenbar nicht schwimmen konnten, in der Alster ertrunken seien. Man vermutete: gemeinschaftlicher Selbstmord. Ich wusste es besser: Die Nonne konnte und wollte durchaus nicht mit meinem sündigen Blick in der Erinnerung leben, und die Hure wollte sie nur retten. Auf der Polizeiwache als

Zeuge vernommen, lachte man mich aus, als ich behauptete, die Hure hätte die Nonne retten wollen. Ja, aus dem Bericht ging noch etwas hervor: Es waren zwei Schwestern, sogar Zwillingsschwestern.

Die Schwanenküken

Ich weiß, der Verhaltensforscher Konrad LORENZ war alles andere als ein Soziopath, eher ein Studiopath, ich dagegen leider beides: Seit meiner Kindheit war ich nicht nur forschungssüchtig, sondern arbeitete auch begierig an der Lösung kleiner gesellschaftlicher Probleme. Meine Soziopathie beschränkte sich aber keineswegs auf die Menschen. Ich leide noch heute, insbesondere wenn ich im Fernsehen Filme über Tiere und Pflanzen sehe, an dem Fressen und Gefressenwerden in der Welt. Tränen fließen zum Frühstück auf mein Wurstbrot, wenn ich entsprechende Träume der vorhergehenden Nacht aufarbeite. Ich erkenne hilflos, dass ich mich von Pflanzen und Tieren, zum Frühstücksbrot verarbeitet, ernähre. Ich bin todunglücklich und finde keine Lösung.

Den Tiefpunkt meiner soziopathischen Depressionen erreichte ich, als ich in der Zeitung las, dass nach Absturz ihres Flugzeugs in den Anden die Menschen außer Schnee zunächst nichts zum Verzehr Geeignetes fanden. Dann verhungerten einige und andere sahen alsbald keine andere Überlebensebene, als sich das Fleisch der Verhungerten einzuverleiben.

„Kannibalismus ist kein Märchen“, war der Zeitungsartikel überschrieben. Einleitend referierte der Autor des Artikels die Forschungsergebnisse einiger Ethnologen, dass es keine sicheren Belege gäbe, dass je so etwas wie Kannibalismus in der Menschheitsgeschichte vorgekommen sei. Sie deuteten sogar an, dass es von Kirchenfürsten und Kolonialherren finanzierte Erfindungen von Ethnologen gewesen seien, die das Märchen von der niederen Kultur von Untermenschen weltweit verbreiten sollten. Die Berichte über die in den Anden abgestürzten Menschen waren aber unzweifelhaft. Seitdem warnen Mediziner vor dem Verzehr von Menschenfleisch. Das könne die schreckliche CREUTZFELD-JACOB-Krankheit auslösen. Von dem von meinen Eltern aufgezogenen Kater KUNIBERT, Sohn der bildhübschen schwarzen Katze PUSCHI mit ihren weißen Pfoten und weißem Lätzchen auf der Brust, selbst aber spotthäblich, weiß mit fettem schwarzen Fleck auf der Nase, weiß ich, dass er eines Tages die

von ihm selbst gezeugten Jungen der Nachbarskatze vertilgte und danach Symptome eben dieser Krankheit zeigte. Geistesstörungen sind ja nicht nur unter Menschen verbreitet.

Mir selbst verdichteten sich diese Geschichten zu dem fast philosophischen Fazit: Der Mensch ernährt sich von sich selbst.

Psychiatrisch gebildete Freunde führten diese Einsicht auf meine Soziopathie zurück. Folgende eher harmlose Anekdote brachte sie darauf: Als pubertierender Schüler lebte ich Jahre lang in MASCHEN, einem Ortsteil des heutigen SEEVETAL, 10 km südlich von HAMBURG, einstmals ein idyllisches Dorf mit vielen Fachwerkhäusern und uralten Eichen, inzwischen mit einem der größten Verschiebebahnhöfe der Welt und mit einem Verkehrsknotenpunkt mehrerer Autobahnen, die hier gebündelt wurden, um über die Elbbrücken und in einen Tunnel unter die Elbe hindurch in die Großstadt Hamburg einzufallen.

Das >Maschener Kreuz<, wie es heute heißt, ist viel komplexer, als der Begriff >Kreuz< ahnen lässt, unter den Bewohnern mit dem nahe gelegenen, aber historisch älteren Horster Dreieck zusammengesehen, deshalb auch eher bekannt als >Mascher Knoten<, ein erst im Satellitenbild in seiner Struktur einigermaßen entwirrbares Drunter und Drüber von vielbefahrenen Autobahnen (aus Lüneburg, Hannover, Bremen und Cuxhaven), aus der Fußgängerperspektive ein gordischer Autobahnknoten, auch für Autofahrer trotz der vielen Hinweisschilder eine ständige Falle, in die falsche Richtung zu fahren, für manche als Geisterfahrer.

Als notorische Studiopath ist man von hemmungsloser Neugier geplagt. Früh frug ich meinen Lehrer, nachdem er über Alexander den Großen Abenteuerliches von sich gegeben hatte, schon als Schüler: Was ist eigentlich in dem gordischen Knoten? Also verfolgte mich bald beim >Mascher Knoten< die Frage: Was ist eigentlich zwischen den Autobahnen? Und wie kommt man überhaupt in dieses von Autobahnen eingekesselte Gelände? Als ich mehr als drei Dutzend Jahre später in VAIHINGERs >Philosophie des Als Ob< die Frage las: Was ist eigentlich zwischen den Atomen bzw. zwischen den Molekülen? war mir das eine sofort vertraute Frage. Ich nenne sie die Zwischenraumfrage, manchmal die Dazwischenfrage..

Schon früh war ich bei gemeinsamen Wanderungen mit Freunden oder Klassenkameraden dafür bekannt, dass ich ausgefahrene Wege eher mied und mich schnell in die Büsche verdrückte. Als Ausrede gab ich irreführenderweise die Suche nach Abkürzungen vor. Es war mir auch nicht wichtig, was ich manchmal alternativ als Grund angab, als Sammler über Hei-

del- oder Brombeeren oder über Pilze herzufallen. Am ehesten bestaunte ich gerne die Pfade von Ameisen von ihrem Haufen in den Wald und zurück.

Eines Tages kam ich im Wald an einen offenkundig von Menschenhand geschaffenen Abhang. Den Geräuschen nach musste da oben eine Straße sein. Ich kletterte empor und stand direkt an einer Leitplanke, die den Seitenstreifen einer Autobahn begrenzte. Ans Überqueren der Autobahn war nicht zu denken. Wie aber komme ich in den Wald jenseits der Autobahn? Also folgte ich dem Seitenstreifen rechts bis über eine Brücke über einer anderen Autobahn. Hinter der Brücke rutschte ich den Abhang herunter. Auch da wuchsen Sträucher und Bäume und am Rande sogar ein Ameisenhaufen. Gerade verließen einige Ameisen den Bau rechts in Richtung der unteren Autobahn.

„Die werden doch nicht...“ Nein, alsbald erkannte ich, Tiere sind häufig klüger als Menschen. Sie rannten unter den Leitplanken der unteren Autobahn und mit diesen unter die gerade von mir überquerte Brücke hindurch. Mir war klar, wenn ich auf der anderen Seite den Abhang rechts hoch klettere und dort über den Seitenstreifen die Brücke überquere, komme ich gefahrlos, d.h. ohne in ein Auto zu laufen, an die Stelle, die ich ursprünglich im Visier hatte.

Aber die Ameisen wiesen mir einen anderen Weg in einen regelrechten Urwald, vermutlich seit dem Bau der Autobahnen nach dem zweiten Weltkrieg von keinem Menschen betreten. Bäume und Kräuter bunt durcheinander versperrten mir ein leichtes Vorankommen. Sogar ein Mittelding zwischen Tümpel und See war mitten im Wald auszumachen. Ich verliebte mich auf Anhieb in diese von lärmenden und abends blinkenden Autos umgebene Wildnis.

>Terra incognita inmitten von Licht und Lärm< wollte ich einst meinen ersten Roman überschreiben, oder auch >Einsam inmitten von Trubel und vorbeirasenden Menschenschicksalen<. Erschienen ist er nie, Schicksal vieler Erstlingswerke.

Nach mindestens einem Kilometer durch Gestrüpp und ab und zu eine Eiche oder eine Buche, manchmal auch eine falsche Akazie, kam ich wieder an einen derartigen Abhang. Diesmal lief ich diesem entlang bis zu einer anderen Leitplanke an einer anderen Autobahn, die unter einer Brücke hindurchführte. Beinahe hätte ich es übersehen. Die Brücken, die ich über bzw. durchquert hatte, waren nicht einfach auf Pfeiler gestützt, sondern auf Mauerwerk, das dann in die Abhänge überging. Jetzt erkannte ich am Rande eines besonnten Mauerwerks ein Halbrelief, eine realistische Wiedergabe des Hamburger Michels, Wahrzeichen dieser aus mindes-

tens vier mittelgroßen Städten zusammengewachsenen Großstadt, allerdings im Kleinformat, wenn auch immer noch normale Menschengröße um etwa das Fünffache überragend. (s. Abb.)



Autobahnbrücke mit Halbreif (Wiedergabe des Hamburger Michel)

Der Autobahnknoten wie auch das Dorf Maschen lagen am Rande des an dieser Stelle etwa 50 km breiten Elbstromtales, wie es die Eiszeitgletscher vor mindestens 10 Jahrtausenden geformt hatten, begleitet von Hügeln, die wir früh lernten „Endmoräne“ zu nennen. Maschens höchste Erhebung – gerade einmal 60m hoch – waren die >Hallonen<, auf denen man einen Waldfriedhof angelegt hatte, letzte Ruhestätte meiner Eltern und Großeltern. Von da aus hatte man bei gutem Wetter einen weiten Blick über das Tal, an dessen gegenüber liegenden Ende Hamburg zu erkennen war, mit einem Fernrohr sogar der Michel. Vielleicht war es dieser Blick, der den Künstler des Halbreiefs zu dem Michel-Motiv animiert hatte.

Inzwischen fand ich mich in dem Autobahngeflecht nicht mehr zurecht. Als es dunkel wurde, legte ich mich an einem Findling schlafen. Nein, bei aller Liebe zu den Romantikern: ich lasse die Idylle, in der ich einschlief, nicht durch eine grelle Sonne erwachen. Die Sonne schien zwar auch wie am Vortag. Aber geweckt wurde ich durch kitzlige Gefühle an Beinen und Händen, schließlich sogar im Gesicht, ab und zu gespickt mit säurehaltigen Pieksern der von mir so geliebten Ameisen. Ich schüttelte mich und entschuldigte mich bei den davoneilenden Miniviechern, dass ich meinen Ruheplatz gerade quer zu ihrem Hauptpfad heim zum Haufen

gewählt hatte. Vielleicht geleiten sie mich, dachte ich, auch wieder heraus aus diesem Autobahn-Labyrinth.

Tatsächlich fand ich mit Hilfe der Ameisen wieder zurück zu dem Mini-See, den ich beim Hinweg in der Ferne gesichtet hatte. Und da wurde ich Zeuge einer v.a. bei den Neuromantikern so beliebten Idylle. Nein, ausnahmsweise schenkte ich den Myriaden von Stechmücken, die sich begierig über mich hermachten, keine Beachtung. Auf dem See plätscherte ein Schwan mit einem Dutzend piepsender Minischwäne. Als die Schwanenmutter mich bemerkte, kletterte sie flugs an Land, die Küken hinterher, und verschwand im Wald. Meine Neugier hat mich auch sonst oft in schuldhafte Situationen verwickelt. Die Schwanenmutter sah auf der Flucht vor mir offenbar keinen anderen Ausweg als den über die Autobahn. Da erwischte sie einer dieser Raser. Ihre Küken flatterten zurück. Ich sammelte sie eines nach dem anderen auf, redete ihnen gut zu, führte sie zu dem See zurück. Aber auf dem See fühlten sie wohl, dass ihnen die Mutter fehlte.

„Ihr seid doch fürs Wasser geschaffen“, flüsterte ich den immer wieder zu mir an Land zurückkehrenden Küken zu, „und ich bin von Natur wasserscheu. Ich kann euch nicht folgen. Ich weiß nicht einmal, wovon ihr euch ernährt“.

Es half alles nicht. Sogar als ich in einem Anflug, meinen soziopathischen Neigungen zu entfliehen, plötzlich davonsprang in den Wald hinein, flatterten die Küken hinter mir her. Ich musste mir eingestehen, ich war jetzt ihre Ersatzmutter. Ich hatte für sie zu sorgen. Hunger und Durst trieben mich den Weg wiederzufinden, wie ich in diesen Urwald geraten war. Andererseits brauchten die Küken den Mini-See. Ich wusste nicht, was ich machen sollte.

Dann kam – wie ich dachte zu allem Überfluss – eine dicke Wolke mit einem regelrechten Wolkenbruch. Einerseits brauchte ich nur meine Hände aufzuhalten und hatte genug zu trinken. Andererseits war ich bald durchnässt. Die Küken plätscherten in den sich schnell bildenden Pfützen fröhlich herum. Ich floh unter die Brücke mit dem Michel als Halbrelief. Das hinderte die Küken aber nicht, mir dahin zu folgen und sich bei Einbruch der Dunkelheit unter meinen Pullover zu verkriechen. Im Geäst einer Eiche in Sichtweite – der Regen hatte gerade aufgehört – sah ich einen großen Vogel, vermutlich einen Uhu. Als mich bei Tagesanbruch der Lärm eines niedrig fliegenden Hubschraubers weckte, fehlte eines der Schwanenküken. Ich gab Laute von mir, von denen ich annahm, dass Schwanen sie äußern. Vergeblich. Der Uhu war mein erster Verdacht.

Der Hubschrauber brachte mich drauf, dass meine Eltern möglicherweise mit ihrer Hilfe nach mir suchen würden. Sie waren einiges von mir gewohnt und wussten doch, dass auf mich Verlass war, dass ich z.B. abends anrufen würde, wenn ich bei Freunden übernachtete. Also begab ich mich an die Leitplanke einer der unteren Autobahnen, immer darauf bedacht, dass die Schwanenküken nicht das Schicksal ihrer Mutter erleiden, und winkte zwischendurch mit meinem Taschentuch. Es dauerte Stunden bis ein Auto auf dem Seitenstreifen anhielt. Ich bestand aber darauf, dass die Schwanenküken mitkommen.

„Die machen aber doch Dreck“, war der Kommentar und flugs fuhr auch dieses Auto davon. Es dämmerte schon, als ein anderes Auto hielt. Das war glücklicherweise das, was man in Hamburg – keine Ahnung warum – einen Peterwagen nennt, ein Polizeiauto. Die Polizisten wollten zwar ursprünglich die Küken auch nicht mitnehmen, meinten aber, als ich sagte, wer ich sei, weil ich schon gesucht würde, mache man einmal eine Ausnahme. Nachdem ich aber zuhause von meinen Eltern freudig begrüßt wurde, nahmen die Polizisten die Küken einfach mit. Die Eltern mutmaßten: aus Gedankenlosigkeit. Als wir am nächsten Morgen bei der Polizei anriefen, hieß es, die Schwanenküken seien auf dem Weg nach einer Wildvogelstation in der Pfalz ca. 600 km entfernt. Als wir dort am Morgen danach anriefen, hieß es: Ach die, die hätten die Fahrt nicht überlebt. Sie seien schon an Uhus verfüttert, die dort gerade zur Pflege untergebracht waren. Meine Eltern versuchten mich zu trösten: Vor unseren Katzen wären die Küken auch nicht lange sicher geblieben.

Wochen später las ich in der Zeitung die Anzeige eines >Schwanenwirts< mit dem Sonderangebot: Leckere Nieren von edelsten Höckerschwänen...

Abermals Monate später stellte uns der Deutschlehrer, schon eine Weile fiel ihm nichts Besseres ein, als Hausaufgabe zum soundsovielten Mal das Thema: >Mein letztes Wochenende<. Ich lieferte ihm im Wesentlichen die obige Schilderung meiner Erlebnisse in dem Mascher Autobahnknoten ab. Tage später bei der Rückgabe der Hausarbeiten wählte mich der Deutschlehrer dazu aus, mein obiges Elaborat vor der Klasse vorzulesen.

„Du Brutalo“, kommentierte ein Klassenkamerad, „wie kann man nur so etwas Brutales erfinden.“

Soziopathen pflegen solche Vorwürfe nicht mit Rechtfertigungen oder gar Gegenvorwürfen zu beantworten. Sie vergraben so etwas wie verzehrtes Leid in ihrem Magen.

P.S. Für alle Ärzte, die ich kontaktierte wegen meiner Soziopathie, Unterklasse: Menschlichkeitswahn (was im Pseudogriechischen mit „Homophilie“ leider nicht ganz korrekt wiedergegeben ist), war das natürlich eine Krankheit, sogar ziemlich ansteckend. Mein Kommentar: Hoffentlich!

Die Kunst des Schnarchens

In meiner Kindheit gehörte zu den Hauptvergnügungen der Dom, wie man das in meiner Heimatstadt Hamburg nannte, was andernorts „Jahrmarkt“, „Schützenfest“, „Kirchweih“, „Kirbe“ oder auch „Oktoberfest“ oder ganz anders heißt, jedenfalls wenn es verbunden ist mit Karussells, Geisterbahnen, Schießbuden und Kapellenmusik. Zu letzterer gehörte nicht nur in Hamburg, das was man dort als „Pankokenkapelle“ bezeichnete, eine Art Trommler und Pfeifer-Orchester, meist betörend laut und nur mit Ohrenstöpsel zu ertragen. Was hat das mit Schnarchen zu tun?

Dazu muss ich zunächst einmal in anderen meiner notorisch langweiligen Einschiebseln auf das Vergnügen eingehen, das einige bedauernswerte Zeitgenossen gar nicht kennen: das Schnarchen. Es gibt unzählige Arten von Schnarchen. Das normale Schnarchen ist eigentlich nur eine geräuschvolle Variante des Ein- und Ausatmens. Selbst Ärzte, die ja das Gesündeste der Welt wie meine Barfüße (von meinen eiszeitlichen Vorfahren geerbt) als Krankheit ansehen, sind inzwischen geneigt, diese Art des Schnarchens als normal anzusehen. Ihre Forscher, die sich zu den Schlaf-Forschern rechnen (in Tübingen haben sie ihr Zentrum, dem ich für diesen Hinweis zu Dank verpflichtet bin), fanden heraus, dass mindestens die Hälfte der Menschen schnarchen, einige, v.a. Männer, etwas mehr, andere, v.a. Frauen, etwas weniger. Da kommen selbst Ärzte darauf: Das kann keine Krankheit sein. Man müsste dann wegen der Häufigkeit auch von Schnarch-Epidemie reden. Gut, o.k., ich habe das sogar in einer Eulenspiegelgeschichte (s.o. „Glück“) beschrieben: Wenn etwas ein Dauerzustand wird, wenn also jemand Tag und Nacht über Monate hinweg vor Glücksgefühlen jauchzt, dann verkehrt sich so etwas binnen kurzem schon derart, dass der Betroffene irgendwann darunter leidet. Wer also wach ist und trotzdem noch schnarcht, hat zumindest ein Problem. Damit meine ich so etwas, wie ich es selbst einmal erlebte

Ich hörte einer feierlich angekündigten Rede von Bundeskanzler Brandt zu. Schon das knarrende Geräusch seiner Stimme hatte sicher etwas Schnarchendes an sich. Nach seiner Rede folgte aber noch ein Redner (Jenninger oder so hieß er), wenig geschult, ein Langweiler wie so viele Politiker. Brandt setzte sich an seinen Platz in die vorderste Reihe. Ich hatte keinen normalen Sitzplatz bekommen, setzte mich neben die mir aus dem Hamburger Zimmertheater bekannte Ida Ehre, die wohl ebenfalls zu spät gekommen war (Anlass noch ein paar Stühle

dazuzustellen) in eine Reihe schräg hinter dem Redner, sah also Brandt direkt ins Gesicht. Da vernahm ich zwischen den Pausen, die Redner Jenninger ausgiebig machte, deutlich vernehmbar Schnarcher. Und die kamen eindeutig von Bundeskanzler Brandt, obwohl er offenen Auges da saß. Erst als sich zum Absingen der Nationalhymne alles erhob, blieb Brandt sitzen. Die Medien überraschten ganz Deutschland mit der bis dahin unbekanntem Diagnose, Brandt habe offenen Auges geschlafen. Brandt hat das stets geleugnet. Er habe mit dem Sitzenbleiben nur protestieren wollen gegen die Jenninger-Rede. Jenninger war bekannt dafür, dass er den Text seines Redenschreibers akzentlos herunterleierte. So kamen Zitate von Nazis bei seinen Hörern an, als stammten sie von Jenninger. Auch Ida Ehre hatte das so verstanden und später dagegen protestiert. Vor einem derartigen Redner wäre auch sie nicht aufgestanden. Sie habe die Nationalhymne aber nicht auf Jenninger bezogen. Was mich irritierte, waren Brandts Schnarcher. Von denen war aber in den Medien nirgends die Rede. Ida, als ich sie darauf aufmerksam machte: „Brandt redet doch nicht nur knarrend, sondern der atmet auch so.“ So etwas in die Öffentlichkeit zu zerren sei doch peinlich. Aber ich war und bin noch heute sicher: Das waren Schnarcher.

Oh, tut mir leid: Nix als eine meiner üblichen Verirrungen in Anekdoteleien. Der Anekdote Kurzsinn: Ich bin überzeugt, man muss nicht schlafen, wenn man schnarcht. Aber zurück zum Hamburger Dom und der Pankokenkapelle. Ich war selbst Zeuge, als ich als Jugendlicher mit Freunden neben einer der lautesten Pankokenkapelle einen Mann auf einem Stuhl sitzen sah, offenkundig Eigentümer der Schießbude nebenan, laut schnarchend und (im Gegensatz zu Brandt) mit geschlossenen Augen. Das wäre uns nicht sonderlich aufgefallen, wenn nicht die Pankokenkapelle gerade einen virtuosen Blues mit plötzlichen Pausen gespielt hätte. Ich dachte erst, die Kapelle hätte einen Sänger angestellt. Da dieser aber nicht sang, sondern schnarchte, ortete unser Gehör den Schießbudenbesitzer als Schnarchquelle. Das Gelächter der umstehenden Zuhörer, lockte weitere an. Der Kapellmeister war das, wofür wir im Deutschen kein Wort haben, wohl aber die Griechen, ein Kairos-Spezialist, d.h. er nahm jede Gelegenheit wahr, Zuhörer und Geschehnisse in der Umgebung sofort in seine Musiken einzubinden. Sehr schnell baute er kunstvoll Pausen ein, gab dem Schießbudenbesitzer einen Wink, gleichsam einen Einsatz, wie sie Dirigenten sonst ihren Sängern geben, und schon freute sich jeder Zuhörer über einige Schnarcher „in g-moll“, wie einer meiner Freunde lästerte. Auch das anschließende Gelächter der Zuschauer band der Kapellmeister in das Stück ein und zwar so, dass auch Ästhetiker anerkennen mussten: Das klingt, als gehörte es zu dem Musikstück. Und alsbald erhielten auch alle, die lachten, ihren Wink. Der Kapellmeister dachte: Das hat das Zeug, die Attraktion des Hamburger Doms zu werden, ging zum Schießbudenbesitzer, den er kräftig schütteln musste, damit er aus seinen Träumen herausfand und machte ihm ein Angebot.

„Was“, entrüstete sich dieser „ich schnarche? Du Pfeife hast wohl nicht mehr alle Trommeln in der Kapelle.“

Der Kapellmeister erhöhte das Angebot.

„Ich bin ein seriöser Geschäftsmann. Ich lasse mich doch nicht mit Witzbolden ein. Und überhaupt Schnarchmusik, was soll das schon sein? So etwas wie ein Gutenachtdichtung für Kinder, die sonst nicht einschlafen können oder schlecht träumen? Und schnarchen auf Befehl: Ich wusste ja nicht einmal und zweifle noch, ob ich überhaupt schnarche.“

Alle Mühen und Überredungskünste waren umsonst. Der Schießbudenbesitzer nachts vor dem Zubett-Gehen zu seiner Frau: „Stell dir vor: ich bekam heute ein unsittliches Angebot. Der Kapellmeister neben meiner Bude wollte mir für jeden Auftritt in seiner Kapelle tausend Mark geben, nur damit ich schnarche.“ Die Frau lachte und meinte nur, er solle sich das doch überlegen:

„In einer Hinsicht hat der Kapellmeister recht: Du schnarchst wirklich. Und wer verdient schon tausend Mark im Schlaf“.

Am nächsten Morgen stand die Presse vor der Tür. Aber der Schießbudenbesitzer wimmelte diese wirsch ab:

„Der Kapellmeister ist doch ein Schwindler. Und ich soll für ihn den Kakadu spielen?“

Da sich außerhalb der Pankokenkapelle niemand fand, der als Zeuge bestätigen wollte, dass es tatsächlich zu einem Zusammenwirken von Kapelle und Schnarcher kam, verzichteten fast alle Medien, darüber zu berichten. Lediglich die >Hamburger Morgenpost< brachte auf der Rückseite der letzten Seite in der Rubrik „Na, so was“ eine Kurzmitteilung, die aber mit dem Zusatz schloss: „Bezeugen wollte diese Geschichte allerdings niemand.“

Später überzeugte mich ein korpulenter Kollege davon, dass Schnarchen auch asozial sein könne. Kollegen werden manchmal von ihrem Vorgesetzten nicht nur bei zwischenmenschlichen Spannungen dazu verdonnert, gemeinsam eine Woche mit Vorliebe in einen Schullandheim oder in einer Jugendherberge, wenn nicht in einem Zeltlager zu verbringen. Diesmal waren es sogar 80 Kollegen. Da mussten mehrere in einem Raum übernachten. Der korpulente Kollege war aber so penetrant, für sich einen ganzen Raum allein zu beanspruchen. „Asozial“, hatten einige Kollegen nicht nur gedacht. Kaum war ich eingeschlafen, stieß mich ein Kollege an „Hörst du das auch?“ Tatsächlich kamen Geräusche an unser Ohr, von Pianissimo in einem wilden Crescendo bis zu einem Fortissimo gesteigert. Plötzlich eine Pause. Kein Mucks war zu hören. Und das über gefühlte zehn Minuten. Dann ein Riesenkracher, explosiver als das Fortissimo zuvor, gefolgt von genussvollen Schnalzern, bis es von einem Pianissimo an wieder von vorn losging. In einem Raum zwei Zimmer von dem unseren entfernt, machten wir den korpulenten Kollegen als Ursache aus. „Deshalb sein Egoismus“, meinte der Kollege, der mich geweckt hatte und versuchte ihn, wie zuvor mich, durch einen Stupser zu wecken. Der drehte sich aber nur um und legte sofort wieder mit seinem Schnarchkonzert los.

Ich hatte diese Geschichte längst vergessen, als mich ein Bettnachbar in der Klinik nach meinem 2. Herzinfarkt lebhaft daran erinnerte:

Die Stationsärztin hatte sein Schnarchverhalten sogar zur eigentlichen Ursache seines Herzinfarkts erklärt.

In dieser Zeit hatte ich nachts mehrere Träume, die die Geräusche meiner Umgebung in hochkomplexe Kompositionen verwandelten, also auch die Schnarcher meines Bettnachbarn. Meine Aufschriebe danach schickte ich dem Komponisten John CAGE, der weltbekannt für innovative Musik war. Der machte daraus aber nichts. War ihm wohl nicht verrückt genug. Vielleicht lag das auch daran: Künstler sind ja so sensibel. Sie wollen immer selbst auf eine Idee gekommen sein. Oder es lag an dem Münchner Filmemacher Roland Klick, den ich aus meiner Studienzeit kannte und dem ich nun vorschlug, zu meiner Musik einen Film zu drehen. Blöderweise finde ich in meinem jetzigen umzugsbedingten Chaos nicht meine Aufschriebe und die Begleitbriefe. Vielleicht aber findet man sie im Nachlass von John Cage, vielleicht auch seine Versuche, das seinem Stil zu unterwerfen. Dass ich ihm deswegen Plagiatsvorwürfe machen würde, hatte er sicher nicht befürchtet.

Natürlich schreibt das jemand, der selber schnarcht. Das haben mir nicht nur Beischlafgefährtinnen berichtet, das weiß ich sogar selbst von einem Erlebnis während meines ersten Herzinfarkts, lange vor dem zweiten, kurz nach Abschluss meines Examens.

Ich schrieb an einer Seminararbeit, die ich in wenigen Tagen in Absprache mit einem von mir verehrten Professor zu Papier bringen musste. Marathon-Leistungen habe ich auch später noch vollbracht. Aber die waren stets durch Stunden Tiefschlaf unterbrochen, also keine echten Marathon-Leistungen. Jetzt aber arbeitete ich zweieinhalb Tage in eins durch. Ich erinnere mich auch nicht, ob ich in dieser Zeit etwas gegessen geschweige denn getrunken habe. Dann schlief ich offenbar vor Ermüdung über der Schreibmaschine ein und beobachtete mich – ganz wie die Thanatologie es beschrieb, ein Fach, das sich wissenschaftlich gab, das ich aber schon wegen dieser Erlebnisses nie ernst nahm –, aus vielen Metern Höhe, wie ich da vor mich hin schnarchte. Zugleich registrierte ich massive Herzrhythmus-Störungen.

In Abwandlung eines bekannten Volkslieds hänselten mich Freunde nach meiner brav kolportierten Schnarch-Anekdote und stimmten gemeinsam ein in den Song „Das Schnarchen ist des Schläfers Lust.“

Franziska, der ich diese Kurzgeschichte vorgelesen hatte, war währenddessen eingeschlafen und schnarchte.

Vor dem Publikum, dem ich sie neulich präsentierte, schloss ich mit den Sätzen: „Seid mal ganz still Da schnarcht doch einer. Oder?“

Peitschenhiebe

Ein Nebenfluss der STARZEL, die ein Nebenfluss des Neckars wie dieser ein Nebenfluss des Rheins ist und mit dessen Gewässer sich also in den Ärmelkanal ergießt und also auch mit den Ozeanen der Welt vermischt, hat den sprechenden Namen KILLER. Dieser Nebenfluss regte mich an zu einem nie vollendeten Krimi mit dem Titel >Der Killer aus dem Killer-tal<. Auch der Nachfolge-Titel >Kiss and Kill< wurde nie fertig. Ich leide mental an *ejaculatio praecox* und verrate einfach zu früh, wer der Täter ist, bin also für Krimis mega-ungeeignet.

An der Killer liegt ein Dorf mit dem gleichen Namen Killer. Dort gibt es ein Peitschenmuseum, nicht zuletzt weil hier die besten Peitschen in der ganzen Welt hergestellt wurden. Generalabnehmer dieser Peitschen waren die Saudis in Riad. Im Arabischen kennt man für die Menschen, die die von den dortigen Gerichten über Andersgläubige verhängten Peitschenhiebe exekutieren, einen Nebenbegriff zu unserem Begriff Henker, aber den auch der bei uns ungewöhnliche Begriff Peitschenfolterer eher beschönigt.

Dieses Peitschenmuseum leiteten zwei unglaublich liebevolle, noch im Alter liebreizende Zwillingsschwestern, über die das Fernsehen mehrfach berichtete. Völlig abwegig das Gerücht im Dorf, dass diese Schwestern in ihrer Jugend für Sado-Maso-Praktiken wohlfeil zu haben waren. Es ist auch nachweislich unwahr, dass es im Museum ein Nebenzimmer gab, in dem sich Voyeuristen mit Filmen über Auspeitschungen und Schallplatten mit dem Knall der Peitschen, den hämischen Kommandos der Folterer und dem Gekreische entsprechender Opfer aufgeilten. Nein, im Nebenzimmer gab es nur Heu, bestenfalls ein paar Heugabeln.

„Die Peitschen“, versuchten die Schwestern aufkommende Verdächtigungen zu entkräften, "sind doch nichts anderes, als die Heugabeln oder die Geräte, die man im Nachbardorf herstellt."

Und diese Geräte sind unauffällige Aktentaschen, in denen man Gewehre abfeuerbereit verstecken konnte. Wer ein Messer in der Hand halte, denke ja auch nicht gleich an Verbrechen.

Auch heute, berichtet man mir, sei die Prügelstrafe in Deutschland nicht einmal in der Schule abgeschafft. Trotzdem graust es regelmäßig meine jugendlichen Zuhörer, wenn ich mit meinen 80 Jahren auch nur nebenbei erzähle, dass ich aus einer Zeit stamme, als nahezu jeder Lehrer in der Schule eine peitschenartige Waffe griffbereit in seiner Nähe hatte. Auch ich, was ich als zu peinlich bisher verschwieg, habe einmal Bekanntschaft gemacht mit einer solchen Waffe. Das kam so.

Wir hatten in der Volksschule, wie die Grundschule damals hieß, einen Klassenkameraden namens RADEMACHER. Der war mehrfach sitzen geblieben, ein Schlacks, fast ein Kopf größer als ich, und kam regelmäßig zu spät zum Unterricht, wohl wissend, dass der Lehrer ihm dafür einige Peitschenhiebe verpassen würde. Was aber der Lehrer womöglich sogar wusste, wir Klassenkameraden aber nicht: Dieser arme Wicht musste nachts seiner allein stehenden Mutter helfen, durch Austragen von Zeitungen sich ein paar Brötchen zuzuverdienen. Nach dieser Arbeit überfiel Mutter und Sohn zu häufig die Müdigkeit, fast schon eine Schlafsucht, aus der sie häufig genug ein gnadenlos laut rasselnder Wecker nicht herausreißen konnte.

Eines Tages hatte RADEMACHER in Vorahnung der Peitschenhiebe Mutters Bibel geschnappt, schlug sie auf, klemmte sich dieses heilige Buch, aufgeschlagen über die Pobacken verteilt, statt Unterhose in seine Skihose, bevor er wie nahezu immer zu spät das Klassenzimmer betrat. Lehrer MEYER griff vor aller Augen reflexartig nach seiner Peitsche, ließ diese auf den Hintern knallen, stutzte aber wegen des hohlen Tons und befahl, die Hose

herunterzulassen. Angesichts der ihm entgegenfallenden Bibel und der danach frech anstarrenden nackten Tatsachen versank Lehrer MEYER, wie ertappt, minutenlang in Sprachlosigkeit. Unser Gekicher riß ihn offenbar aus seinen Gefühlsströmen. RADEMACHER musste die Hose wieder hochziehen. Dann wurden die Peitschenhiebe fortgesetzt. Der Lehrer nahm die Bibel so aufgeschlagen, wie sie den Po bedeckte hatte, und las dort einen unterstrichenen Satz vor:

>Wer sein Kind liebt, der schlägt es<

Er konnte daraufhin nicht widerstehen, mit viel Genugtuung im Gesicht eine Unterrichtseinheit zwischenzuschieben zum Thema >Prügelstrafe<.

Es konnte nicht ausbleiben, dass sich Lehrer MEYER für den nächsten Klassenaufsatz ein naheliegendes Thema ausgedacht hatte. Die üblichen Klassenaufsätze hatten so brenzlige Themen zu behandeln, wie ich sie später auf die Formel brachte:

>Warum setze ich beim Wandern
einen Fuß vor den anderen?<

Dieses Mal trauten wir unseren Augen nicht, als der Lehrer in wunderbar leserlicher Schrift die Aufgabe an die Tafel schrieb:

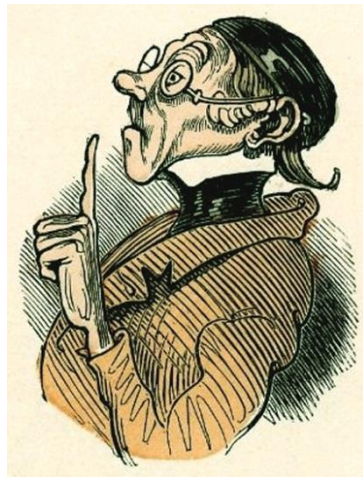
>Was ist von Peitschenhieben zu halten?<

Ich wusste, dass, wer da nicht die Überzeugung Lehrer MEYERs vertrat, hatte mit eben dieser Strafe zu rechnen. Ich bin heute noch stolz, dass ich es trotzdem wagte, (und zwar als einziger in der Klasse) Peitschenhiebe zu vergleichen mit den Daumenschrauben und noch brutaleren Folterungen, wie sie die Hexen bis in die Neuzeit hinein vorwiegend auf Grund der Urteile kirchlicher Gerichte über sich ergehen lassen mussten, und als extreme Verletzungen der Menschenrechte hinstellte.

Simonon: Giftschrank

Lehrer MEYER geriet unversehens in eine Zwickmühle. Er las regelmäßig die aus seiner Sicht besten Aufsätze vor. Nach den ersten drei Aufsätzen kam meiner an die Reihe. Heute versuche ich zu rekonstruieren, dass Lehrer MEYERs Frau, von der wir wussten, dass sie unsere Elaborate regelmäßig gegenlas, vermutlich meinen Aufsatz an die vierte Stelle eingeschoben hatte, obwohl er nur eine 3+ erhalten hatte.

Lehrer MEYER begann zu lesen, stutze brach seine Vorlesung ab, erhob wie seinerzeit Lehrer LÄMPEL den Zeigefinger, griff zu seiner Peitsche und erklärte:



>Gérards Aufsatz folgt formal den Regeln, die ich euch beibrachte. Deshalb ist es keine 5 oder gar 6. Aber die von ihm angegebenen Gründe gegen Peitschenhiebe sind unhaltbar. Deshalb...<

Ich musste mich wie Rademacher mit dem Bauch auf seinen Schreibtisch legen und dann... Es war jedenfalls ein ausgesprochen sanfter Peitschenhieb, den mein Gesäß kaum zu spüren bekam. Was aber damals kein Klassenkamerad und noch heute kaum jemand verstand, war mein Aufschrei und das nicht enden wollende Jammern danach. Seitdem verfolgt mich der Ruf eines Hypersensibelchen, der blind ist gegen das wirkliche Elend in der Welt. Seitdem hört man mich bei jeder Gelegenheit krakehlen: Warum versteht mich denn keiner? Seitdem bin ich das Weichei, das bestenfalls in Leserbriefen alle Herrschenden, und nicht nur die Lehrer, mit giftigem Spott überschüttet. Oder versteht das jetzt ein Leser oder Hörer?

Ich fürchte: noch weniger als damals, wenn man an die 1000 Peitschenschiebe denkt, die gerade dem Journalisten Raif Badawi in Riad verabreicht werden. Er hatte es gewagt, öffentlich zu bekennen, dass er Atheisten wie mich für gleichwertig hält...

Schluckauf

„Armer Schluhucker“, witzelte Mitarbeiterin Toni, als ich sie unfreiwillig mit „grüß dich, Tohoni“ empfang.

„Armer Schlucker“ hörte ich schon früh in meinem Leben. Aber da meinte man eher mein damaliges Erscheinungsbild als krummer Rücken aus >Haut und Knochen<.

So Spaßig ist das nicht, hatte selbst ich schon vor Jahrzehnten mitbekommen. Sogar ein Papst ist offenbar am Schluckauf gestorben. Ach so: Nicht alle kennen das. Wie der aufmerksame Leser meines >GIFT-Schranks< sicher weiß: Mit meiner Speiseröhre stimmt etwas nicht. Und mit dieser Speiseröhre hat auch der Schluckauf zu tun. Diesmal blieb aber kein Bissen im Hals stecken, sondern eher umgekehrt: Der Magen meldet sich im Zusammenspiel mit dem Zwerchfell in unregelmäßigen Abständen mit einer nicht zu unterdrückenden Muskelbewegung, unterbricht mein ahnungslos Dahergequasseltes, sagt aber nicht, was er zu melden für wichtig hält. Während man Getränke und Speisen herunterschluckt, wird beim Schluckauf etwas heraufgeschluckt, nicht wie beim Sodbrennen Magensäure, sondern eigentlich inhaltsleer ähnlich wie beim Rülpsen, das eine Art Vorbote ist, aber doch unterdrückbar, also weitgehend dem Willen unterworfen. Hickser, Hecker, Glugsi, Glutzger oder Schnackler heißt der Schluckauf auch im Volksmund. (Schnackler wird blöderweise in anderen Regionen auch das männliche Geschlamp genannt.) Vom Betroffenen als unangenehm, wenn auch nicht schmerzhaft empfunden, von den Mitmenschen meist mitleidig registriert, manchmal wohlwollend belächelt.

„Armer Schluhucker“? „Na warte, Tohoni,“ dachte ich, „du wirst dich noch wundern.“

Vorgestern hat mich der Schluckauf wieder erwischt. Nicht nur Toni, sondern auch alle anderen Mitarbeiterinnen bekamen das mit. Ach so, das wissen viele nicht: Auch Poeten brauchen Mitarbeiter. Diese verschaffen mir in meinem Auftrag kleine Wissensbausteine für meine Werke, oder sie tippen nur, was ich – wie schon vor 200 Jahren einige Zeitgenossen GOETHEs – auf dem Sofa halb liegend, halb sitzend, handschriftlich zu Papier bringe, furchtbar chaotisch mit vielen Streichungen, Einfügungen und komplizierten Umstellungen, vor allem schwer entzifferbar. Mit der Zeit wurden sie zu richtigen SIMENON-Expertinnen, ahnen inzwischen schon, ohne dass ich etwas sage, was ich brauche, schauen in meinem Archiv oder in meiner Bibliothek nach, wo sich Erhellendes findet.

So auch zum Thema >Schluckauf<. Während ich mich noch vergeblich bemühe, wie ich die beim Schluckauf entstehenden Geräusche meinen Mitarbeitern andichte, blättern sie schon im >Pschyrembel<, einem für Laien völlig unverständlichen Wörterbuch für Mediziner.

„Gibt es nicht“, meldet Toni.

„Typisch“, ist mein Kommentar und zitiere meinen Aphorismus aus dem >GIFT-Schrank<:

>Lexika sind Bücher in der Form von Listen, in denen diejenigen Stichwörter fehlen, die man sucht, und diejenigen exzessiv erklärt werden, die man ohnehin zu gebrauchen weiß.<

(Na ja, beim Pschyrembel stimmt zumindest Letzteres nicht)

Aber Toni, wohl wissend, dass Mediziner Fachwörter gerne von den absurdesten griechischen Wortwurzeln ableiten, versucht im deutsch-griechischen Lexikon herauszufinden, dass Schlucken dort manchmal mit φαγεῖν wiedergegeben wird, was eigentlich „essen“ oder bei Tieren „fressen“ heißt, findet aber im >Pschyrembel< trotzdem über Phagen keine Krankheit oder Störung die etwas mit >Schlucken< zu tun hat. Dann erinnert sie sich, dass im Griechischen viele Störungen mit Dys- beginnen, guckt unter >Dysphagie< nach, und siehe da: Da werden viele Arten von Schluckbeschwerden aufgeführt, aber natürlich nicht, was zu >Schluckauf< passt, geschweige denn, wie das zu heilen sei.

Toni weiß auch, weil jünger als ich, was man alles im Internet findet. Und da ist es umgekehrt: Unglaubliche Mengen an Informationen zum >Schluckauf<. Toni weiß, dass ich immer gleich alles kritisch hinterfrage. Darum präsentiert sie mir schmunzelnd, manchmal lachend, unter anderem Folgendes:

- Schluckauf kennen schon Ungeborene, vielleicht weil sie sonst im Mutterleib (so kommt es jedenfalls bei mir an) in der Gebärmutterflüssigkeit ertrinken würden.
- Bei Erwachsenen sei Schluckauf Folge einer Überdehnung des Magens durch Speisen und Getränke, vor allem wenn sie Kohlensäure enthalten oder zu heiß oder zu kalt sind
- Nikotin und Alkohol muss ja ohnehin für alle Beschwerden herhalten, also auch bei Schluckauf.
- Am meisten verbreitet sei Schluckauf unter Kindern. Auch Tiere kennen das Phänomen. Dauerhafter Schluckauf komme nur bei Männern vor.

„Sei ein Mann!“, schrie mich mein Vater schon früh an, wenn ich mal wieder eine Ungerechtigkeit der Erwachsenen beweinte. Weil ich so empfindsam mit ihrer Möse spielen konnte, haben mir viele Frauen weibliche Hormone attestiert. Auch sonst passte mal wieder nichts zu meinen vielen Lastern. Ausgerechnet Nikotin gehörte wegen meiner frühkindlich erworbenen Oralhemmung nicht dazu, Alkohol erst spät und dann mäßig – ein Glas Wein oder Bier kaum häufiger als einmal pro Woche.

Die Etymologen leiten Glück von gelingen ab, analog Schluck von schlingen. Das hat wohl die Mediziner zu der Annahme verführt, dass die Ursache im zu hastigen Verschlingen von

Nahrung zu suchen sei. Aber z.B. in unserer Familie war eindeutig mein Vater der Scheunendrescher, jüngstes von sechs Kindern meiner Großeltern, das früh die Erfahrung machen musste, dass vom Essen für die Kleinsten kein Nachschlag übrig blieb, wenn sie nicht eher fertig waren als die älteren Geschwister. Und der hatte nie Schluckauf. Für seine eigenen Kinder war sein Verschlingungstempo so abschreckend, dass sie jeden Bissen betont langsam, fast zelebrierend durch die Speiseröhre schlüpfen ließen.

„Hast mal wieder bis zum Anschlag gemampft“, meinte Toni. Sie wusste nicht, dass der Umstand nichts mit Mampfen zu tun hatte, dass ich, seitdem ich mit dem Fußballspielen aufhörte, nicht mehr >Haut und Knochen< war und mit 30 in rekordverdächtigem Tempo zum Dickwanst avancierte. Was Toni sonst noch als Ursache des Schluckaufs im Internet herausfand, passte zu nichts, was ich aus meinem aufregenden und abwechslungsreichen Lebenslauf rekapitulieren konnte.

„Streng dich an“, Tonis durchdringender Blick erschreckte den meinen, „sonst gehe ich davon aus, dass die Ursache deines Schluckaufs in bilderbuchmäßiger Bravheit liegt.“

„Ich und Bravheit?“ schluckte ich. Einen so gravierenden Vorwurf hatte mir noch niemand gemacht. Toni registrierte meine Betroffenheit. Also milderte sie die Diagnose ab; „Du bist doch auch sonst ein Querkopf oder du sprichst ja meist kryptisch von ‚Aufmupf‘.“ Blöderweise hatte ich mehrfach damit angegeben, dass meine Durchtriebenheit auf so etwas schließen lässt.

Ich verstummte. Nur je und dann explodierte ein lauter Schluckauf in die Stille oder implodierte manchmal hinter verschlossenen Lippen, aber meinen Körper erschütternd wie ein Vorbote eines Erdbebens. Noch während ich diese Geschichte handschriftlich halb liegend, halb sitzend auf dem Sofa zu Papier bringe, entgleisen mir ab und zu meine Schriftzüge. Ich sehe es schon kommen, dass Gabriele, die das tippen soll, an dieser Stelle endgültig mit Ihren Entzifferungskünsten am Ende ist.

„So schnell gebe ich nicht auf“, kommentiert Gabriele am Rande. Diese Geschichte hat also noch eine Überlebenschance.

„Das ist vorläufig alles, was ich im Internet zur Aitiologie des Schluckaufs fand“. Toni lebte einmal mit einem Theologen zusammen. Da hat sie den Begriff Aitiologie aufgeschnappt. „Du meinst >Herkunft-< oder >Ursachenforschung<“, versuchte ich sie zu verbessern.

„Lassen wir das“. Auch sonst übergang sie gerne meine Verschlimmbesserungen. „Wichtig ist, dass der Abgleich mit der Anamnese nichts Verwertbares brachte.“

„Anamnese“, setzte ich an. Toni unterbrach mich: „Was du an Erinnerungen im Kopf hast ...“

„Schlimmer als ein Arzt ...“, dachte ich.

„Kommen wir zur Prognose.“ Toni tat nicht nur so, als ob sie eine Ärztin sei. Sie war inzwischen so sehr in die Rolle geschlüpft, dass sie überzeugt war, Ärztin zu sein.

„Wer länger als zwei Tage an einem Schluckauf leidet, muss mit schwerwiegenden Folgen rechnen“.

- Atemnot, Erschöpfung
- Störungen des Nervensystems
- Depressionen
- Nierenversagen
- Schilddrüsenwucherungen
- Tumore
- Herzinfarkt

Das alles könne aber auch die Ursache des Schluckaufs sein.

„Was ich als Therapie im Internet finde“, Toni entwischte bei dieser Einleitung eine gewisse Verschmitztheit, „enthält keine Angaben über Erfolgchancen, hilft also offenbar nur dem, der an den Kuckuck in den Wolken glaubt.“ Ich registriere erleichtert: „Sie ist wieder auf dem Boden normaler poetischer Sprache angekommen.“

- Massage des äußeren Gehörgangs
- Zunge reizen
- Niesen durch Einatmen von Pfeffer (durch die Nase)
- Kopfstand
- Liegestütze
- Erschrecken
- Trinken von Eiswasser

Mit ihrer Hilfe probierte ich alles aus. Es half aber absolut nichts.

„Aber hier steht noch etwas: Orgasmus“.

Wir lachten. Ich wollte es aber genau wissen. Da war im Internet sogar eine wissenschaftliche Studie als Belegstelle angegeben:

R. Peleg et al.: Case report: sexual intercourse as potential treatment for intractable hiccups. In: Can Fam Physician, 2000 Aug, 46, S. 1631-1632, [PMC 2144777](#)

Als Toni sich schon wieder verabschiedet hatte, fiel mir ein, dass ich während dieser zwei Tage Schluckauf nicht einen einzigen sexuellen Gedanken hatte. Vielleicht ist doch etwas dran. Ich schaltete im Fernsehen den Orgasmus-Kanal an, holte mir einen runter und siehe da: Der Schluckauf war weg, leider nur für eine halbe Stunde. Dann war er umso heftiger und häufiger wieder da. Das hatte mir schon die Eulenspiegel-Geschichte (aus dem GIFT-

Schränk) vermittelt: Alle halbe Stunde einen Orgasmus; das führt zu unerträglichen Nebenwirkungen.

Auf jeden Fall also zum Arzt.

Als mich am nächsten Morgen der Schluckauf zu größerer Wachheit weckte, war ich drauf und dran, direkt nach der Dusche zum Arzt zu gehen. Arzt! Das brachte mir in Erinnerung: Das vorige Mal kam der Kardiologe nach der Auswertung meiner Werte aufgeregt aus seinem Raum: „Sie haben einen Herzinfarkt“ und bestellte sofort den Notarzt. Wie weggeblasen war aber plötzlich vor lauter Schreck mein Schluckauf. Also wartete ich erst einmal eine halbe Stunde und als der Schluckauf danach ausblieb, bis in den Nachmittag.

Ich dachte schon gar nicht mehr an den Arzt, da war er wieder da, der Schluckauf. Mir schwante schon eine Zukunft wie die des Papstes PIUS XII (PACELLI mit bürgerlichem Namen), den – so ein mir bekannter katholischer Theologe – Gott wegen seiner Kungelei mit dem Bösewicht Adolf HITLER mit lebenslangem Schluckauf bestraft hatte, an dem er schließlich starb. Aber was hatte ich Böses verbrochen? Meine Kungelei mit dem Agnostiker VAHINGER wird es ja wohl nicht gewesen sein. Außerdem habe ich nie für mich in Anspruch genommen, unfehlbar zu sein. Aus meiner Fehlbarkeit habe ich nie einen Hehl gemacht. Schon in der Schulzeit nannten mich die Klassenkameraden „Monsieur Pardon“ oder auch „Mr. Entschuldigen-Sie-bitte“. Das eher ironisch, denn wirkliche Fehler konnte man mir selten nachweisen.

Dann stand plötzlich Toni vor mir: „Grüß dich, Tohoni“ kam es über meine Lippen. Als vorgeschoben nahm ich ihre Eröffnung wahr: „Ich habe mein Handy vergessen.“ Handy nennen die Deutschen mit Verballhornungsabsicht ihr Mobiltelefon. Und dann kam es: „Ich kündige. Du siehst mich nie wieder.“ Sofort glaubte ich das zu durchschauen als ihre Version einer Schrecktherapie. Aber dann wurde sie noch ernster: „Ich kündige wirklich. Ich habe einen neuen Job gefunden. Und das als Sechzigjährige. Die wollen mich haben als Lehrerin.“

Es war mir klar, dass die Flüchtlingswelle, die momentan Deutschland überschwappt, auch die Folge haben würde, dass neue Stellen frei werden. Bisher ruhte ich mich bei dem Gedanken aus, dass herrschende Kreise in Deutschland keinen Blick haben für wirklich Höchstbegabte, dass mir Toni also noch sehr lange erhalten bleibt. Das Glück der anderen war aber noch immer mein Pech, dachte ich und merkte erst beim Abschied, dass ich seit Tonis Begrüßung keinen Schluckauf mehr hatte.

Bis dato war aber auch danach mein Schluckauf weg. Soll ich nun meine Leidensgenossen mit Schluckauf ein Rezept ausstellen mit der Empfehlung: Man nehme bei SCHLUCKAUF

Toni LÖFFLER, diese Mixtur aus Durchblick und Leidenschaft, multiple Künstlerin mit vielen anderen verborgenen, meist verkannten Talenten sowie brutaler Verabschiedungslust. Auch sonst vielseitig verwendbar.

Gefährliche Nebenwirkung: Hinterlässt riesige Lücken.

Erfindungen

Ich bin ja selbst Erfinder, nicht nur von Kurzgeschichten, meistens aber nicht von technischen Geräten wie etwa mein Onkel Herman, dem ich einen meiner beiden Zunamen verdanke. Er war nämlich mein Patenonkel, Kinder kriegen in meiner Heimat zwar einen frei gewählten ersten Vornamen. Aber für den 2. und 3. Vornamen wählte man traditionell die Vornamen der Patenonkel. Mein Patenonkel Herman gehörte unter meinen zahlreichen Onkeln keineswegs zu denen, von denen ich wie etwa von seinem Bruder Karl sagen würde: ich liebte ihn. Aber er erregte trotzdem früh mein Interesse. Denn bei ihm brachte der LÜHMANNsche Erfindergeist die skurrilsten Blüten hervor.

Onkel Herman's Geschichte wäre ein Thema für einen ganzen Roman. Hier nur in Kürze: Er war der Kleinste in unserer weitverzweigten direkten Verwandtschaft: Ein regelrechter Knirps. Es war eigentlich noch despektierlicher: Als ich sehr viel später Victor HUGOs >Glückner von Notre Dâme< las, stellte ich mir die Hauptfigur immer als Onkel Herman vor. Allerdings kam ich mir dabei ziemlich behindertenfeindlich vor. HUGO habe ich seltsamerweise diesen Vorwurf nie gemacht.

Als Soldat wurde Onkel Herman im ersten Weltkrieg vermutlich schon wegen seiner zwerghaftigkeit dazu verdonnert, die >dicke Berta< mit nach seinen Aussagen über 100 kg schweren Kanonenkugeln zu munitionieren. Diese Gewichte machten die Kugelträger im Dauereinsatz angeblich immer kleiner. Kleine noch kleiner zu machen, schien das geringere Übel. Wie auch sonst in solchen Fällen verbreitet, heiratete er eine besonders große Frau. Lizzy war dabei durchaus hübsch. Aber wir lernten sie sehr schnell als eine hochintrigante Hexe kennen. Lizzy wollte ursprünglich 7 Kinder haben, wohl um ihre Schwiegermutter zu übertrumpfen, die deren nur 6 hatte. Aber nach dem ersten Kind hatte sie sich das anders überlegt. Ihr Sohn, der später der größte in meiner Verwandtschaft wurde, war eine Schwerst-

geburt. Schon damals verkündete die Hebamme, noch nie sei ihr ein frisch Geborenes mit so vielen Pfunden vorgekommen.

Bei Familienfeiern konnte man wegen Herman nicht umhin, auch Lizzy einzuladen, obwohl alle wussten, sie würde über die über 50köpfige Verwandtschaft einzeln und kollektiv mit beißendem Gespött herziehen. Sogar ihren eigenen Sohn Peter machte sie fertig vor versammelter Verwandtschaft, noch als er erwachsen war, stets eingeleitet mit:

„Schaut euch das an, was er da wieder macht...“

Peter verteilte aber mit stoischer Ruhe weiter die Gries-Klöße aus seinem Suppenteller um diesen herum, garnierte sie mit dem Suppengrün oder durchspießte sie mit den Zahnstochern, die Oma auf jedem Tisch für alle Fälle bereitgestellt hatte.

Wer später Herman mit seinen 155 cm und seinen Sohn Peter mit seinen 196 cm durchs Dorf flanieren sah, war selbst dann noch amüsiert von diesem Anblick, wenn er wusste, dass es Vater und Sohn waren. Dabei war gar kein Zweifel, dass Peter Hermans Sohn war, weniger wegen der gleichen Gesichtszüge, als wegen seines Erfindungsreichtums und der Skurrilitäten, mit denen er vorwiegend seine Mutter und noch später seine Frau ärgerte. Der größere Erfinder war allerdings Vater Herman.

Erfindungen erregen unter den Zeitgenossen nicht nur Aufmerksamkeit, Begehrlichkeit oder Neid, sondern insbesondere das Interesse der Geheimdienste oder der Kripo. Denn es ist ein ziemlich irreführendes Gerücht, dass sie nur positive Folgen für die Mitmenschen haben. Sogar mein Onkel Herman landete einmal wegen einer Erfindung im Gefängnis. Nein, er hatte keineswegs so etwas erfunden wie die Neutronenbombe, die alle Gegenstände verschonte und „lediglich“ alle Lebewesen und natürlich alle Menschen in einer Gegend vernichten sollte, auch nicht wie die Drohnen, die uns demnächst überfliegen und uns nicht nur bedrohen, sondern auch nach Vorinformationen (meistens Fehlinformationen) z.B. der Geheimdienste unter uns Tötungsoffer suchen. Derartiges hatten nicht einmal Kurzgeschichten-Schreiber wie HUXLEY, ORWELL oder ZWERENZ im Visier, als sie ihre Fantasie eine weltzerstörerische Zukunft vorausahnen ließen. Nein, es war etwas weitaus Harmloseres.

Onkel Herman hatte mir mit meinen acht Jahren trotzdem einen mächtigen Schrecken eingejagt, als ich wie üblich, weil die Klingel zu hoch angebracht war, einfach an die Haustür klopfte, auf sein „Wer ist da?“ brav meinen Namen aufsagte und auf sein „Herein!“ nichtahnend einzutreten versuchte. Kaum hatte ich die Klinke gedrückt und die Tür nur millimeterweit geöffnet, ertönte ein ohrenbetäubender Lärm. Nachbarn, die sonst schon allerhand merkwürdige Geräusche aus Onkel Hermans Werkstatt gewohnt waren, ließen ihre Ohren spitzen und schreckten von der Gartenarbeit auf. Onkel Herman stand, so viel seine Körpergröße hergab, lachend zwischen den Türpfosten.

„Das ist doch nur ein Einbrechermelder! Ein Anti-Effraktarius,“ und zu den Nachbarn: „Sollte sich jeder anschaffen. Ich denke, die Erfindung geht in einem Jahr in Serie.“

Er hielt eine faustgroße metallene Kugel in der Hand.

„Hunde kann man zum Schweigen bringen, indem man ihnen einen Leckerbissen hinwirft, womöglich vergiftet oder nur in Schlafmittel getunkt. Diese Kugel, hinter der Haustür positioniert, wirkt dagegen unbestechlich.“

Er zeigte mir, nachdem er mich hereingelassen hatte, noch andere Erfindungen, z.B. eine Mini-Vogelscheuche und demonstrierte ihre Wirksamkeit an den Vögeln, die sich gerade in seinem Garten auf dem Kirschbaum süßen Genüssen hingaben. Er behauptete, die Vögel würden sich, auch nicht wie andere Erfindungen dieser Art, an diese Scheuche gewöhnen. Ich habe nur behalten, dass diese Mini-Scheuchen ihre Wirkung Gammastrahlen verdanken.

Erfinder können schrecklich naiv sein. Onkel Herman gehörte nicht unbedingt zu dieser Sorte Erfinder. Eines Tages hatte ihm ein ehemaliger Klassenkamerad („dumm wie Bohnenstroh“, kennzeichnete ihn Onkel Herman) die Pläne seines Einbrechermelders entwendet, meldete die Kugel beim Patentamt an, gewann eine Metallverarbeitungsfirma für die Massenherstellung und war binnen kurzem damit reich geworden. Als Onkel Herman davon erfuhr, lachte er wie auch sonst in ähnlichen Fällen: „Der Dummkopf weiß doch gar nicht, wieviel Spaß solche Erfindungen machen.“ Dann fügte er noch ziemlich kleinlaut hinzu: „...und natürlich nicht, wie gefährlich das Zeugs ist“.

Der Vater eines Freundes horchte auf, als sein Sohn eher nebenbei von meinem Onkel und seinem Einbrechermelder erzählte. Er war Pelzhändler. Ich kapierte erst sehr viel später, dass diese Menschen von dem Töten von Lebewesen leben, deren Fell sie teuer verkaufen. Ich habe nie verstanden, was Menschen daran finden, in die tote Haut anderer Lebewesen zu schlüpfen und sich nicht selten fürchten vor Schlangen, die umgekehrt je und dann ihre Haut hinter sich lassen. Gut, unsere Ahnen hatten früher vor allem in der Eiszeit keine Alternative, sich vor der klirrenden Kälte zu schützen. Aber heute? Die Pelze sind offenbar auch heute noch begehrt wie zur Eiszeit, so dass sie für Einbrecher attraktiv sind. Wenn man so will: Einbrecher sind die Rache enthäuteter Lebewesen. Aber sie lösen natürlich das Problem nicht.

Ein Nachbar, der nicht glauben wollte, dass Onkel Herman der eigentliche Erfinder des Namens Anti-Effraktarius war, wollte das gerichtlich geklärt wissen. Der Ex-Klassenkamerad, der diesen Einbrechermelder auf den Markt gebracht hatte, sah dem Prozess durchaus gelassen entgegen. Onkel Herman verfügte ja über keinerlei Beweise. Im Prozess gab dieser auf die Frage des Richters, warum er nicht selbst den Antieffi (wie er sehr bald hieß) auf den Markt gebracht hatte, kleinlaut an: >Das Zeugs funktioniert nur auf Grund der Wirksamkeit hochgradigen Giftes, z.B. Quecksilber<. Darum hätte er die Finger davon gelassen. Auch andere Erfindungen, die kurz vor der Serienreife standen wie etwa die Mini-Vogelscheuche, seien zumindest gefährlich, würde in Massen insbesondere das Nehrener Kirschenfeld in kurzer Zeit strahlenverseuchen.

Besagter Ex-Klassenkamerad verklagte Onkel Herman wegen Verleumdung, Geschäftsschädigung, sogar wegen Plagiats. Denn nicht Onkel Herman sei der Erfinder usw. Lauter Lügen mit für alle Beteiligten unvorhergesehenen Folgen. Als Sachverständiger wurde ein Toxikologe herangezogen. Dessen Gutachten bestätigte nicht nur Onkel Hermans Bekenntnis, sondern alarmierte auch die Staatsanwaltschaft. Diese hatte schon eine Weile Daten gesammelt zu einer rätselhaften Umweltvergiftung. Der Prozess gegen Onkel Herman lieferte dafür eine naheliegende Erklärung. So kam es, dass nicht nur der Ex-Klassenkamerad, sondern auch Onkel Herman wegen Umweltverseuchung mit Giften und Strahlen ins Gefängnis kam. Es war gar nicht so leicht nachzuweisen, dass mein Patenonkel sogar vor diesen Erfindungen gewarnt hatte. Kindern wie mir glaubte das Gericht nicht. Es ist ja leider nicht so wie im Mär-

Simenon: Giftschränk

chen, in dem es gerade Kinder sind, die die Wahrheit so unverkleidet wahrnehmen wie sie sind. Onkel Herman konnte jedenfalls von Glück sagen, dass er dann doch freigesprochen wurde. Dabei spielte eine Rolle, dass man dem Ex-Klassenkameraden unwiderlegbar nachweisen konnte, dass er noch in anderen Fällen sich skrupellos, jedenfalls widerrechtlich Erfindungen angeeignet hatte, deren wirkliche Erfinder zum Teil erst durch den Prozess davon erfuhren.

Ich selbst zog daraus die Konsequenz: Ich bin zwar nur der Erfinder von wissenschaftlichen Formeln und eben von Kurzgeschichten, kann aber nicht vorsichtig genug sein. Also bildet den Schluss dieser Kurzgeschichte auch der übliche Hinweis: Bitte, glaubt mir nicht. Es ist alles erlogen und erstunken. Wer diese Geschichte verbreitet, hat selbst schuld, wenn er im Gefängnis landet.

Der Stein der Weisen

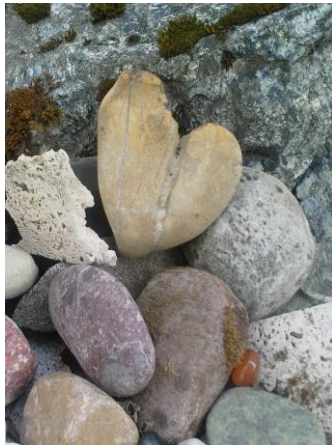
Sie hieß Franziska und hatte gerade sprechen gelernt.

„Mama, was ist das?“

Die Mama staunte:

„Das ist ein ganz seltener Stein. Ich wette, sonst gibt es in der Welt nicht einen einzigen, der wie dieser die Form eines Herzens hat.“

Sie waren am Rande des >Steinernen Meers< in der Nähe von Schwarzenberg spazieren gegangen. In der Fülle der Steine, nahezu alle rund und grau, hatten Franziskas Augen diesen Herzensstein entdeckt. Siehe das Foto anbei:



„Es würde mich nicht wundern, wenn das der Stein der Weisen ist, nach dem man schon vor mehr als 4 Tausend Jahren suchte.“

Obwohl der Stein ganz schön schwer war, trug Franziska ihn hinfort an einer Kette um den Hals. Von den anderen Kindern gefragt, wiederholte sie lange Zeit brav, was ihre Mutter sich darüber ausgedacht hatte:

„In dem Stein sind die wichtigsten Rätsel der Welt versteckt. Wer diese enträtselt, ohne den Stein zu zerbrechen, der erfährt mit einem Schlage, was die Welt zusammenhält.“

„Im Gegenteil“, fügte die Mutter hinzu, „wer den Stein zerbricht, macht hinfort alles vergeblich, was immer er oder sie sich vornimmt. Und wer die Geheimnisse des Steins enträtseln will, muss alles zu dem Stein in Beziehung setzen.“

Franziskas Vater war Bauer. Der sammelte alle Steine auf seinem Acker und stapelte sie in einem Eck auf einem Haufen. Kein einziger Stein, hatte der Vater wie die Mutter betont, habe die wunderbare Form von Franziskas Kleinod an ihrer Brust.

Da aber manche Kinder ihr den Stein entreißen wollten, verbarg sie ihn bald in hochgeschlossenen Kleidern. Sogar ihre Badeanzüge wählte sie danach aus, wie gut diese von dem Stein ablenkten, selbst wenn man sie deswegen hänselte, altmodisch oder weltfremd nannte.

Auch sonst lernte sie früh, nicht allzu sehr mit klugen Bemerkungen aufzufallen. Als im Religionsunterricht der Begriff >Ewigkeit< fiel, flutschte es spontan aus ihr heraus:

„Ewigkeit, was ist denn das für ein Quatsch.“

Da bedrängte sie die Lehrerin:

„Woher weißt du das? Welcher Sekte gehören deine Eltern an?“

Die Lehrerin hatte im Unterricht gerade die Geschichte vom SISYPHOS behandelt, der einen Riesenstein auf eine Bergspitze zu wälzen suchte und doch nicht verhindern konnte, dass der Stein kurz vor der Bergspitze wieder gen Tal kullerte.

Da habe die Lehrerin ja auch zugeben müssen, dass SISYPHOS nicht ewig mit diesen vergeblichen Versuchen beschäftigt sein konnte, dass, wer das behauptete, seinen Mund zu voll nähme. Außerdem von einer Sekte ihrer Eltern wüsste sie nichts. Ihre Mutter hätte einmal ausgerufen:

„Ich könnte die ganze Welt umarmen.“

Die Lehrerin sah Franziska erschreckt an:

„Ihr gehört doch nicht etwa zur Sekte der Kosmopoliten?“

„Weiß ich nicht“, Franziska zuckte die Achseln.

Die Klassenkameraden wollten wissen, was das für eine schreckliche Sekte sei.

„Das sind Menschen, die würden ihre Mitmenschen mit ihrer Liebe so sehr erdrücken, dass sie nicht mehr atmen könnten und leblos würden wie Steine“.

„Aber Steine schlafen doch nur“, hatte Franziska ausgerufen: „SISYPHOS hat doch den Riesenstein auch nur den Berg heraufgerollt, weil er ihn aufwecken wollte, nur so käme der Stein wieder zu Leben und Weisheit.“

Sisyphos, habe Franziska der Stein an ihrer Brust offenbart, rollte seinen Riesenstein ja auch nur den Berg hinauf, weil er ihm die Schönheit der Welt zeigen wollte. Befragt, warum der Stein kurz vor der Bergspitze wieder ins Tal stürzte, habe es aus dem Stein herausgepoltert:

„Es ist noch nicht so weit.“

„Komm,“ habe Sisyphos regelmäßig geantwortet, „wenigstens noch dieses eine Mal. Sonst verschläfst du noch das Glück der Welt.“

Und also fing Sisyphos mit dem Rollen des Steins auf den Berg von Neuem an, als wäre es das erste Mal.

Während die Lehrerin den Mund nicht mehr zu kriegte, schrien die Klassenkameraden:

„SISYPHA, SISYPHA, SISYPHA.....“

„Sisyphé,“ korrigierte die Lehrerin; aber die Schüler blieben bei Sisypha.

Nach einer Weile, wusste kein Klassenkamerad mehr, wie Franziska zu diesem Spitznamen kam. Franziska mochte diesen Namen anfangs nicht. Allmählich aber verstand sie, dass alle sie damit nur necken wollten. Und Necknamen, verriet ihr der Herzensstein, sind doch nur versteckte Respekt-, wenn nicht Liebeserklärungen.

Sie war überzeugt, was sie wusste und brav zum Unterricht beisteuerte, würde ihr der Herzensstein an ihrer Brust flüstern. Aber es entging ihr nicht, dass keiner mit dem so recht etwas anfangen konnte, was sie sagte, manchmal sogar die Lehrerin. Bemühe dich, sagte sie sich, nicht klüger zu sein als deine Mitmenschen oder gar deine Lehrer.

Der Sportlehrer meinte einmal scherzhaft:

„Wer klüger ist als ich, muss damit rechnen, in eine Nervenanstalt zu kommen“.

Also bemühte sich Franziska, ihr Geheimnis an ihrer Brust vor jedem Blick und vor jedem Aha-Erlebnis der Mitmenschen zu verbergen. Das Problem war, dass sie, je älter sie wurde, umso mehr die Welt umarmen wollte. Das war, als würde der Stein an ihrer Brust explodieren. Sprache war ihr zu verräterisch. Also begann sie zu zeichnen und zu malen. So entstand die Zeichnung >Mutter und Kind<

Simenon: Giftschränk



oder die Sepia-Pferde anbei:



Bescheiden wie sie sich gerne gab, verwies sie immer darauf, das sei nur eine Wiedergabe einer frühen Zeichnung von Picasso bzw eines japanischen Vorbilds. Als aber die Mitmen-

Zur Homepage-Startseite: www.gerd-simon.de

Simonon: Giftschrank

schen trotzdem begannen, ihr Talent zuzusprechen, ihre Gemälde manchmal zu bestaunen, fürchtete sie schon, dass wieder die Frage an sie gestellt würde:

„Woher hast du das? Stehst du vielleicht mit diesen schrecklichen Kosmopoliten in Verbindung?“

Sie dachte, lieber keine Tiere oder Menschen malen, und war nach einem ersten Schrecken froh, als die Lehrerin ihr die Malereien entwendete. Sie hatte sich nämlich in einer Art Vorahnung, dass die Lehrerin kurz darauf in ihrem Haus verbrennen würde, natürlich auch mit den Elaboraten, die sie ihren Schülern geklaut hatte, mit dieser Entwicklung abgefunden.

Hinfort malte Franziska nur noch Pflanzen (wie die Farne anbei) und Landschaften.



Natürlich keine Steine. Das wäre ihr dem Herzensstein gegenüber als Verrat vorgekommen. Und alsbald alles so klein, dass man kaum erkennen konnte, welche Turbulenzen sich dahinter abspielten. Selbst Postkarten waren ihr noch zu groß. Angeblich seien das auch nur Plagiate ihres Vorbilds GABRIELE MÜNTER in Miniaturform.

Zur Homepage-Startseite: www.gerd-simon.de

Simonon: Giftschränk



Erst kurz vor ihrem Tod malte sie auch Steine, mit Vorliebe, den Stein des SISYPHOS, wie ihn Felsen so einklemmten, dass kein Mensch ihn mehr bewegen konnte, geschweige denn auf eine Bergspitze.



„Ich hätte die Steine nicht malen dürfen“, waren ihre letzten Worte.

Franziska hatte viele Männer gehabt wie ich viele Frauen. Ich denke aber, ich war der einzige, der von ihrem Geheimnis wusste. Ihr Herzensstein verbarg ich anders als Franziska nicht an meiner Brust, sondern an meinem Bauch. Ich trank hinfort viel Bier und meine Mitmenschen lästerten über meinen Bierbauch. Sie frugen ironisch besorgt nach dem Wohlergehen meines Bierbauchs, niemals aber neugierig nach dem Stein.

In der Nähe meines Bauchs schien sich der Herzensstein auch ziemlich wohl zu fühlen. Die Geräusche, die aus meinem Bauch kamen, und die ich gerne meinen Mitmenschen andichtete, deuteten sie als Blähungen.

„Trink nicht so viel Bier“, meinten sie fast unisono.

Zur Homepage-Startseite: www.gerd-simon.de

Wenn die wüssten! Da unterhielt sich doch nur der Herzensstein mit dem Nervengeflecht, dem Bauchhirn, das auch die Wissenschaft erst spät im Bauch der Menschen entdeckte und dann gerne irreführend Zweithirn nannte. Für die Verdauung sei es zuständig. Sein Zusammenspiel mit dem Kopfhirn blieb ihr lange ein Rätsel, sogar das mit dem Geschlamp, wie die Geschlechtsteile in Franziskas Heimat respektlos genannt wurden,¹ entging der Wissenschaft anfangs völlig bzw. übergang sie geflissentlich oder auch nur mit dem berüchtigten Fingerspitzengefühl und natürlich erst recht das mit Steinen wie meinem Herzensstein.

Nein, der Herzensstein hat mir das, was ich hier schreibe und vieles andere, nicht einfach diktiert. Er hat nur manches Angedachte und Angelesene gebündelt, so dass sogar meine Bronchien vor Vergnügen ihr Räuspern explodieren ließen. Natürlich verrate ich nicht meinen neuen Durchblick durch die Welt, so sehr der Herzensstein diesen mir in aller Blöße präsentierte. Ich muss allerdings so viel zugeben, dass ich ihn auch schon an ziemlich entlegener Stelle in aller Öffentlichkeit aufblitzen ließ. Aber wo, verrate ich nicht. Wer es herausfindet, sage es weiter, aber bitte nicht mir. Ich hätte dann wie Franziska nur noch wenige Stunden zu leben.

Ach so, auf die Frage, woher ich die Geschichte habe, kann ich nur so viel zur Aufklärung beitragen, sie ist nur eine abgekupferte Variante einer Notiz der letzten Freundin von Albert Camus auf Grund einer mündlichen Mitteilung, kurz bevor dieser Weise, frühere Sisyphaden widerrufend, an der Pest starb.

Tut mir leid, ich merke gerade, auch an dieser Schlusspointe stimmt irgendwas nicht. Denkt bitte daran, ich bringe nicht erst in letzter Zeit vieles durcheinander. Also bitte nachprüfen.

Eine Hochzeitsrede

(Revidierte Fassung)

¹ Kurze Randbemerkung für Wissensdurstige: Geschlecht kann durchaus mit schlecht und schlachten zusammenhängen, sicher aber nicht mit Geschlamp. Letzteres dürfte eher zu schlemmen und schlummern zu stellen sein, weniger zu Schlamm oder den Schlümpfen, Schlawinern und anderen Schlaubergern.

Zu den dunkelsten Stunden meines Lebens gehörte, dass ich als bekennender Festmuffel und Kritiker aller Verbindungen von der Art der Ehe, die durch Steuervergünstigungen eine Scheidung noch teurer machen als die Heirat selbst, die also nur im Sinne der jeweils Herrschenden und ihrer (meist juristischen) Vasallen sein kann, dass ich also genötigt wurde, Genossen einer Wohngemeinschaft, denen ich aus vielen Gründen zu Dank verpflichtet war und die sich nicht durch meine Einsprüche und die Schilderung meiner diesbezüglichen Lebenssünden von dem Schritt in die Heiratsfalle abhalten ließen, auch noch die Hochzeitsrede zu halten. Das mir selbst verordnete Transparenzgebot erfordert ein weiteres Bekenntnis: Auch ich tappte dereinst leichtsinnigerweise in diese Heiratsfalle, und es waren genau diese WG-Genossen, die wesentlich dazu beitrugen, aus dieser wieder heraus zu tappen. Sie halfen mir also das allmähliche Schlüpfen aus diesem Sündenpfuhl zu ermöglichen. Ich hoffe, der Leser sieht ein: Ich konnte nicht anders. Dass diese WG-Genossen sich nicht von mir überzeugen ließen, ist eine meiner größten Niederlagen, die ich in meinem Leben zu verzeichnen hatte.

Ich bilde mir nicht ein, dass die anbei wiedergegebene Hochzeitsrede mir irgendwie aus dem Schlammassel meiner Selbstvorwürfe herausgeholfen hat, oder mir überhaupt bei wem auch immer Sympathien einbringt. Es geht nur um ein Stück Transparenz und Ehrlichkeit, die ich über diese Niederlage herüberretten möchte.



Hochzeitsredner Simenon

Ja, ich trat zu dieser Hochzeitsrede im Teufelsgewand auf. Erhalten davon sind nicht einmal Fotos, aber immerhin die Teufelskappe anbei. Damit hat mich meine langjährige Mitarbeiterin Toni Löffler jetzt vor den blauen Bänden der moskaukontrollierten MARX-ENGELS-Ausgabe positioniert und fotografiert. Sinnigerweise, um allen Biedermännern, Spießbürgern, Tugendbolden und anderen Wölfinnen in Schafspelzen zu signalisieren, in welchem kommunistischen Sumpf ich mich immer noch bewege. Dabei hat mir diese Bände ein anderer

Freund vermacht, der sich so symbolisch von seiner Vergangenheit zu lösen suchte. Er hat es inzwischen bereut. Und auch ich fand darin viele Geistesblitze und noch heute gültige Analysen der Weltsituation. Soll in Teufels Namen heißen: Kaum eine Textsammlung ist es wie diese wert wiederentdeckt zu werden. Aber wem sage ich das?

1. Juni 1976

Knirsch!!

Liebes Brautpaar, liebe Gäste!

- Wer Bäume pflanzt, muß damit rechnen, daß er später in den sauren Apfel beißen muß.
- Wer – wie ich – Sprachwissenschaft sehr praxisnah betreibt, muß damit rechnen, daß es in seinen Seminaren nicht bei sprachlichen Kontakten bleibt.
- - Wer für seine Seminare nicht – wie noch im vorigen Jahrhundert üblich – einen Numerus clausus für das andere Geschlecht praktiziert, muß damit rechnen, daß die Pärchen, die sich in seinen Seminaren gefunden haben, ihn eines Tages dazu verdonnern, eine Hochzeitsrede zu halten.

Liebe Doris, lieber Ingo!

Ihr könnt es bezeugen: Was habe ich, arbeitsscheu, wie ich bin, nicht alles getan, um zu verhindern, was jetzt gerade passiert, nämlich eine Hochzeitsrede halten zu müssen. Immerhin: Gut ein Dutzend Jahre ist es her, da Ihr Euch in einem meiner Seminare, statt Wissenschaft zu betreiben, kennengelernt habt, was ich ja am liebsten gleich unterbunden hätte. Gut ein Dutzend Jahre habe ich, wo Ihr nun einmal in diesen Clinch hineingerutscht wart, mit Erfolg die raffiniertesten Mätzchen installiert, um Euch – natürlich kaum wahrnehmbar – von den Verlockungen der Institution „Ehe“ abzulenken. Gut ein Dutzend Jahre habe ich – „Drohne“ der menschlichen Gesellschaft – geackert und gerackert und keine Mühe gescheut, um Euch – mal subversiv, mal offen – diese „Scheiß“-Institution so madig zu machen, wie es nur ging.

Ich wußte ja, meine Sprachwissenschaft, die ich zunächst einzusetzen versuchte, würde Euch nicht lange in den Bann ziehen. Also mußte ich mich auf alle von meiner Großmutter erlernten teuflischen Methoden der Obstruktion besinnen, um mein Ziel zu erreichen. Die

klassische Methode, Leute von ihren Heiratsabsichten abzubringen, möglichst sogar zu entzweien, ist natürlich die, wenigstens einen der Partner durch Krankheit längere Zeit außer Gefecht zu setzen. Ingo, dachte ich, ist ein zäher Bursche; der könnte sich womöglich zu schnell von so etwas erholen. Also wählte ich das schwächere Geschlecht als Opfer. Es traf also die Doris, die dann auch prompt jahrelang vom Fenster war.

Aber ich hatte nicht mit Ingo gerechnet. Dieses ursolidarische Viech ließ doch einfach nicht von der Doris ab! Immerhin beschäftigte diese Krankheit die beiden so sehr, daß sie darüber nicht zum Heiraten kamen, vielleicht nicht einmal daran dachten. Also ein Teilerfolg oder –mißerfolg – wie man's nimmt.

Nach einer Weile war mir klar: Ich mußte andere Register ziehen. Am besten bei Ingo ansetzen. Daß er sich so wenig für die Linguistik erwärmen konnte, war – so bedauerlich ich das fand – vielleicht ein Ansatzpunkt. Also setzte ich ihm den Floh eines Fächerwechsels ins Ohr. Ingo griff das so begierig auf, daß er mir schon fast wieder leid tat, dieser Treulose, Abtrünnige. Schlimmer noch – womit ich selbst als Mephisto nicht gerechnet hatte – er lief zu Innung der Bohrer und Nervtöter über. Welch ein Abstieg: von der Linguistik zur Dentisterei! Wenn es wenigstens wegen des schnöden Mammons gewesen wäre! Nein, dieser Mensch sieht diese Klempnerei auch noch als seinen Traumberuf an! Immerhin gab ich mich nicht gleich geschlagen. Die Niederlage reizte meine teuflische Fantasie zu einem genialen Gegenschlag. Ich lief zur ZVS (Zentralen Vergabestelle für Studienplätze) nach Dortmund. Die schien nur auf meine Intervention gewartet zu haben. Natürlich versprachen sie mir sofort in die Hand: Der Ingo X, klar, der kommt nicht nach Tübingen. Schon manches Paar, das sich in meinen Seminaren fand, habe ich durch diesen Trick zur Aufgabe ihrer Ehegelüste gebracht. Einen kleinen Fehler freilich habe ich bei Ingo und Doris gemacht. Ich hätte bei der ZVS darauf drängen müssen, daß sie ihn nach Hamburg, Berlin oder sonstwohin in die Walachei schicken. So kam er nach Freiburg und nahm doch unvorhergesehenerweise jede sich ihm bietende Gelegenheit wahr, nach Tübingen zu seiner Doris zu fahren. Keine negativen Auswirkungen auf sein Zahnarztstudium noch irgendwelche Kosten scheute dieses Filou! Vom vielen Zähneknirschen mußte ich mich bei Ingo deswegen in Behandlung begeben.

Ehrlich gesagt, das machte mich für eine geraume Zeit sprach- und tatenlos. So etwas hatte ich in meiner ganzen diabolischen Laufbahn noch nicht erlebt. Ich war so verstört, daß ich nicht einmal mitbekam, wie der Ingo sich einen Studienplatz in Tübingen ergatterte. Als

ich mich von diesem erneuten Schlag einigermaßen erholt hatte, entwickelte ich einen noch raffinierteren Plan:

Doris setzte ich als erstes unter Druck, doch endlich Examen zu machen. Dann verpaßte ich ihr eine unverdient durchschnittliche Note. Das alles nur, um sie für das folgende gefügiger zu machen, als zu erwarten war. Damit nicht wieder irgendetwas meine Strategie unversehens durchkreuzen konnte, arrangierte ich ein Manöver, in dessen Folge sich Renate, die WG-Genossin von Ingo und Doris in den äußersten Zipfel der Republik verzog. Das freigewordene Zimmer besetzte ich selbst. So konnte ich am Tatort stets rechtzeitig gegensteuern, wenn etwas schiefzugehen drohte. Zum Scheine schleppte ich das Pärchen Abend für Abend in den „Stern“, um jeden aufkommenden Verdacht (hinsichtlich meiner Teufeleien) im Saft von Hopfenkeimen zu ertränken. Dann bestach ich den zuständigen Beamten im Kultusministerium, der Referendarin Doris eine Stelle anzubieten, die möglichst weit weg von Tübingen ist.

War ich wütend, als dieser Ausbund an Keckheit die Stelle glatt ausschlug! Aber diesmal wollte ich nicht so früh aufgeben. Ich sorgte dafür, daß Doris eine Stelle angeboten wurde, die zwar näher an Tübingen lag, aber immer noch weit genug – meinte ich. Dazu hetzte ich ihr so einen „rechten Säckel“ auf den Hals, um Doris‘ Sinnen und Trachten von Ingo abzubringen. Schließlich sitzen hier ja noch einige potentielle Opfer, an denen ich das ganze Arsenal meiner Gemeinheiten auszulassen gedenke. Es genügt, daß ich gesteh: Ich habe wirklich alles versucht. Noch am heutigen Morgen habe ich Doris und Ingo durch einen faden-scheinigen Anruf aus dem Schlaf gerissen, in der Hoffnung, sie würden nachmittags so müde werden, daß sie den Termin beim Standesamt verschlafen. Nichts hat genützt!

Ich habe es so vermeiden wollen, hier diese Rede halten zu müssen. Trotzdem, es bleibt mir nichts anderes übrig, als mich – weil keine Zähne mehr da sind – kieferknirschend geschlagen zu geben. Ich gebe zu, ich bin ein schlechter Verlierer. Darum wenigstens noch die durchtriebene Frage: Woher wißt ihr eigentlich, daß ich nicht von Anfang an bezweckte, Euch dem höllischen Gefängnis der Ehe auszuliefern?

Nichtsdestoweniger: Auch der Teufel beugt sich manchmal Ritualen. Und also bitte ich die Gäste, sich von den Plätzen zu erheben und auf das Brautpaar anzustoßen mit einem dreifachen „Hoch“ ...

Die Hochzeitsrede blieb nicht ohne Folgen. Das Hochzeitspaar macht seitdem einen Riesebogen um den teuflischsten aller Frevler SIMENON. Wenn ich nicht selbst der Teufel wäre, würde ich jetzt sagen: Weiß der Teufel, warum? Ihr wusstet doch vorher, dass ich kein Fettöpfchen auslasse.

Die Verbreitung obiger Hochzeitsrede zeitigte eine selbst den Teufel überraschende Wirkung: Ich kann mich vor Anträgen nicht retten, doch auch noch da und dort bei Pärchen eine derartige Festrede zu halten. Ich bin doch kein Hochzeitslader, -Accessoire oder so.

Bei meinen drei silbernen Haaren: Ich meine es ernst. Kennt Ihr denn nicht meinen uralten Spruch:

Die Ehe wird deshalb so genannt
weil zwischen Ehefrau und Ehemann
ehe-mals und ehe-dem
ein Liebesband bestand,
das, weil's üblich und bequem,
meist eh' der Ehetag begann,
ein zu maskierndes Ende fand.

Nichts verfluche ich mehr als meine Erfindung der Unvernunft. Ich würde sogar meine drei silbernen Haare dafür geben, wenn man diese Erfindung rückgängig machen könnte. So kann ich nur hoffen, dass diese Haare sich dereinst durch die Geistesblitze einer Vernunftlaus verfilzen lassen. Wieso missversteht Ihr ständig die Philosophie des Als OB.

Nehren, fünf Jahrzehnte danach.

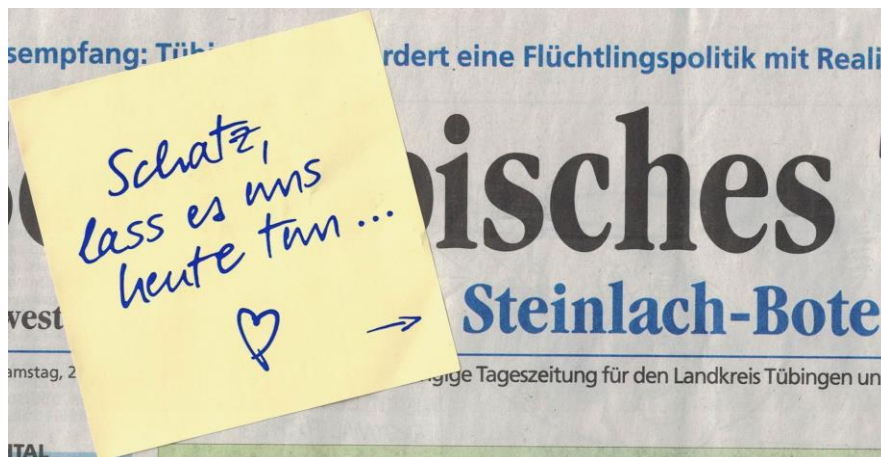
P.S. Sie haben es sicher gelernt, im Kleingedruckten von Verträgen usw. den Hammer herauszufinden. Als Plagiator von Kindesbeinen an hat mich das auf eine Idee gebracht: Liebhaber meiner Kurzgeschichten wissen schon, dass ich in dem Kleingedruckten, das sich entweder als Fußnote oder als Postskriptum dem skandalsuchenden Blick des Lesers zu entziehen sucht, fast immer einen Clou oder auch einen Klops verstecke. Dazu muss ich diesmal aber erst mühsam aus der Teufelsmaske in die Rolle des Soziopathen schlüpfen. Ich pflege meine Texte nämlich erst einmal über Freunde und Bekannte zu verbreiten. Auf Grund von Rückkopplungen musste ich den obigen Text ändern. Da hatte nämlich einer der Aberwitzigsten unter diesen das Hochzeitspaar trotz meiner (wenn auch unbeholfenen) Anonymisierungsversuche identifiziert. Da das Paar nach der Berechnung meiner Freundes Wilfried demnächst goldene Hochzeit feiert, will ich auf keinen Fall durch die Publikation meiner seinerzeitigen Hochzeitsrede diese Feier erneut vermiesen und den längst aufgetauten Zorn der Betroffenen sich über mich entladen lassen. Andererseits kennen inzwischen schon so viele diese Rede, dass mein Eintreten für mehr Transparenz endgültig un-

Simonon: Giftschränk

glaubwürdig würde, wenn ich alle einfach bitte, den Text ins Grab des Schweigens zu versenken. Darum habe ich die Anonymisierung nochmals einen Schritt weitergetrieben. Aber wehe, jemand vertreibt jetzt noch die ursprüngliche Fassung. Bitte, bitte, bringt mich nicht in Teufels Küche (Pardon, da bin ich ja schon). Nichts wäre für mich schlimmer, als auf der goldenen Hochzeit nochmals die gleiche Rede halten zu müssen. Das wäre sogar für einen Teufel nicht auszudenken. G.S.

Schatz

Morgens brauche ich seit Jahren Stunden, um wach zu werden. In dieser Aufwachphase hole ich die Zeitung aus dem Briefschlitz. Diesmal hatte die stets aufmerksame Nachbarin, Frühaufsteherin so lange ich sie kenne, bildschön, aber für meinen Geschmack entsetzlich treu ihrem Mann ergeben, auf dem Cover der Zeitung einen Klebezettel hinterlassen. Wie man anbei sieht, mit typisch weiblicher Handschrift wunderbar lesbar, eine überraschende Nachricht:



Nun gut, „Schatz“ hatte mich noch nie eine auch nur potentielle Geliebte genannt. Das lag natürlich daran, dass, wer mich kannte, auch mitbekam, wie desillusionierend ich über

menschliche Beziehungen, insbesondere über Liebe dachte. Liebe ist für mich (sogar nachlesbar in Veröffentlichungen. – Achtung vor allem für alle Feinde von Theorien: Jetzt folgt einer meiner theoriesatten Abschweifungen ins Symbolische) unter das Geld gefallen, ausgebeutet und erniedrigt von einer räuberischen Mafia, die selbst einer Vergleichssucht erlegen ist. Und das seit zweieinhalbtausend Jahren, seitdem man am Markt mit Münzen alles kaufen kann, sofern man über genügend Schätze verfügt, sei es in der Form von Metall, Papier oder auch Gold oder Diamanten, manchmal durch exotische Arbeit erwirtschaftet, manchmal aber auch geerbt, geborgt oder geklaut. Unsere Vergleichssucht drängt sich täglich in unsere ganz persönlichen Entscheidungen, gerade auch in die Entscheidung, wen wir am meisten als unserer Liebe würdig oder – anders formuliert – als Opfer unserer Begierde oder auch nur allgemein als Beuteschema ins Visier lassen. Gelegenheiten und Angebote schieben wir reihenweise beiseite, solange unsere Triebwelt das aushält. Die Vergleichswut treibt uns zur Enthaltbarkeit bis hin zum Zölibat, nur auf eine Göttin oder Gott gerichtet, die oder den wir irgendwann oder nie in die Arme zu schließen hoffen. Jedes Gefühl, jeder Gedanke, jede Aktivität, die wir auch nur der Zweit- oder Drittplatzierten in unserem Ranking widmen, ereilt uns irgendwann als Sünde.

Oder umgekehrt: Wenn wir feststellen, dass wir im Vergleichsschema eines oder einer Geliebten nur an zweiter oder gar dritter Stelle stehen, kommen wir uns minderwertig vor und verfolgen die oder den Erstplatzierten mit rasender Eifersucht. Wir überhäufen den oder die Auserwählte mit Geschenken von geköpften Blumen bis hin zu möglichst teurem Schmuck, ganzen Häusern oder Ländereien, allgemein mit Schätzen aller Art.

Wenn ich nun jemanden „Schatz“ nenne, heißt das dann, dass ich ihn oder sie als Geschenk bzw. Opfergabe für den oder die Erstplatzierten sehe? Ende der Diskussion, habe ich frühzeitig entschieden. Wie wär es wenn wir einen klaren Schnitt machen: Hier die Vergleichsmarot-

Simenon: Giftschränk

te mit ihren Geschenken und Schätzen. Dort unsere Liebe, möglichst frei von Prägungen und Verfremdungen durch Vergleiche aller Art, bestenfalls mit dem flirtend, was die alten Griechen KAIROS nannten, die sich gerade bietende Gelegenheit.

Natürlich heißt das nicht einfach „zurück zur Natur“ oder zu den Bräuchen früherer Kulturen, z.B. wenn Stammeshäuptlinge ihre Frau einem Gast zum Beischlaf also als Geschenk oder eben „Schatz“ anbieten und beleidigt sind, wenn dieser dieses Geschenk dankend ablehnt.

Wer aus einer Händlerkultur wie der europäischen kommt, kann das kaum anders verstehen als Verkehrung ins Gegenteil. Und Aufgeklärte wissen: Gegenteiliges steht weitgehend auf dem gleichen Boden wie das, zu dem es das Gegenteil ist, ändert also etwas nur minimal, jedenfalls nicht grundsätzlich.

Wie wär es, schlug ich sogar öffentlich vor, wenn wir vorerst für einen gewissen Zeitraum auf alle Geschenke verzichten. Und natürlich auf angebliche Kosenamen wie „Schatz“.

Na ja, dachte ich, wahrscheinlich kennt mich die Nachbarin zu wenig. Schauen wir über so etwas hinweg. Es ist ja auch sonst mehr als sinnvoll, durch die Oberfläche der Worte hindurch auf den zwischen ihnen lauenden unausgesprochenen Sinn vorzudringen. Also klingelte ich bei ihr hoffnungsfroh:

„Ist das ernst gemeint?“

Ich zeigte ihr den Klebezettel.

„Warte“, antwortete sie, verschwand in ihrer Wohnung und kam mit ihrer Zeitung zurück.

Darauf prangte der gleiche Klebezettel.

„Ist der von dir?“ meinte sie. Und – als ich komisch aus der Wäsche guckte:

Simonon: Giftschrank

„Der Zeitungsausträger?“ und dann lachten wir beide.

„Da ist ein Pfeil. Verweist wohl auf den Titel der Zeitung >Steinlachbote<“:

„Aber welchen Sinn soll das haben?“

Und während wir über das unscheinbare Wörtchen „tun“ herumrätselten oder es zumindest als mehrdeutig ausmachten bzw. als Deutungsfalle erkannten, riss die Nachbarin den Klebezettel von der Zeitung ab und drehte ihn um. Da prangte plötzlich die Reklame eines Textilgeschäfts.

„Zu welchen Mitteln die Werbung heutzutage greift“:

„Ziemlich einfallsreicher Trick“.

„Wieso? Das ist ja fast so lasziv wie die Reklame einer Textilfirma mit einer Nutte in aufreizend sparsamer Wäsche“.

„Werbung als Mittelding zwischen Ver- und Irreführung“.

„In dem Geschäft werde ich vorläufig nichts mehr kaufen“.

„Dass die Zeitung sich auf so etwas einlässt“.

So endete eine frühmorgendliche Aufregung über einen Klebezettel in dem üblichen Geschwätz zwischen Nachbarn. Ich nahm mir fest vor, in Zukunft möglichst *subito* oder *stante pede*, jedenfalls hellwach aus der Welt der Träume in die rauhe Wirklichkeit des Verzichts und Verzagens (manchmal Versagens) aufzutauchen.

Der Igel

Es passt zu meinem Image als Spätling. Jedenfalls gehe ich nachts erst spät ins Bett. Zuvor mache ich manchmal, wenn es nicht regnet, noch einen Spaziergang durch Nehren, häufig gen Westen, d.h. Mössingen. Da komme ich dann in ein Gebiet, das etwas von Bannwald an sich hat, allerdings nur wenige Obstbäume und sonst nur Kräuter oder das, was in vielen Sprachen mit dem nahezu beleidigendem Unwort „Unkraut“ versehen wurde, das Gegenteil von „Kraut“ vortäuschend.

Hier sollen dereinst Häuser gebaut werden. Vorläufig sagen sich da allerdings noch Fuchs und Igel gute Nacht. Für diese vermutlich ein Unkraut-Eldorado mit wohlschmeckenden fleischlichen Beilagen.

Zwischen diesem Gebiet und den letzten Häusern gibt es eine wenig befahrene Straße. Für mich wie alle Grenzregionen wegen meiner Grenzphobie hochinteressant. Da treffe ich regelmäßig einen Igel und das mitten auf der Straße. Einmal wie er – oder ist es eine sie? – gerade schmatzend eine Schnecke verzehrt. Ich rede ihm bzw. ihr gut zu, dass es gefährlich sei.

>Da könntest du überfahren werden.<

Dabei habe ich da noch nie ein Auto gesehen. Dann bewegt er bzw. sie sich gemächlich auf mich zu, beschnuppert meine Barfüße, merkt, dass das keine Schnecken sind, und, als wolle sie oder er sagen: >Du bist hier für mich die Gefahr<, zieht er bzw. sie sich eilig immer an der gleichen Stelle unter einen Gartenzaun zurück.

Simonon: Giftschränk

Jedes Mal, wenn ich sie oder ihn mitten auf der Straße unter dem Schummerlicht einer Laterne entdecke, denke ich: Ich weiß eigentlich nichts über dieses Lebewesen, eigentlich nur, dass man es nicht mit Milch oder so füttern soll, aber nicht einmal, ob es Männlein oder Weiblein ist oder wie die Schnecken, die es verzehrt, bisexuell, d.h. manchmal weiblich, manchmal männlich, je nach Situation. Wie soll ich mehr über diesen Igel erfahren? Ich kann ihn bzw. sie ja nicht einmal streicheln. Wollen mir ihre bzw. seine Stacheln eigentlich sagen, dass der Igel bzw. die Igelin nicht will, dass ich mehr über sie oder ihn weiß? Aber warum?

>Datenschutz<, höre ich Franziska sagen. Aber wohin mit meiner Neugier? Ist es eigentlich gefährlich zuzugeben, dass man unbändig neugierig ist? Lieber seine Neugier verheimlichen? Es sind wahrscheinlich Geheimdienstler, die mich jetzt ermuntern, öffentlich ein Recht auf Neugier zu fordern oder mich vor einem irgendwann platzenden Neugierstau warnen. Wie alle mentalen Staus könne das zu Gewalt führen. Es gäbe schon heute Völker, die Igel schlachten. Wie gehen eigentlich Geheimdienstler mit ihrer Verpflichtung um, sogar geliebten Partnern Wichtiges zu verheimlichen. Die sprechen sicher aus Erfahrung. Rechtfertigen und sich selbstzufrieden einlullen könne man alles, höre ich sie sagen, z.B. damit, dass man den Igel durch das Schlachten davor bewahrt habe, überfahren zu werden. Liegt es an diesen mentalen Vorgängen, dass Geheimdienstler keine Hemmungen haben, Menschen zu schlachten? Im 2. Weltkrieg waren es sogar Hunderttausende, die sie umbrachten. Bringen die im Zweifelsfall auch ihre geliebten Partner um? Und wie kommen die überhaupt dazu, sich als Elite zu fühlen?

P.S. 1) Zwei Wochen ist es inzwischen her, seit ich die letzte Begegnung mit dem Igel bzw. der Igelin hatte. Keine Spur, nicht einmal in der näheren Umgebung. Die Geheimdienstler, war mein erster Gedanke. Dann stellte ich fest, dass jemand den Bannwald bzw. das Unkraut gerodet hatte. Ratzekahl. Die werden doch nicht...? Wer hilft mir und unterstützt mich in der Hoffnung, dieses Stachelwesen irgendwo noch lebendig zu finden? Oder ist

Zur Homepage-Startseite: www.gerd-simon.de

Simonon: Giftschränk

dieses Bisschen Neugier schon zu viel? Oder muss ich mich damit abfinden, dass die Suche in einem Desaster endete.

P.S. 2) Mein Kombinationswahn, eine Unart von Philosophen, treibt mich zu einem mehr oder weniger passenden Aphorismus: >Das Ich ist ein merkwürdiges Stachelwesen: Wenn man ihm zu nahe kommt, verletzt man sich, wenn man ihm noch näher kommt, verletzt man auch es, ersticht oder tötet es gar.. Am besten man freut sich an ihm aus der Ferne im Wissen um das Nichtwissen, was es eigentlich auf sich hat, und badet es in viel Fantasie.<

P.S. 3) Safiya, die 7jährige Tochter meiner Mitarbeiterin, die das gerade getippt hat, hat zwar auch die Igel-Mama nicht gefunden, aber deren Nachwuchs, streichelte ihn oder sie vorsichtig und nahm sie oder ihn mit zur Schule, wo die Lehrerin ihr erklärte, dass Igel schon bei der Geburt Stacheln hätten, die aber durch eine Haut umgeben und auch noch nach deren Platzen ganz weich seien, damit sie die Mama nicht verletzen. Ich hoffe, wir finden auch bald die Mama wieder. Vorerst hat sie mir das Suchbild anbei angefertigt. Nochmals wer hat die Mama gesehen?



Wenn Sie die Igel-Mama gefunden haben, können Sie sie schon einmal beruhigen, zur Zeit kümmert sich um das Igel-Kleine eine Specht-Mama, die allerdings daneben noch die Eier in einer Baumhöhle ausbrüten muss, aus denen alsbald ihr Nachwuchs schlüpfen wird. (s. Safiyas Bild anbei.)



Simonon: Giftschränk

Tut mir leid: Die Geschichte ist leider so mehrbödiger geraten, dass sie selbst viele Erwachsene nicht verstehen. Ich muss mich auch noch sonst in vieler Hinsicht bessern. Vielleicht schaffe ich das, wenn wir die Igel-Mama gefunden haben. Oder schaffen 80jährige das auch dann nicht?

Kerpen

"Peinlich", hatte Franziska gesagt. Und weil ich die verhängnisvolle Neigung habe, den Clou der Anekdoten zu früh zu verraten: Ich saß einmal im Gefängnis. Franziska hatte mir das Versprechen abgenommen, nie zu niemandem je auch nur irgendein Wort fallen zu lassen. Aber jetzt im Alter, da Franziskas Überreste schon das berühmte verfluchte siebte Jahr in einer Urne in ihrem Heimatort Winterlingen zubringen, darf ich es doch wohl endlich herauslassen. Ich gehöre ja ohnehin zu den Menschen, die nichts für sich behalten können. Ich denke, sie hätte es mir verziehen, zumal sie wusste, wie sehr mich Geheimnisstaus quälten und nach Erleichterung drängen.

Es war im Sommer, bevor Toni SCHUMACHER seinen Skiunfall hatte. Franziska und ich hatten in Amsterdam, diese märchenhaft schöne Stadt in Holland, Tochter Julia und Enkel Nicky besucht. Dort verbrachten wir auf einem Hausboot in einer Gracht unseren Urlaub (s.Foto anbei).



Simenon: Giftschrank

Gérard Simenon, unverkennbar unter der niederländischen Nationalflagge auf dem Vorgarten eines Hausboots in einer Gracht Amsterdams

(Foto: Franziska Schaudinn)

Ein entfernter Nachbar spielte Schuberts Pinkelsonate auf einem schrecklich verstimmten Klavier. Wir wählten für alles, was uns in die Welt der Harmonie verführte – aus Angst, wir könnten nicht wieder in die normale disharmonische Welt zurückfinden – solche despektierlichen Wörter. Das >Freten< (plattdeutscher Ausdruck für alles, was Tieren mundet) vom Vortage in einem Amsterdamer Chineserrestaurant war uns irgendwie nicht bekommen:

„Is nicht m r dat, wat et m l w r,“

pfliegte mein Opa dazu zu sagen. War sicher nicht nur mir und Franziska, sondern auch Coutier, Franziskas Schwiegersohn, aus der Seele, genauer: aus dem Bauchhirn gesprochen

„Ich mach euch was zum Abschied,“

Auch das war Chinesisch in einer wunderbaren Erdnusso e, übertraf aber alles, was unsere Geschmacksnerven bis dahin kennengelernt hatten.

Wieder einmal hatte ich meinen Rasierapparat vergessen. Also wuchs mir ein prächtiger Bart. Ich wurde den heimlich beneideten Clochards in diesen 2 Wochen immer ähnlicher. Anbei mein Vorzeigefoto bei Bewerbungen um ein K nstlerportrait des Jahres.



Gérard Simenon (regelmäßig durchgefallenes Vorzeigefoto bei Bewerbungen um ein K nstlerportrait des Jahres)

[Foto Anastasia Antipova]

Es kam hinzu, dass die Dusche in dem Hausboot nicht funktionierte. Und in der Gracht war es strengstens untersagt zu baden, vermutlich wegen der vielen Motorbootjagden in den Grachten. Jedenfalls

Zur Homepage-Startseite: www.gerd-simon.de

Simenon: Giftschrank

war es nicht nur wegen der Abwässer gefährlich darin zu baden, gefährlicher als die Raserrennstrecken in der Großstadt Hamburg, die meine Heimatstadt war.

Wir hatten bei der Rückfahrt hinter VENLO überlegt, ob wir an der holländisch-deutschen Grenze kurz in einem Lokal einkehren sollten, um etwas zu uns zu nehmen und natürlich um uns zu erleichtern. Aber wir fanden keinen Parkplatz. Alles Autos mit deutschen Kennzeichen. Kein einziges sechsstelliges, wie Enkel Nicky die gelben niederländischen Kennzeichen nannte. Vermutlich wussten die Parker, was auf sie nach der Grenze auf uns wartete. Wir hatten aber keine Ahnung. Hoffnungsfroh erwarteten wir gleich nach der Grenze eine der bewährten deutschen Raststätten. Natürlich hätten wir sogar eine der gar nicht so seltenen verloderten oder gar verlausten Versionen akzeptiert. Das Bauchhirn hatte uns signalisiert, dass sich unterhalb von ihm ein bedrohlicher Stau auf beiden Bahnen gebildet hatte. Es riet uns, nicht wählerisch zu sein.

Dann gerieten wir in einen Stau auch auf der Autobahn. Autoradio eingeschaltet: Stau bis Koblenz. Ein Raser wäre dort in eine Leitplanke geraten und hätte einen Laster mitgerissen. Der stehe nun quer zu allen Fahrbahnen. Stop and go heißt unter anderem erhöhter Energieverbrauch. Nicht nur keine Raststätte, nicht nur keine Tankmöglichkeit, nicht einmal ein normaler Parkplatz, sondern auch keine Ausfahrt. Nach gefühlten 100 km und 2 Stunden nach der Grenze endlich die Ausfahrt Kerpen.

Ich bin kein sonderlicher Liebhaber von Sportarten, in denen es nur darum geht, wer schneller ist. Trotzdem war mir bekannt: Aus Kerpen stammte der deutsche Autorennfahrer Toni Schumacher, jahrelang der Sieger zahlreicher Autorennen, der Star unter den Rasern der Nation und für viele Jugendliche ein Vorbild, obwohl oder auch weil er auf der Rennstrecke nicht zimperlich mit seinen Konkurrenten umging. Im Autoradio wurde gerade durchgegeben, dass der Raser, der auf der Koblenzer Moselbrücke in die Leitplanke fuhr, seinen Verletzungen erlag.

Kerpen stellten wir uns als Dorf vor. Aber wegen seines Rufs als Wirkungsort von Toni Schumacher musste es eine Tankstelle geben. Tatsächlich: wir tankten. Franziska: Das Klo ist abgeschlossen. Die Dame an der Tankstelle sah Toni Schuhmacher wie aus dem Gesicht geschnitten aus. Ich zahlte und bat um den Toilettenschlüssel.

>Kommt nicht in Frage<, die Dame musterte mein Clochard-Gesicht.

Ich habe nur selten und dann aus Not und Bedrängnis heraus damit angegeben, dass ich einen Dokortitel habe.

>Kommt das dann in Frage<, reagierte ich, >wenn ich Ihnen meinen Ausweis überlasse?<

Simonon: Giftschrank

Die Dame fixierte den Ausweis minutenlang. In Deutschland ist man verpflichtet, in seinen Ausweis auch seinen Dokortitel, falls vorhanden, eintragen zu lassen. Der gehöre, so die Auskunft der ausstellenden Behörde, zum Namen.

>Das ist ja was anderes.<

Der Schlüssel, den mir die Dame gegeben hatte, passte nicht. Bei uns war aber der Druck inzwischen so groß, dass wir uns vor der Klotür erleichterten.

Kleine Randbemerkung eines Linguisten: Müssen, das lernt jedes Schulkind, ist ein Hilfsverb, was man in meiner Kindheit noch >Hilfs-Tuwort< nennen musste.

>Das stimmt doch gar nicht<, hatte ich schon als Schüler naseweis zwischengerufen und erinnerte den Lehrer daran, dass auf der Straße, die an der Schule vorbeiführte, an einer Baustelle ein Schild angebracht war:

>Wat mutt, dat mutt.<

Müssen kann also auch als Haupt-Tu-Wort (sprich: Vollverb) benutzt werden, und das nicht nur im Plattdeutschen und im Hamburgischen. Überall in Deutschland sagen Kinder ganz normal >ich muss mal<, wenn sie sich auf dem Klo erleichtern wollen.

Wir gaben den Schlüssel zurück, als sei alles normal zugegangen. Entweder hatte die Dame uns von vornherein einen falschen Schlüssel mitgegeben oder sie hatte mitbekommen, was da vor der Klotür geschah. Jedenfalls ehe wir uns versahen, traf schon mit Blaulicht die Polizei ein, bereit, uns Handschellen anzulegen. Ungeprüft hatte die Polizei offenbar das Vorurteil der Dame übernommen, der Ausweis sei gefälscht. Schon deswegen wählte ich meine Vermutung nicht falsch, dass es sich bei der Dame um die Mutter von Toni Schuhmacher handelte.

So etwas passiert natürlich am Sonntagabend. Die Polizei an meinem Wohnort behauptete, sie hätte keinen Zugriff auf meine Datei. Das könne erst tags darauf geschehen. Wieso man dort nicht jemanden kenne, der einen Dokortitel habe. Der Polizist vor Ort muss gelacht haben. >Was<, wiederholte der Ortspolizist von Kerpen ungläubig, >Sie haben dort tausend Doktoren? Hier hat man nach dem Tode unseres Arztes nicht einen einzigen.<

Also wanderte ich in die Zelle der Station. Franziska musste am nächsten Tag wieder ihren Job antreten, fuhr also allein mit Sack und Pack weiter. Am nächsten Morgen entschuldigte man sich mit vielen Worten und zahlte mir sogar die Zugfahrt bis an meinen Wohnort.

Ich verabschiedete mich mit einem meiner gefürchteten Flüche. Ich weiß seit Kindsbeinen, dass ich nicht fluchen darf. Ich habe zu häufig erlebt, dass diese Flüche katastrophale Folgen hatten. Diesmal aber entfuhr mir dennoch heftige Flüche. Im Winter drauf hatte Toni Schuhmacher seinen schreckli-

Simenon: Giftschrank

chen Skiunfall, an dessen Folgen er noch heute leidet. Mein Clochard-Outfit habe ich trotzdem bis heute beibehalten. Solange Leute meinen Gruß nicht erwidern, sehe ich keinen Anlass, irgendetwas an diesem Outfit zu ändern.

Zuhause in Tübingen empfing mich Franziska mit Schuberts „Pinkelsonate“, diesmal auf einem bestens gestimmten Klavier.

„Die Alberich!“

entfuhr es mir. Ich meinte natürlich die Pianistin Martha Argerich, die einem gar nicht so despektierlich nachvollziehen ließ, wie der syphiliskranke Schubert hier sein Herzblut in Töne gegossen hatte.

P.S. In einem Rundbrief an einige Freunde und Bekannte habe ich diese Kurzgeschichte folgendermaßen kommentiert:

Ich werde häufig gefragt, wie eine solche Geschichte entsteht. Das bringt mich ziemlich in Verlegenheit. Wenn ich den Text schon nach der ersten Fassung niedergeschrieben habe, weiß ich es häufig nicht mehr. Ich denke, irgendwelche Reste von ansonsten vergessenen Träumen lösen in meinem Kopf ein Aha-Erlebnis aus, z.B. weil es symbolisch ist für etwas Allgemeines.

Bei der Geschichte anbei verlief das offenbar anders. Von Kindheit an hatte ich kein Faible für Wetten und Wettkämpfe. Mir ging es immer um das Spiel und wo in einer Sportart das Spielelement simpel war, und oder sich häufig wiederholte, langweilte mich das schnell. So blieb ich bei Spielen hängen, in denen fast jede Situation neu war. Wenn ein Spiel dann auch noch spannend war, war mir eher unwichtig, ob ich gewonnen oder verloren hatte. So landete ich immer wieder beim Fußball. Wenn man beim Fußball vergisst, dass es da auch um Sieg oder Niederlage geht, dann ist das, kombiniert mit unstillbarer Neugier, fast so faszinierend wie meine Forschung oder auch eine Schriftstellerei wie diese. Fußball lernt man nicht selten auf der Straße. Da bilden sich die Gruppen manchmal aus Kindern, die sich vorher gar nicht kannten. Schnell ist entschieden, wer zu welcher Mannschaft gehören soll und wer was spielt. Ich erinnere mich noch an einen Spielkameraden, der wie wild darauf schien, den Torwart zu spielen, eine sonst unbeliebte Rolle. Binnen kurzem stand meine Mannschaft 10:0 im Rückstand. Der Torwart ließ sogar den einfachsten Kullerball durch. Er erwies sich als das, was man, weiß der Teufel warum, seit eh eine Flasche nennt. Später bekannte der Torwart, dass er noch nie Fußball gespielt hätte. Einige meiner Mitspieler verloren schon die Lust am Spiel. Nachdem ich bewundert wurde, wie ich einen Flankenball mit dem einen Fuß annahm und ohne Zwischenschritte mit dem anderen noch in der Luft knallhart und unhaltbar ins gegnerische Tor schoss und das in einem kindlichen Anfall von Humor kommentierte:

>Achtung, wir gewinnen noch<

spielten plötzlich alle, neu motiviert, weiter. Natürlich verloren wir trotzdem haushoch.

Eines aber beschäftigte mich schon als Kind. Ich war auf der Suche nach einem Ersatz für meinen Vater bzw. eigentlich meiner Mutter (denn ich war ein Muttersöhnchen und enttäuscht, dass sie mir in meinen Pubertätsproblemen nicht helfen konnte) in eine protestantische Jugendgruppe geraten. Der Pfarrer, der sie leitete, war noch jung und wollte uns wohl zeigen, wie sehr er im Fußballspielen noch fit sei. Also spielten wir bei gutem Wetter auf dem Hinterhof seiner Kirche Fußball und er mittendrin, und das nicht als Schiedsrichter, sondern als Mittelstürmer der gegnerischen Mannschaft. Einmal sprang er mit voller Wucht und seinem ganzem Gewicht mit beiden Füßen (der Ball war längst weg) auf die meinen. Nach meiner Operation im Krankenhaus besuchte er mich im Krankenhaus und betete eine Viertelstunde zu Gott, dass der komplizierte Bruch eines Mittelfußknochens ohne bleibende Schäden gesunden möge. Ich weiß zwar nicht, was Gott dazu beitrug, jedenfalls eröffnete mir der Oberarzt kurz darauf, dass alles gut abgelaufen sei und fügte hinzu:

Simonon: Giftschrank

>Wenn du später einmal wieder einen Bruch hast, kann es jeder Knochen sein, nur dieser nicht. Der ist hinfort bruchsticher!<

Ich wünschte mir trotzdem nicht, mir in Zukunft erst einmal alle Knochen brechen zu lassen, um für alle Zeiten Fouls wie die des Pfarrers schadlos zu überstehen.

Mich beschäftigte alsbald viel mehr: Warum machen Menschen Fouls? Warum riskieren sie, dass jemand sich etwas bricht, unter Umständen sogar lebenslang behindert ist oder dran stirbt? Warum riskieren Menschen bedenkenlos Leib und Leben ihrer Mitmenschen? Es geht nicht um Fouls, die unbeabsichtigt immer mal vorkommen. Eher schon um taktische Fouls. Und selbst bei dem Foul des Pfarrers war Absicht im Spiel. Natürlich kann ich solche Fragen bis heute nicht beantworten, geschweige denn Lösungen präsentieren. Aber ich versuche immer wieder in unterschiedlichen Anläufen meine Wut und Ohnmacht, und wenigstens das Problem in Analysen konkreter Erlebnisse zu bannen. So entstand die Kurzgeschichte anbei.

Als mich kürzlich eine frühere Mitarbeiterin wegen meines Gedichts gegen die Behandlung von Flüchtlingen, die man gnadenlos im Meer ertrinken oder am Stacheldrahtzaun verrecken lässt, despektierlich einen Gutmenschen nannte (es war ihr sogar recht, dass man sie deswegen zu den >Schlechtmenschen< zählen könnte), suchte ich nach einem relativ harmlosen alltäglichen Erlebnis, um genau die hier sich äußernde Menschenfeindlichkeit spürbar zu machen, die nicht erst bei den Flüchtlingen auszubrechen pflegt..

Kurz: es geht eigentlich um Outlaws aller Art, nicht nur um Flüchtlinge und nicht nur um die aus Syrien oder Afghanistan. Die Kurzgeschichte steht im Rahmen eines Kampfes gegen Überzeugungen, die denken, Frieden entsteht, wenn man Krieg mit Gegenkrieg beantwortet. Ich höre jetzt schon manchen sagen: Vom Wetten über das Rasen bis zu den Flüchtlingen und Krieg und Frieden: Was ist das mehr als Kombinationswahn. Wenn ich es recht sehe, habe ich hier außerdem eine Anekdote mit weiteren Anekdoten kommentiert. Tut mir leid, wenn das alles jemanden auf den Keks geht.

Der Kaffeemann

Es gibt immer einmal wieder Nischenzeiten. Meistens hießen sie Übergangszeiten. Nicht nur Politiker wissen: Kritische Zeiten. Bei uns in Hamburg und anderswo hieß die Zeit, in der diese Geschichte spielte, Schwarzmarktzeit.

Es gab Tausende von Anekdoten oder "Döntjes," wie sie in Hamburg hießen, die in dieser Zeit spielten; die bekanntesten stammten von Dirks PAULUN, manche von Heinz EHRHARDT und manche betrafen eine Hamburger Kultfigur: Klein-Erna. Alle meine Anekdoten entstanden aber unabhängig aus meinem eigenen Erleben.

Eine meiner Anekdoten hatte ihren "Sitz im Leben", wie das die Theologen nennen und damit Tatsächlichkeit suggerieren wollen, nicht nur in Hamburg, sondern auch in besagter

Simenon: Giftschränk

Schwarzmarktzeit. In Hamburg hatte sich nach Ende des 2. Weltkriegs schnell herumgesprochen, dass man, obwohl das Geld nahezu wertlos war, trotzdem Waren, v.a. Nahrungsmittel und Kohle zum Heizen, aber auch nutzloses Zeug wie Parfüm oder Gold, an Orten, die man Schwarzmärkte nannte, erstehen konnte, indem man sie bargeldlos tauschte gegen Sachen, auf die man verzichten konnte oder die man schon lange loswerden wollte.

Unsere Familie wohnte in der Nähe eines Verschiebebahnhofs, eines Bahnhofs, in dem vor allem Güterzüge manchmal tagelang warten mussten, bis ihre umständlich von einem Gleis in ein anderes rangierte Waggons zusammengestellt waren, um als Zug meist in den Norden bis Dänemark abtransportiert zu werden.

"Die Dänen brauchen ja auch was zu essen", wurden wir Kinder in den Sinn eingeführt.

Woher die Güter kamen, wurde uns nie erklärt. Manche Kinder glaubten an den Herrgott. Aber ich hatte mich mittels eines alsbald zerlesenen Atlases (Atlanten sagte man früher) als Siebenjähriger schon kundig gemacht. Da gab es Hinweise auf ein Gebiet im Westen Deutschlands mit vielen Bergwerken. „Ruhrgebiet“ entzifferte ich im Atlas. Und einer Illustration, die dem Atlas beigegeben war, entnahm ich, dass man in der Tiefe unter der Erde in der Nähe der Hölle dem Teufel die Kohle abspenstig machte und in die Waggons schaufelte, wie wir sie auf dem Verschiebebahnhof täglich vorbeifahren und meist warten sahen. Und diese Kohle brauchten wir, um sie im Winter in unseren Öfen in wärmendes Feuer zu verwandeln. Woher der Teufel Kohle hatte, erklärte uns niemand. In der Schule wurden entsprechende Fragen notorisch abgeblockt:

"Das erfahrt ihr später."

Noch später an der Universität, als wir dem Professor die Frage zu stellen wagten:

"Was war denn vor dem Urknall?"

Simenon: Giftschrank

wurden wir damit abgefertigt, dass man das später sicher einmal herausbekommen würde. Schon im Griechisch-Unterricht, als wir mühsam einen Satz übersetzt hatten, den angeblich der berühmteste Weise des Abendlandes (SOKRATES) von sich gegeben hatte:

"Ich weiß, dass ich nichts weiß"

hatte das einer unserer Hinterbänkler auf die Formel gebracht:

"Lehrer sind alle nur Wusstenixe!"

So lernten wir früh: besser nicht fragen, lieber die Neugierde im Zaum halten. Noch deutlicher: Neugier sei des Teufels. Als der Religionslehrer von unseren Sünden sprach, dachte ich sofort an meine unbändige, ja unstillbare Neugier.

Allmählich kriegte meine Neugier immerhin so viel heraus, dass der Teufel die Menschen in den Bergwerken gnadenlos schuftete ließ, bevor er ein paar Kohlen herausließ. Die Bergleute rückten diese dann ihrerseits den anderen Menschen heraus, indem sie dafür v.a. Verzehrbares verlangten oder sonst, wovon sie leben konnten. Früher schob man da so ein Zwischending ein, Geld. Da dieses in der Schwarzmarktzeit nichts wert war, mussten andere Wege gefunden werden.

Im Religionsunterricht hatten wir gelernt:

"Du sollst nicht stehlen."

Natürlich witzelte unser Hinterbänkler:

"Darf man dann auch nicht den Teufel bestehlen?"

Das Lachen erstarb bald auf unseren Lippen: alle dachten an die Kohlen des Teufels, die ihre Eltern nach verstohlenen Blicken in kleinen Säcken aus den wartenden Waggons auf dem Verschiebebahnhof holten.

Simenon: Giftschränk

"Irgendsoein Teufel", hatte sogar mein Vater gesagt, "lässt uns das Wasser im Munde...", er schluckte, "die Finger jucken in der leeren Hosentasche."

Und sein Freund Willy:

"Es soll doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir das in unseren Säcken, unserer Familie daheim nicht als gutes Werk ausgeben könnten."

Und flugs war der Waggon leer und dann der nächste. Und siehe da am nächsten Tag sahen wir einen leeren Zug mit O-Waggons nach dem anderen gen Norden ziehen.

"Müssen die Dänen nun frieren?"

"Woran du schon wieder denkst!" War die einzige Antwort.

In dem entfernten Bekanntenkreis meiner Eltern gab es einen stets schlitzohrig aus dem Hemd schauenden, schlohweißen älteren Herren, der den völlig unpassenden Namen MOHR trug und noch nicht einmal verwandt war mit SCHILLERs Räuberhauptmann MOHR. Der hatte mal wieder etwas besonders Raffiniertes ausgeheckt. So meinten wir jedenfalls. Der hatte früher im Hamburger Kaffee-Großhandel TOEPFER gearbeitet und wusste, dass dieser eine Niederlassung in den USA hatte, die sie auch noch in der Nachkriegszeit mit Kaffeebohnen aus Nikaragua versorgten. Sogar, wo diese, wusste er, frisch geröstet, angeblich nur für die Besatzer zu erwerben waren.

Bohnenkaffee, das war uns Deutschen seinerzeit etwas Unvorstellbares, wovon nur unsere Eltern in Erinnerung an ferne Zeiten schwärmen konnten. Auch dem Schwarzmarkt unbekannt. Für uns „Besetzte“ gab es nur gerösteten Weizen oder Kaffee-Hag, also ungenießbares Gesöff.

Unser MOHR interessierte sich auf dem Verschiebebahnhof weniger für die O-Waggons mit der Kohle, sondern für die G-Waggons, insbesondere wenn sie versiegelt waren. Er war ohnehin im Verdacht, jede Bank knacken zu können, wenn er nur wollte. Ich denke, das ließ er aber bleiben. Nicht weil er Banker nicht wie mein Kollege Bert BRECHT für die wahren Verbrecher hielt, sondern eher, weil er sich nicht nachsagen lassen wollte, dass er nichts von der Verbrecher-Ehre hielt, nach der kein Verbrecher einen anderen bestiehlt.

Ich hatte aber früh einen anderen Verdacht. Unser MOHR hatte nämlich einen ungewöhnlichen, sogar umständlichen Weg gewählt, seine Ware an den Mann bzw. eher an die Frau zu bringen. Er ging nicht auf den Schwarzmarkt, sondern von Tür zu Tür im ganzen Viertel. In meiner kindlichen Fantasie wollte ich ohnehin früh wissen, was ein Geheimdienstler ist. Weil wir nicht wussten, wie diese sich außer durch die unauffällige Kleidung und durch eine Sonnenbrille von normalen Polizisten, speziell den Schutzpolizisten unterschieden, nannten wir sie Schupos. Ich machte meine Neugier ohnehin gerne an Menschen fest, deren Verhalten ich nicht verstand. Unser Mohr war unauffällig gekleidet, hatte aber keine Sonnenbrille. War sonst auch sehr freundlich und brachte meine Mutter häufig zum Lachen. Auffällig war nur, dass er für seinen Bohnenkaffee, den er meiner Mutter anbot, anscheinend gar nichts verlangte, sich alsbald sogar neben mich auf einen Küchenstuhl niederließ und dort langatmig schwätzend ein „Döntje“ nach dem anderen erzählte, während meine Mutter manchmal mit wenigen zustimmenden Worten weiter ihrer Arbeit nachging, meistens das Mittagessen vorbereitete. Das konnte gut und gerne eine Stunde dauern.

Ein Ereignis warf in meinen Augen plötzlich ein helles Licht auf das Verhalten des Onkel MOHR. Meine Mutter war gelernte Köchin, konnte aber auch viele Leckereien backen. Heute war einmal wieder ein Butterkuchen dran. Nie wieder habe ich so kostbaren Butterkuchen ge-

Simenon: Giftschränk

gessen wie bei meiner Mutter. Und was man hier in Süddeutschland als Butterkuchen verkauft, hätte sie despektierlich "Kotzbrocken" genannt.

Plötzlich klingelte es. Der Butterkuchen war ohnehin nahezu fertig. Sie nahm die Platte mit dem dampfenden Kuchen schnell aus dem Ofen und auf den Holzstuhl neben mich und öffnete die Tür. Der Kaffeemann, wie Onkel MOHR meinem Vater gegenüber hieß, begrüßte Mutter überschwenglich. Und schon sprudelte aus Onkel MOHR eine Anekdote nach der anderen heraus. Die Zeit des Austausches von Höflichkeiten und Verbeugungen hatten meine Mutter und der Kaffeemann längst hinter sich. Ohne zu fragen, fröhlich schwätzend, setzte sich also Onkel MOHR neben mich. Ich gebe zu, auch ich hatte seine Anekdoten zu spannend gefunden, dass ich nicht nur die Schularbeit vergaß, eine Rechenaufgabe, die ich begonnen hatte zu lösen. Gerade in dem Moment, als eigentlich nur noch die Pointe fehlte, schreckte der Kaffeemann in die Höhe, sah sich um und fasste sich ans Gesäß und unsere aufgerissenen Augen konnten es nicht fassen:

"Der schöne Butterkuchen!"

Die Schwarzmarktzeit war verbreitet eine Zeit des Hungers. Die Ödeme an meinen Füßen, derentwegen ich barfuß lief, nannte der Arzt auch Hungerödeme. Aber schneller als vom Blitz zum Donner war allen klar: An Verzehr dieser Kostbarkeit war nicht zu denken. Schlimmer: Die Hose Onkel MOHRs vom Fett der Butter durchtränkt.

"Meine Frau", stotterte der Kaffeemann.

"Ich mach das schon".

Meine Mutter war stets unkompliziert und zog dem Mann, offenkundig nichts dabei denkend, die Hose aus und stürzte diese in einen Bottich. Waschmaschinen konnten wir uns erst Jahre später leisten. Heiß Wasser dazu und mit Gallseife – oder war es Schmierseife? – schrubbend,

Simonon: Giftschränk

suchte sie den Föhn im Bad, sah das Bügelbrett, die Hose drauf und schon stand plötzlich mein Vater in der Tür. Wie auf Befehl hatten alle den Mund sperrangelweit offen.

"Aber..." meine Mutter fing sich als erste.

Dann ging das Gezeter los. Meine Eltern stritten sich oft. Aber nie erreichte der Streit eine Lautstärke wie jetzt. Ich verstand überhaupt nicht, was los war. Die Eltern verschwanden ins Wohnzimmer. Da ging es erst recht los. Die Fetzen flogen, eine Blumenvase zerschmetterte das Fensterglas. Es waren nur Wortbrocken, die aus dem Geschrei drangen.

"Was hast du mit dem Mann"

Und meine Mutter hörte ich nur mit dem Wort: "Vertrauen"

Der Kaffeemann schnappte sich die halb getrocknete und halb oder auch zehntel gebügelte Hose und wurde nie wieder gesehen. Als ich meine Eltern später einmal die Frage stellte.

„Seid Ihr eigentlich glücklich?“

kam unisono wie aus einem Mund:

„Wie kommst du denn darauf? Wir sind das glücklichste Paar der Welt.“

Ich hatte schon befürchtet, die Antwort wäre:

„Das erfährst du erst später.“

Glück a.D.

Peanuts, höre ich noch einen deutschen Banker tönen. Ich armer Poet, der bis vor kurzem noch in einer nicht ganz dichten Dachkammer über sich einen Regenschirm aufspannte, damit die Tinte auf dem Papier mit meinen dürftigen Elaboraten nicht durch plötzlich eintretendes Regenwetter zu Nichts zerfloss, ich, der ich durch Franziskas Tod exakt vor 7 Jahren einsam mit meinen 40.000 Büchern, die mir bis heute meine Kinder waren, dahinvegetierte, ich merke erst jetzt, was es hieß, was ich bei Karl MARX schon vor Dezennien las:

>Glück ist relativ<

Aus meinen Büchern wusste ich:

>Die Hauptquelle des Unglücks ist der Ehrgeiz<

Und weil ich wusste, dass ich keinen Ehrgeiz hatte, fühlte ich mich glücklich. Ich hatte mich auch damit abgefunden, nach Franziskas Tod einsam zu sein. Manchmal, insbesondere nach der Lektüre von Produkten einiger meiner Poeten-Kollegen wie OVID oder BALSAC ejakulierte meine Tinte in Sätzen wie:

>Einsamkeit ist mein bester Freund<

Okay. Ich kannte sogar einige Dutzend Menschen, denen ich vertraute und in deren Gegenwart ich mich wohlfühlte, aber spätestens der Philosoph KANT, der nie mit einer Frau geschlafen hatte, überzeugte mich:

>Niemand kann aus seiner Haut. <

Natürlich konnte ich immer nachvollziehen, wenn etwa SCHILLER jubilierte:

>Alle Menschen werden Brüder<,

wobei ich von Anfang an mitdachte:

>Alle Menschen werden Schwestern<,

obgleich ich nicht verstand, warum dieser begnadete Poet das nicht auch explizit schrieb. Aber in dem Verschmelzen mit der Menschheit blieb mir doch das Gefühl des Als-Ob. Und dann wurde dieses Gefühl doch arg strapaziert, als meine Nachbarin ihre Angst vor dem plötzlichen Besuch von Verwandten aus Syrien in Hass ausbrechen ließ.

>Nein, mit der werde ich nie gut Freund<,

dachte ich und ging ihr hinfort aus dem Weg. In solchen Fällen überkam mich schon ein frostiges Gefühl des Geworfenseins in die Haut meines Ichs, das KANT Subjekt nannte, was auf Deutsch nichts anderes heißt als ‚Unterworfenes‘ (mich beschäftigt bis heute, worunter; doch hoffentlich nicht unter Gott oder irgendeinen Diktator sonst).

Es war wie gestern ein regnerischer Tag. Meine Bank die mich monatlich unterrichtet über den Stand meiner Schulden auf meinem Konto, machte mir überraschend ein Angebot, wie ich mein Geld anlegen könnte. Ich lachte:

„Seit wann kann man Schulden sinnvoll anlegen?“

Dann studierte ich meine Kontoauszüge. Und ich lachte ein weiteres Mal. Da war als Absender einer Überweisung angegeben: >Glück a.D.<. Das übersetzte ich nicht – wie jetzt manche denken werden – mit ‚außer Diensten‘ (was ja auch nicht ganz fern lag), sondern sofort – wie ich heute weiß – durchaus richtig: >Glück futsch. < Schließlich las ich ganz rechts die Summe: Eine Million. Und kein Minus davor. Ich wusste, Peanuts wären das nicht für mich armen Poeten gewesen, der ich bisher nur Schulden gewohnt war.

„Wird ne Fehlbuchung gewesen sein. Oder auch ein übler Scherz,“

zähmte ich aufkommende Fantasien. Die Zeitungen hatten erst berichtet über Abzocker, die mit Vorliebe Senioren wie mich postalisch benachrichtigten:

„Sie haben gewonnen.“

Das Kleingedruckte verrate dann die unscheinbare Bedingung:

„Sie müssen nur eine Vorauszahlung tätigen.“

Die betrage nur die lächerliche Summe von 2.523,13 Euro oder so. Klar, auf so einen Quatsch lasse ich mich nicht ein.

Ich hatte den „Quatsch“ schon vergessen oder verdrängt, wie man es nimmt. Ich hatte mal wieder Probleme mit dem Geldautomaten der Bank. Für die Überweisung über das Internet war ich offenbar zu blöd. Ich kam jedenfalls nicht mit dem vorgeschriebenen Rubbelmechanismus klar. Also frug ich die Bankangestellte am Schalter. Die kriegte ihren Mund nicht zu, rannte dann zum Filialleiter. Dieser hatte mich in der Vergangenheit wohl wegen meiner Schulden stets sehr despektierlich als jemand am Ende seiner Fingerspitzen behandelt. Jetzt

war er plötzlich überschwänglich freundlich. Wie ich mich denn entschieden hätte. Was ich denn mit meinem Geld machen wolle.

„Ach so“, ich lachte für lange Zeit das letzte Mal, „Sie meinen die Fehlbuchung“

„Nein, nein“, meinte der Filialleiter, „das hat schon seine Richtigkeit mit der Million“

„Aber das ist doch sicher nichts als Abzocke,“

wandte ich ein. Der Filialleiter complimentierte mich in ein Separee. Er wisse zwar auch nicht, wer sich hinter dem Absender >Glück a.D.< verstecke. Aber die Zentrale habe das überprüft. Das Geld gehöre wirklich mir. Das könne man auch nicht einfach rückgängig machen. Ich erbat Bedenkzeit.

„Aber warten Sie nicht allzu lange“, hörte ich den Filialleiter noch sagen, „sonst verkommt die Million alsbald Richtung null....Sie wissen schon; der Fiskus etc....“.

Ich ging sie alle im Geiste durch, die vielen Freunde und Freundinnen, denen ich vertraute. Ergebnis: Nicht einem oder einer einzigen traute ich zu, dass sie oder er mehr mit Geld umgehen könne als ich.

Natürlich hatte ich Träume. Schon lange dachte ich an den Aufbau eines Instituts an meinem Wohnort als Zentrum für die Verbreitung des Kulturgutes unbekannter Erfinder, Künstler, Dichter und Denker aus der Region. Aber ich bin kein Organisationsgenie und wollte auch in Zukunft nichts als schreiben. Das mussten andere für mich machen. Vereinsmeier war ich nie und nicht erst, seitdem ein von mir dennoch gegründeter Verein gründlich den Bach hinuntergerauscht war. Außerdem war mir klar, kaum nach dem Erwerb eines passenden Gebäudes und selbst, wenn man jemanden fand, der mit Geld umgehen und das alles bestens organisieren konnte, näherte sich sehr schnell die Million der Null oder schlimmer: den mir nur allzu vertrauten Schulden. Banker-Weisheit: Das hätten Peanuts so an sich, wenn man nur stur an ihren Verzehr denkt.

Bevor jetzt jemand den Traum weiterspinnet oder mich gar um einige Peanustel erleichtern will, sollte ich bekennen: Nach diesem Als-Ob- oder besser Alptraum wachte ich erleichtert auf, zählte alles sehr bald zu den >Glückfutsch-Phasen< meines Lebens und beschloss, mich wieder Glücklicherem zuzuwenden, schreiben, dichten und so. Ja, wie diesem Geschreibsel

Zu meinem 79.Geburtstag schickte mir bereits eine Freundin, der ich eine Vorfassung in Erwartung von Weihrauch oder so bekannt gemacht hatte, ein >Glückfutsch-Telegramm<.

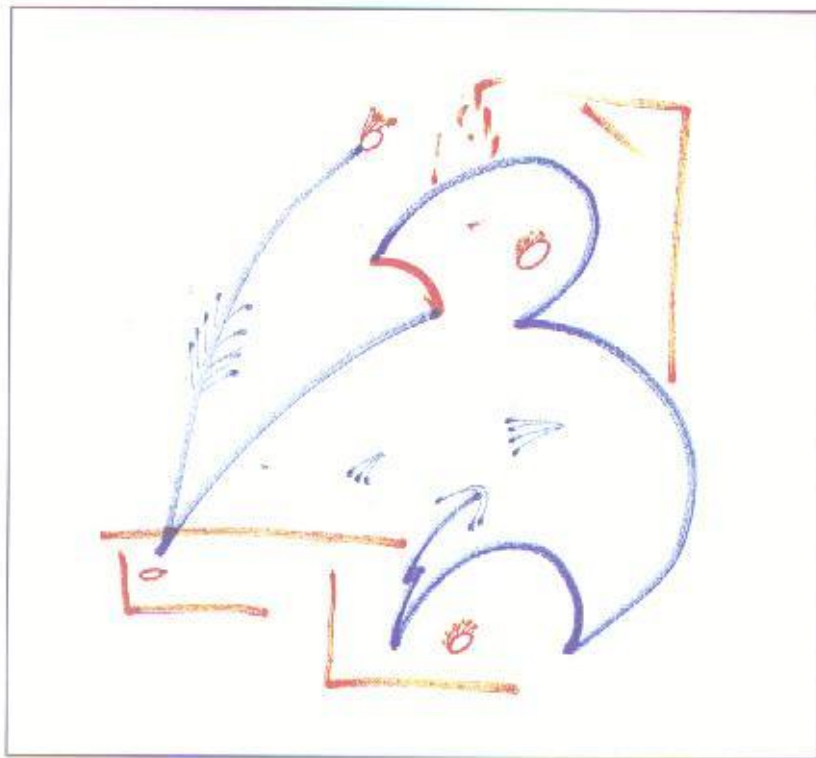
Der Kühlschränk

Manchmal stelle ich meinen Kühlschränk zur Rede: Wie er dazu käme, so leer zu sein. Keine Antwort. Außer gelegentlichem Brummen kein Ton. Dann komme ich auf die glorreiche Idee, einmal einkaufen zu gehen. Immer noch kein Ton von dem Kühlschränk. Erst ganz spät ein Brummen. Vielleicht sollte ich ihm drohen, einen neuen anzuschaffen. Da tönt es von irgendwoher: Der wäre dann garantiert leer. Ich bin Single. Also kann das nur von mir kommen. Wird mein Bauch gewesen sein. Also lasse ich das. Höre, Kühlschränkleere sei ein gutes Mittel um abzunehmen.

Eine weitere GIFT-Spritze liegt schon seit 1997 vor:

GÉRARD SIMENON

DIESER TEXT IST EINE
Fälschung



GIFT VERLAG TÜBINGEN

s.a. <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/kunscht.pdf>